This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fanny Lewald

Gefühltes und Gedachtes

(1838 - 1888)

50514.58.6

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

HUGO REISINGER

OF NEW YORK

"For the purchase of German books"

Gefühltes und Gedachtes.

Fanny Lewald-Stahr

Fanny Lewald Stahr

Verlag von Heinrich Minden. Dresden und Leipzig.

Fanny Lewald

Verlag von Heinrich Minden. Dresden und Leipzig.

Gefühltes und Gedachtes

(1838—1888)

von

Fanny Lewald

Herausgegeben
von
Ludwig Geiger

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1900

50514.58.6

HARVARD COLLEGE
NOV 21 1916
LIBRARY
Hugo Reisinger Fund

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Einleitung.

Am 5. August 1889 starb Fanny Lewald. Sie hinterließ ein Manuscript, dessen Druck sie wünschte.

Das Original dieses Werkes ist ein Quartband von 298 Seiten, mit einer durchaus regelmäßigen, selbst im Alter kaum veränderten, keine Spur körperlicher Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit zeigenden Schrift geschrieben. Wegen des Titels scheint die Verfasserin lange geschwankt zu haben. Ueber dem endgültig gewählten stehen folgende zwei: „Erlebtes und gedachtes Vertrautestes.“ „Eigenstes Bekennen“; doch haben beide Titel, die in der That sprachlich und gedanklich nicht völlig passen, nicht den Beifall der Verfasserin gefunden. In den ersten Jahren sind nur dürftige Notizen eingeschrieben; die Einzeichnungen werden in den folgenden Jahren häufiger, um, wie es dem beschaulichen Alter geziemt, in den letzten Jahren besonders stark anzuwachsen. Der Grund, warum die Aufzeichnungen der letzten Jahrzehnte die zahlreichsten sind, ist aber nicht bloß im hohen Alter der Schreiberin zu suchen, sondern in dem ferneren Umstand, daß sie die letzten 13 Jahre ihres Lebens ohne ihren Gatten zubrachte. So lange dieser lebte, war sie nämlich gewohnt, mit ihm alles zu besprechen; diese mündliche Aussprache hielt sie nun meist vom Schrei-

ben zurück, denn die innere Nötigung, die Resultate des mit dem Gatten Besprochenen aufzuzeichnen, ergab sich seltener. Einige Niederschriften sind allerdings mit dem Hinweis auf ein solches Gespräch versehen, andere durch eine Bemerkung von Stahr hervorgerufen. Aus anderen gelegentlichen Notizen ergiebt sich, daß die Schreiberin selbst mitunter in ihren Aufzeichnungen blätterte, wobei sie es für gut fand, einzelne Worte zu streichen oder ganze Stellen unleserlich zu machen, daß sie auch einzelnen Vertrauten den Einblick in eine oder andere Stelle verstattete und durch Anregungen von Freunden zur Aeußerung mancher Gedanken gelangte. Einzelne andere Aussprüche sind Briefen entnommen, sehr wenige sind Beiträgen zu Albums wohlthätiger Anstalten entlehnt, um die man sie gebeten hatte. Gewiß sind manche dieser Ausführungen teils in der Form, in der man sie in unserem Buche findet, teils in etwas veränderter Gestalt, in die Sammelwerke aufgenommen, die bei Lebzeiten unserer Verfasserin erschienen, nämlich in ihre Skizzen und Reisebeschreibungen. In allen diesen nachzusuchen, um den einen oder anderen Spruch wiederzufinden, schien mir nutzlos, vornehmlich aus dem Grunde, weil die Verfasserin nicht ohne Absicht das schon einmal Geschriebene in diese Sammlung herübernahm, da es ihr für ihre Weltanschauung besonders charakteristisch erschien.

Meine Aufgabe — als Herausgeber des vorliegenden Bandes — bestand vor allem darin: Erstens: das Erklärungsbedürftige in den Anmerkungen darzulegen (Deutung der Anspielungen, kurze biographische Notizen über die erwähnten Männer und Frauen, Titel der ungenau genannten Werke u. a.). Diese Anmerkungen, im Text

mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet, folgen am Ende des Bandes.

Zweitens: Die Citate durchzusehen. Was diese Durchsicht betrifft, so geben die Anmerkungen darüber meist keine Rechenschaft. Die hier aufzuwendende Arbeit war keine kleine. Denn Fanny Lewald gehörte offenbar zu den Frauen, die nur aus dem Gedächtnis citieren.

Daher geschah es, daß sich bei ihr eine häufig angeführte Stelle nicht bloß dem Wortlaut, sondern auch dem Sinne nach so völlig verschob, daß die Originalstelle etwas ganz anderes besagte, als die Fassung, die sie sich zurechtgelegt hatte. (Vgl. Anmerkung 138.) Die Verbesserung der meisten dieser Stellen wurde, sobald sie aufgefunden werden konnten, stillschweigend vorgenommen. Viele aber konnten trotz der angewandten Mühe nicht aufgefunden werden, weil der Schriftsteller, von dem die Stelle herrühren sollte, nur kurz genannt war, wie „Goethe sagt," oder ähnliches, und weil bei solch allgemeiner Anführungsart, bei dem Fehlen eines bestimmt erkennbaren Stichwortes das Auffinden derartiger Worte nicht immer gelingen wollte.

Drittens: Mancherlei zu streichen. Denn Streichungen waren aus mehreren Gründen notwendig.

Gestrichen habe ich folgendes: 1. Sentimentales, besonders die oft vorkommenden sehr ähnlich klingenden Beteuerungen ihrer Liebe zu Stahr, Ausdrücke, die nicht selten Mißverständnisse oder Spötteleien hätten hervorrufen können.

2. Wiederholung derselben Gedanken, die, zu verschie-

denen Zeiten niedergeschrieben, sich gar zu ähnlich sahen, mochte auch die Form etwas abweichend sein.

3. Persönliche bittere Bemerkungen gegen die Ihrigen, selbst gegen Blutsverwandte.

4. Polemische oder tadelnde Bemerkungen gegen Schriftsteller oder Politiker, die entweder noch leben, oder kürzlich gestorben sind. In dem letzteren Falle wurde eben nur das persönliche Moment getilgt; handelte es sich um sachliche Differenzen, so blieben diese stehen, ohne daß der Name desjenigen genannt wurde, gegen den sich diese Bemerkungen richteten.

Alle diese Streichungen also betreffen Aeußerlichkeiten. Manchem hätten jene Aeußerungen einen pikanten Genuß verschafft; die Meisten, nicht nur die Betroffenen oder deren Nachkommen hätten sie geärgert; sie gehören nicht notwendig zum Bilde der Schriftstellerin.

Zu solchen eben angedeuteten Streichungen, für die keine Beispiele gegeben werden können, soll nicht ihr Zweck illusorisch gemacht werden, war ich berechtigt, ja verpflichtet. Denn das Buch, obgleich zum Druck bestimmt, hat nicht die letzte Feile erlangt. Es ist, wenn es auch, wie aus zahlreichen Stellen hervorgeht, von Zeit zu Zeit, wenigstens in manchen Partien wieder angesehen wurde, doch nicht in einem Zuge durchgelesen, zur wirklichen Herausgabe vorbereitet worden. Wäre das geschehen, so wäre manches von der Verfasserin selbst entfernt worden. Sodann ist ein Herausgeber solchen Niederschriften gegenüber kühler als die Verfasserin. Man muß sich nämlich vergegenwärtigen, daß es ein „Buch des Unmuts“ war. Kämpfte die Schriftstellerin auch manchmal dagegen, daß

der Größten einer, Goethe, ein solches Buch schreiben konnte, so war sie eindrucksfähig genug, um solchen Unwillen grade gegen Personen, die ihr verwandtschaftlich nahe standen, gegen Schriftsteller zu äußern. Sodann ist es in den größten Partien ein Buch des Alters. Daß das Alter milder macht, ist nun ein nicht recht beweisbarer Satz. Wer seine Liebsten behält, an Kindern und Enkeln sich erfreut, das von ihm Gewollte in Erfüllung gehen sieht, wird milder; der Alleinstehende dagegen drückt das Gefühl der Einsamkeit, der Unzufriedenheit oft allzu herbe aus.

Fünftens: Am zurückhaltendsten war ich in der Streichung solcher Stellen, die sich in verschiedener Art über sittliche, politische und religiöse Fragen aussprechen. Ich ging von dem Grundsatze aus, daß in einem derartigen Buche, in dem es sich um die Entwicklung eines bedeutenden Menschen handelt, auch die einzelnen Stadien dieser Entwicklung erkennbar sein müssen. Andererseits war ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für ein hinterlassenes Werk doch eben nur die Verfasserin die moralische Verantwortung zu tragen hätte, aber weder Herausgeber noch Erben. Daher habe ich nur solche Stellen getilgt, die, wie ich fürchtete, ein Einschreiten des Staatsanwalts herbeigeführt hätten.

Doch wird durch solche Streichungen die Bedeutung des Werkes nicht wesentlich verringert; im ganzen und großen ist das Bild der Schriftstellerin unberührt geblieben. Der Wert des Werkes besteht darin, daß 50 Jahre inneres und äußeres Leben an dem Leser vorüberziehen. Nicht Ereignisse werden erzählt, nicht Betrachtungen an unbe-

deutende Vorkommnisse angeknüpft, sondern Gedanken und Gefühle mitgeteilt, die durch die großen Weltbegebenheiten, die innere Entwicklung, mannigfaltige Lektüre erregt wurden. Nichts Menschliches war dieser Frau fremd. Ueber Religion, besonders Christentum und Gottesglaube, Politik und Revolution, die Ereignisse von 1866 und 1870, die Frauenfrage, Nationalökonomie, Philosophie und Naturwissenschaft, Wagnersche Musik, Familienleben finden sich Erörterungen. Das Gesellschaftsleben wird kritisiert: auf Berlin und Italien fallen starke Streiflichter. Die Schriftstellerin giebt Rechenschaft über das Wesen dichterischer Arbeit. Sie sucht ihr Wesen zu analysieren, begreiflich zu machen, nicht zu glorifizieren; sie bemüht sich, andere zu verstehen, nicht herabzusetzen. Es sind keine Deklamationen und keine rührseligen Empfindeleien, keine methodischen, nach bestimmtem Schema oder absichtlicher Disposition geordneten Darlegungen, sondern Niederschriften, wie sie sich aus dem Leben eines starkgeistigen Weibes ergaben. Sie grübelt nicht, sondern beobachtet sich und die Welt; sie bleibt nicht hartnäckig bei vorgefaßten Meinungen, sondern sie läßt sich umstimmen durch die Wucht der Thatsachen und das Reifen ihres Geistes. Aber sie hat immer den Mut ihrer Meinung. Sie ist nicht hinterhältig und nicht verlogen: Klarheit und Wahrheit leiten sie. Ein Zeugnis kühnen und unerschütterlichen Mutes, ein Resultat scharfen, vielseitigen, rücksichtslosen Denkens, ein Buch des Kampfes gegen Unsitte und Vorurteil, Halbheit und Unlauterkeit, ein kühner Protest gegen müßiges Hindämmern und ungesunde, unredliche Gefühlsduselei, so soll das Buch

zu allen denen sprechen, die Fanny Lewald liebten und die es verstehen, oder lernen wollen, mit Kraft und Gesundheit in sich und um sich zu blicken.

Mit dieser kurzen allgemeinen Würdigung soll aber diese Vorbemerkung nicht geschlossen werden. Kann sie auch weder die Aufgabe haben, eine Inhaltsangabe, noch die, einen Kommentar zu bringen, so soll sie doch den Lesern einige Fingerzeige zur Würdigung und Kritik des Werkes geben.

Es fällt nicht schwer, bei mancher Stelle auf den Widerspruch hinzuweisen. zwischen dem von Fanny Lewald Verkündeten und den wirklich eingetretenen Thatsachen; eine Kritikerin ist eben keine Prophetin. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, ihr Widerwille gegen die Wagnersche Musik nicht, wie sie hoffte, von allen geteilt worden, so wenig wie ihre in einer ausgestrichenen Stelle ausgesprochene Ansicht, daß es zum Bau eines Bayreuther Theaters nicht kommen könne, durch die Wirklichkeit bestätigt worden ist.

Auch ihre Anschauung über Kraft und Macht der sozialdemokratischen Bewegung war irrig. Aber das ist ja eben das Bedeutsame an der nach Wahrheit ringenden und für ihre Ueberzeugung kämpfenden Frau, daß sie „den Mut des Fehlens" hatte, und daß sie sich daher auch nicht im geringsten scheute, ihren Irrtum einzugestehen. Ein besonders wichtiges Zeugnis dafür ist die Art, wie sie, die Demokratin, die Gegnerin der preußischen Machthaber, im Jahre 1866 bekannte, sich in ihrer Auffassung der ganzen Lage geirrt zu haben, und aus ihrer nunmehrigen Verehrung für Bismarck kein Hehl machte.

Manch andere Ausführung wird wohl Bedenken erregen, z. B. ihre Betrachtung wissenschaftlicher Arbeit. Ihr klarer Verstand, der sie so vieles begreifen ließ, und ihr Idealismus, der gerade rein geistiges Thun schätzte und empfahl, hätten, so sollte man meinen, sie zur vollen Anerkennung, ja zur Bewunderung der nicht auf unmittelbaren praktischen Erfolg gerichteten wissenschaftlichen Thätigkeit führen müssen. Aber gerade hier zog ihr praktischer Sinn, vielleicht auch die Anschauungsweise, die seit Generationen in ihrem elterlichen Hause üblich gewesen war, ihrer geistigen Auffassung Grenzen: Sie verwunderte sich, statt es zu bewundern, über solches Thun, das keine bestimmten praktischen Resultate ergäbe, und obwohl sie die Wahrheit liebte und förderte, begriff sie nicht die bloß auf Erforschung der Wahrheit gerichtete wissenschaftliche Arbeit.

Mag eine solche Anschauungsweise von manchen als weiblich betrachtet werden, so dürften viele Aussprüche des nachfolgenden Buches als unweiblich erscheinen. Zwar der Standpunkt, den sie in der Frauenfrage einnahm, wird heute vielfach gebilligt: Ihr Wunsch, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu steigern, ihren Geschlechtsgenossinnen größere Bildung zuzuführen, den Niedrigstehenden eine menschenwürdige Behandlung zu verschaffen, nebst vielen kleinen Einzelvorschlägen dürfte schwerlich auf Widerspruch stoßen. Aber in sittlicher Beziehung werden manche ihre Ansicht nicht teilen. Fanny Lewald war keine sinnliche, nicht einmal eine leidenschaftliche Natur. Die starke Leidenschaft, die sie zu ihrer Jugendzeit für ihren Vetter Heinrich Simon empfand, den scharfsinnigen Juristen, den entschiedenen Politiker, den starken Mann, war bald vor-

über, da der Angeschwärmte, der wenige Jahre später zu ihrer Nebenbuhlerin, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine große Hinneigung spürte, diese Liebe seiner Cousine nicht in gleichem Maße erwiderte.

Das Band, das sie an Adolf Stahr dauernd fesselte, entsprang nicht bloß der Leidenschaft. Wohl ward sie auch durch den schönen Mann bestochen, aber in die Neigung zu ihm mischte sich eine Art von Mitleid mit dem kränklichen, durch feste Bande, die seinen geistigen Aufschwung niederhielten, gefesselten Mann, etwas von Mütterlichkeit, das ihr eigen war und blieb, obgleich oder weil sie nie Kinder gehabt hatte. Hauptsächlich jedoch war „die große Liebe," die sie mit ihrem Gatten verband, hervorgegangen aus der Erkenntnis, daß sie für ihr geistiges Weiterleben und ihre Fortentwicklung gerade diesen Mann besitzen müsse. Er hatte, wie Karl Frenzel in seiner Skizze über Fanny Lewald („Erinnerungen und Strömungen," Leipzig 1890) sehr fein ausgeführt hat, alles, was ihr abging: Eine ungewöhnliche Belesenheit, ein geübtes Auge und ein meist sicheres Urteil. Aus diesem Bewußtsein, Stahr für ihr Leben nötig zu haben, gewann sie die Kraft, ihn zu erringen. Nach langjährigen Kämpfen erreichte sie ihr Ziel. Der Hinblick auf diesen Sieg und die Empfindung des vollen und reinen Glücks, das sie in einer reichgesegneten Ehe genoß, flößten ihr den Glauben ein, stärker und reiner geliebt zu haben, als andere. Sie sah auf die gewöhnlichen Ehen, denen kein Kampf vorausgegangen, kein Widerstand entgegengesetzt worden war, mit einer gewissen Verachtung hin, lehnte es aber andererseits stolz ab, unregelmäßige Verhältnisse mit dem ihrigen ver-

gleichen zu lassen. Was sie von Zärtlichkeit und Hingebung besaß, widmete sie ihrem Gatten. In der Zeit, da sie mit ihm vereint war, in den Tagen seiner schweren Krankheit, in den Jahren ihrer Witwenschaft sprach sie mit Rührung von ihm. Sie fügte sich dem Manne und erkannte durch Dienen seine Superiorität an. Aber in anderer Beziehung mochte sie das vermissen lassen, was man echt weiblich zu nennen pflegt. Sie glaubte nicht an ein platonisches Verhältnis zwischen Männern und Frauen, widersprach daher mit einer bei Frauen seltenen Energie der Meinung, daß die Beziehungen zwischen Goethe und Frau von Stein nur freundschaftliche, von Sinnlichkeit entfernte gewesen seien. Sie scheute sich nicht, über Dinge zu reden, die wohlanständige Frauen zu beschweigen pflegen, vielleicht in der Meinung oder gar in der Hoffnung, sie dadurch aus der Welt zu schaffen. Sie sprach offen von Kinder-Ueberproduktion, von Prostitution und vertrat, wie in manchen Briefen und Schriften, so auch in diesen Aufzeichnungen den Grundsatz, daß es widerrechtlich sei, daß die Gesetzgebung, ebenso wie die öffentliche Moral die schuldige Frau bestrafe, während sie den Mann frei laufen lasse. Auch sonst ließ sie weiche Empfindungen vermissen: Mitleid mit Unglücklichen war ihr ebenso fremd wie zarte Versöhnlichkeit. Daher fand sie es unbegreiflich, daß man mit der Witwe Napoleons III. und mit ihrer durch den frühen Tod ihres Sohnes hervorgerufenen Verlassenheit Mitleid empfand und erklärte es für unbillig, sich stets dem Willen anderer zu fügen. Wie sie nicht müde wurde, den Egoismus, wie sie ihn auffaßte, zu predigen, und zu erklären, daß Berücksichtigen, ja Hervordrängen des

eigenen Selbst eine berechtigte Eigentümlichkeit des willenskräftigen und geistesstarken Menschen sei, so verkündete sie als ihren Grundsatz, Beleidigungen zu rächen, gründlich zu hassen, mit dem Feinde unversöhnt zu sterben.

Sie war eine auf sich selbst gestellte Natur, und doch konnte sie die Menschen nicht entbehren. Frenzel hat in dem schon angeführten Aufsatz bemerkt: „Außer Auerbach wüßte ich keinen Schriftsteller, der mit so viel Menschen zusammengekommen und zu thun gehabt wie sie.“ Die Richtigkeit dieses Satzes sieht man auch durch das vorliegende Buch bestätigt.

Die Zahl der Zeitgenossen, die vor dem Leser auftritt, ist groß genug. Bei ihrer Erwähnung, ebenso wie bei der der Bücher, von denen nachher zu sprechen ist, frappiert die Unabsichtlichkeit, der Mangel an jeder Ostentation. Wer Fanny Lewalds Lebensgeschichte, wer ihre zahlreichen Reisebeschreibungen, wer ihr letztes Buch: „Zwölf Bilder nach dem Leben“ (Berlin 1888), kennt, wird eine große Anzahl berühmter Männer und Frauen zu nennen im stande sein, die den Umgangs- oder Freundeskreis der Schriftstellerin bildeten und dennoch nicht einmal mit Namen genannt werden. Der Grund dieses Verschweigens ist aber nicht nur Bescheidenheit, sondern wohlerwogene Absicht. Sie wollte nicht mit einer Galerie berühmter Zeitgenossen glänzen. Charakteristiken, wie sie sie wohl zu geben verstand, gehörten nicht zur Absicht dieses Buches. Nur dann werden hervorragende Männer oder Frauen genannt, wenn in den Gesprächen mit ihnen oder im Gedanken an sie Ideen oder Gefühle in der Schreiberin auftauchten, die ihr des Aufschreibens wert dünkten.

Diese innerliche Selbständigkeit, diese absichtliche Beschränkung auf ihre Empfindung, die zu Fanny Lewalds Eigentümlichkeiten gehörten, aber auch die Erwägung der großen Fragen, die die Zeit bewegten, machten ihr umfassende Lektüre nicht zum Bedürfnis. Sie gehörte so wenig wie ihre Zeitgenossinnen zu den besonders belesenen Frauen. Darum darf es nicht Wunder nehmen, daß in den nachfolgenden Aufzeichnungen oft die Bücher fehlen, so wie die Menschen. Es vergehen oft Jahre, ohne daß ein Buch zitiert wird; epochemachende Werke werden weder zur Zeit ihres Erscheinens, noch später genannt. Stellt man die Zahl der in den vorliegenden Aufzeichnungen genannten Werke zusammen, und meint, daß damit die Lektüre der Schriftstellerin erschöpft ist, so würde man ihre Bücherkenntnis sehr gering nennen müssen. Aber eine solche Meinung ist irrig. Zwar war sie keine eminente Leserin. Zu einer solchen fehlte ihr die Zeit. Eine in ihrem Haushalte so thätige, in der Gesellschaft lebende, wenn auch nicht in ihr aufgehende, vor allem eine so produktive Frau konnte nicht alles Neue bewältigen. Aber zum allseitigen Lesen fehlte ihr auch die Lust. Sie war zu selbständig, um nur auf andere zu lauschen. Sie hörte nicht ungern, sprach lieber und dachte am liebsten. Sie konnte sich daher durch das Anhören der Gespräche anderer, wobei die neuen und neuesten Erscheinungen eine Rolle spielten, mehr bilden, als durch eigne Lektüre. Trotzdem las sie gewiß mehr, als sie hier zu erwähnen Veranlassung fand. Ihr Schweigen aber hatte seinen Ursprung darin, daß sie nur dann etwas niederschrieb, wenn sie durchaus bewunderte oder sich zum

Widerspruch genötigt fühlte. Entsprach das Neue ungefähr ihren Ansichten, aber berührte sie wenig, so unterließ sie dessen Erwähnung. Fand sie sich aber einmal bewogen, von einem Buche, das sie sehr gefesselt hatte, Rechenschaft zu geben, so that sie dies mit großem Geschick und selbständiger psychologischer Durchdringung des Stoffs. (Vergl. die Ausführungen über Villaris Savonarola und Strauß' Voltaire unten S. 112—120, 162—167.)

Nur in einer Beziehung war sie im Nichtlesen konsequent, in allem was das Moderne betraf. Sie blieb auf dem idealen Standpunkte ihrer Jugend stehen, daß die Kunst die Aufgabe habe, das Leben zu verschönern. Das Leben sollte durch die Dichtung geadelt, um eine Stufe erhoben werden; die Darstellung des Widrigen und die plumpe Schilderung des Wirklichen war ihrer fein gestimmten harmonischen Natur unangenehm. Wie sie die Verrohung in der Gesellschaft, ebenso wie deren Nichtigkeit, Aeußerlichkeit und Prunksucht, besonders die Verrohung in den Gesprächen mit scharfen Worten brandmarkte, so tadelte sie auch die Verwilderung in der Litteratur. Daraus ergab sich für sie nicht nur, daß ihr die neueren Romane und Dramen der 70er und 80er Jahre höchst unangenehm waren, sondern daß ihr sogar die Aufdeckung eines mit häßlichen Ereignissen angefüllten Lebenswandels wie des Mussetschen durch Paul Lindau bedenklich und anstößig war. Ihr Widerspruch gegen solche Charaktere, ihre Forderung der Moral bei Künstlern und Dichtern ging so weit, daß sie einem wahrhaften Dichter, wie Musset war, einen unbedeutenden Versmacher wie Houwald vorzog.

In der Folgerichtigkeit ihrer Abneigung gegen den mo-

dernen Realismus ging sie so weit, daß sie wie in der Dichtung, so auch in der Malerei und der Musik die Vertreter des Naturalismus traf, so daß gegen die eine Zeit lang allmächtigen Neuerer, von denen einige ihren Ehrenplatz bald genug wieder aufgeben mußten, die Vertreter alter Richtungen wie Mozart und Cornelius oder sogar wenig bedeutende Zeitgenossen ausgespielt wurden. So gern sie indessen Theater, Galerien, Konzerte besuchte, so war für sie Kunstgenuß außerhalb des Hauses kein zwingendes Bedürfnis. Eine gute Kopie, ein mäßiges Originalbild in ihren behaglichen Wohnräumen ergötzten sie mehr als große Werke in bedeutenden Gemäldesammlungen; seelenvoller Gesang, ja auch die leichte Musik einer Kurkapelle konnten sie inniger erfreuen als schwierige und große Orchesterwerke und so feine Einzelbemerkungen sie über dramatische Künstler, Hoftheater, Wirkungen großer Dramen von der Bühne herab zu machen wußte, so empfand sie den Hauptgenuß auch bei dramatischen Werken während der Lektüre.

Dem Großen in der Litteratur war sie aufrichtig ergeben, dem Kultus des Genius, wie er sich z. B. bei der Säkularfeier von Schillers Geburt in Deutschland gezeigt hatte, widmete sie schöne Worte (S. 54 fg.), und hoffte, die Zeit werde kommen, in welcher dieser Genius allgemeine Huldigung empfangen werde. Unter diesen Größten war ihr Shakespeare nicht fremd. Aber nur einem Schriftsteller weihte sie einen wirklichen Kultus, nämlich Goethe. Es ist daher kein Wunder, daß in den folgenden Aufzeichnungen unter den Dichtern einer vergangenen Zeit keiner häufiger genannt wird, als er. Er ist fast der Einzige, von dessen Lektüre sie wiederholt spricht. Er war,

wie sie bekennt, der Dichter, der sie in bangen Momenten ihres Lebens tröstete, der sie über die Oede und Unbedeutendheit manches zeitgenössischen Werkes erhob. Die Begeisterung für Italien werde zwar nicht durch ihn erzeugt, wohl aber verstärkt; sogar die Worte, in denen die Abneigung gegen den nordischen Himmel und das Entzücken über Himmelsbläue und Helligkeit des Südens zum Ausdruck kommen, klingen an ihn an.

Dieses Leben in Goethe, das sich bei ihr mit einem gewissen Abweisen der Goetheforschung, der gelehrten Goethe gewidmeten Thätigkeit wohl vertrug, einem Abweisen, das bei ihr wie bei anderen, die so denken, aus der falschen Meinung hervorging, daß die Forscher dieser Art am Buchstaben klebten und nicht in den Geist eindrängen, war mir schon aus ihren Briefen und Gesprächen vertraut. Es wurde mir noch klarer, als ich nach ihrem Tode manche ihrer Schriften las. Sowohl in ihrer Lebensgeschichte als in manchem ihrer Romane wiesen Inhalt, Komposition und Stil, die wohlgerundete Sprache und die abgeklärte Gesinnung oft zwingend auf Goethe hin. Und doch wurde ich bei der Lektüre des Buches oft von ihrer Detailkenntnis überrascht. Die Anführung zahlreicher Verse und Prosastellen aus den Werken und Gesprächen, die noch häufigeren Anspielungen auf Goethes Meinungen und Worte legen ein deutliches Zeugnis von ihrer Vertrautheit mit Goethe ab.

Gegen Goethe trat Schiller zurück. Für seine historischen Schriften hatte sie kein Organ. Seine ästhetischen Arbeiten gingen ihr zu sehr ins Detail, die Dramen scheinen für sie, da sie sich auf diesem Gebiete nicht versuchte, kein

sonderliches Interesse gehabt zu haben. Es wäre denkbar, daß für diese geringe Achtung — denn von Verachtung kann keine Rede sein — das Beispiel Stahrs maßgebend wurde. Bei diesem geringeren Interesse für Schiller bleibt die ganz besondere Wertschätzung des „Geisterssehers" (unten S. 52 ff.) um so auffälliger, da man sie einer aller Romantik und allem Mystizismus so abgeneigten Natur wie Fanny Lewald war nicht leicht zutrauen möchte.

Ihre feindselige Stimmung gegen die Romantik war besonders durch manche Eigentümlichkeiten dieser Richtung hervorgerufen: die Hinneigung zum Katholizismus, das Unregelmäßige, Gesetzwidrige im Leben Einiger, die Lust am Abenteuerlichen, Phantastischen, das Schwelgen im Mittelalterlichen, das Eingeschworensein auf eine bestimmte altertümliche Kunstrichtung war ihrem Geiste zuwider. Bei dieser Abwendung von der Romantik bleibt die Hinneigung zu Rahel auffällig, die freilich mit manchen Frauen der Weimarer Glanzepoche nicht auf dieselbe Linie gestellt wird. Persönliche Sympathie ist hier ausgeschlossen, denn Fanny Lewald kam erst nach Berlin, als Rahel längst tot war (sie starb 1833), und sie gehörte nicht zu den Frauen, die sich durch persönliche Sympathie in ihrem litterarischen Urteil bestimmen lassen. Auch die mehrfach recht stark hervortretende Abneigung gegen Varnhagen wird schwerlich als Kontrastwirkung die Neigung zu seiner Gattin hervorgerufen haben. Eher könnte man hier an einen gewissen geheimen verwandtschaftlichen Zug mit der Glaubensgenossin denken, mit der Frau, die sich nach vielen Kämpfen gesellschaftliche Stellung, schriftstellerische Bedeutung errungen hatte.

So sehr Fanny Lewald durch das litterarische Interesse in Anspruch genommen wurde, so wurde sie nie vollständig von ihm gefesselt. Religion und Politik behielten in ihrem Denken einen großen Platz.

Fanny Lewald war als Jüdin geboren. In ihrem Aussehen hatte sie kaum etwas vom jüdischen Typus; ihrer Bildung verschaffte die väterliche Religion nur den Vorteil, den das bildungseifrige Streben der Juden am Anfange dieses Jahrhunderts sich durch Aneignung allgemeiner Kultur wahrhaft zu Deutschen zu machen, den Angehörigen dieser Religionsgemeinschaft gewährte. Der Kreis, in dem sie sich seit ihrer Entfernung aus dem Vaterhause bewegte, bestand wesentlich aus Christen. Besondere jüdische Interessen traten in der Zeit ihrer Reife — und nur von dieser handelt das vorliegende Buch — nicht mehr an sie heran. Eine solche Entfremdung hatte aber bei ihr nicht, wie dies bei gewöhnlichen Naturen leicht der Fall ist, Abneigung zur Folge. Dem Antisemitismus stand sie kühl gegenüber, ohne ihn zu teilen. Manche üble Eigenschaften ihrer ehemaligen Glaubensgenossen erkannte sie klar, empfand sie vielleicht tiefer, als sie gestehen wollte, und tadelte sie scharf.

Eine Vergleichung zwischen ihrer angestammten und ihrer angenommenen Religion lag ihr fern. Eine fromme Christin in dogmatischem Sinne wurde sie nie. Sie besaß für das Christentum historisches Verständnis. Seine Kulturbedeutung war ihr aufgegangen; die Person des Stifters erregte ihre Sympathie. Für einzelne Gebete, z. B. das Vaterunser, fand sie anerkennende Worte. Aber viele Lehren des Christentums blieben ihr fremd wie die

jeder anderen Religion, weil sie keine religiöse, keine Gefühls-, sondern eine Verstandesnatur war. Sie wollte nicht glauben, sondern begreifen. Diese Sehnsucht, zu begreifen, klar zu sehen, war vielleicht in ihrer Jugend stärker als in ihrem Alter. Sie war energischer in ihrer Frühzeit. Damals zweifelte sie an allem, war eine ausgesprochene Atheistin und scheute nicht starke Ausdrücke für ihren Unglauben. Später milderte sie ihre Gesinnung wie ihre Ausdrucksweise. Die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft, die bei ihr allerdings niemals eine ausschließliche, auch nicht eine streng wissenschaftliche war, befestigte zwar manchen Zweifel, ließ sie aber doch erkennen, daß auch die Wissenschaft zu einem bestimmten Endresultat über die Rätsel der Schöpfung nicht kommen konnte. Die Ueberzeugung von dem Nichtwissenkönnen machte sie duldsamer gegen die Gläubigen. An einen persönlichen Gott, an die Lehre von der Unsterblichkeit glaubte sie allerdings auch dann nicht. Nun betrachtete sie aber fast mit einem Gefühl des Neides diejenigen, die auf eine in einem einzigen Wesen personifizierte Weltregierung vertrauen und die den Tod nicht als Ende des Lebens betrachten konnten. Dem Tod sah sie nicht ohne Bangigkeit entgegen. Dieses Gefühl war nicht Folge von Mutlosigkeit, sondern des ästhetischen Unbehagens vor dem Nichtsein. Auch ihr war die süße Gewohnheit des Daseins trotz Schmerzen und der größer werdenden körperlichen Schwäche und manchen Leiden, deren sie sich bewußt war, vertraut geworden. Noch ein anderes kam hinzu. Sie hatte viele teure Angehörige verloren, von denen ewig getrennt zu bleiben, ihr eine nagende Empfindung war. Die wahrhafte, ihr ganzes Sein er-

füllende Leidenschaft für ihren Gatten ließ ihr im tiefsten Innern den Wunsch aufkeimen, von ihm nicht ganz getrennt zu sein, der wirklich die Hälfte ihres Lebens ausgemacht hatte. „Ich habe mich resigniert, nicht glauben und nicht verstehen zu können.“ In diesem Satze faßte sie ihr Glaubensbekenntnis der späteren Zeit zusammen.

Auch in politischer Beziehung milderte sich ihr starkes Freiheitsgefühl. Die Königsberger Jugendeindrücke, die Gesinnung ihrer Umgebung, des Kreises, in dem auch Johann Jacoby groß geworden war, bestimmte ihr politisches Denken. Ursprünglich war sie Republikanerin und Fürstenfeindin; allmählich wurde sie monarchischer gesinnt. Die wirkliche Verehrung, die sie einem kunstsinnigen, freidenkenden Fürsten widmete und die rein menschliche Zuneigung, die dieser ihr entgegenbrachte, schwächte die starre Meinung ihrer Jugendzeit. Sie rechnete mit den gegebenen Verhältnissen. Selbst in gefesteten Zuständen lebend, der Ruhe bedürftig, sah sie in der allmählichen Entwicklung, nicht in gewaltsamer Umwälzung den einzig richtigen Weg. Freisinnig blieb sie stets; aus einer energischen Demokratin wurde sie eine gemäßigte Liberale, dem Doktrinären abhold, dem Maulheldentum feindlich. Ihr deutsches Bewußtsein stärkte sich, nachdem der Einheitsgedanke, den sie stets lebendig in sich gefühlt, mit Blut und Eisen durchgeführt war. Für Ausländerei hatte sie nie geschwärmt; die großen nationalen Erfolge, deren sie sich freute, verstärkten ihren patriotischen Sinn.

Schloß sie sich so in vielen Ansichten den anderen an, so blieb sie in vielem eine Frau besonderer Art. Sie war nicht ohne starkes Selbstbewußtsein. Sie fühlte, daß sie sich

selbständig ihren Weg gebahnt und durch eigene Kraft ihr Ziel erreicht hatte. Respekt hatte sie auch vor dem Thun anderer, besonders schöne Worte fand sie für die Thätigkeit pflichttreuer Menschen, namentlich der Aerzte. Aber im ganzen hielt sie ihre Ueberzeugung, ihre Lebensführung und -Auffassung für die allein richtige.

Gar manchem möchte sie in einzelnen Auffassungen altmodisch erscheinen. Sie protestierte gegen die modernen Hochzeitsfeiern, sie trat entschieden gegen die prunkvolle Einrichtung und Lebensgestaltung auf. Aber dies sogenannte Altmodische war nur ein Zeugnis ihrer Innerlichkeit, aus der z. B. die Liebe zu Kindern und die freundliche Beobachtung ihrer Entwicklung quoll; die sie es als hohen Ruhm betrachten ließ, eine gute Hausfrau zu bleiben, obgleich sie eine gefeierte Schriftstellerin war, und die ihr das Behagen in einem kleinen Kreise guter Freunde verschaffte.

In einem solchen Kreise jedoch sich einzuspinnen, die Augen zu verschließen vor dem, was um sie vorging, war niemals ihr Streben. Ihr Leben war ein Kampf. Nicht um äußere Güter, so hoch sie auch die Selbständigkeit achtete, sondern um die innere Befriedigung. Nicht bloß zur eigenen Befreiung, sondern auch für die Gleichstellung und Befreiung anderer. Goethes Wort:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein,"

durfte sie auf sich anwenden.

Die Kenntnis einer solchen Frau von starkem Willen und offenem Geiste, zugänglich den Bewegungen der Zeit,

aber auch gehorsam der Stimme ihres Herzens und der Führung ihres Geistes, geneigt zur Weiterentwicklung, aber stetig in den für Recht erkannten Grundsätzen, dem Ideal ergeben, aber dem Realen nicht abgewandt, vermittelt dieses Buch. In seinen Selbstbekenntnissen ist nichts Künstliches und Gemachtes. Es lehrt sittliche, geistige, religiöse und politische Freiheit. Es will der Wahrheit dienen. Möchte seine Stimme nicht ungehört verklingen.

Berlin, 25. Februar 1900.

Ludwig Geiger.

I.*)

Was bildet den Menschen als seine Lebensgeschichte? Wahrlich eine recht fatiguante Bildung! — Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von anderen verdrängt, die ebenso unbegriffen verschwinden. Auch der Versuch lohnt, sie festzuhalten. — Das Höchste aber, sagt Goethe, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtsein eigener Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemütsarten zu durchschauen. — Es ließe sich verteidigen, wenn den Tagesbeschäftigungen ein halbes Stündchen zur Rechenschaftlegung abgemüßiget würde.

Breslau, den 15. März 1834.

Heinrich Simon.[1])

II.**)

Was bildet den Menschen als Liebe, die ihm Glauben giebt an sich selber und an die Menschheit. Leidenserfahrungen sind die scharf geschliffene Pflugschar, die das Erdreich des Herzens aufreißt; aber die Liebe ist der Same, der hineingestreut wird und Frucht bringt tausendfältig.

Hamburg, 4. Oktober 1848.

Adolf Stahr.

---

*) Von Heinrich Simon in das mir geschenkte Tagebuch geschrieben (1834), das er mir nach Königsberg sendete.

**) Von Adolf Stahr darunter geschrieben, dem Heinrichs Ausspruch mißfiel.

1838.

4. März. Vor keinem Feinde sollte man sich so sehr fürchten, als vor der eignen Phantasie. Jedem äußeren Feinde tritt man mit Härte und Energie entgegen, und eine gewisse Schadenfreude und die Lust am Siege sind gute Hilfstruppen. Wer aber kämpft so ernstlich gegen sich selbst, als gegen einen andern? — Wen schmerzt der Sieg nicht über das verzogene Kind des eignen Wesens? Und doch ist der Feind im Innern der schlimmste Feind, denn niemand kennt unsere tötlichen Stellen so gut als wir selbst.

1842.

15. Nov. Das Dämmerlicht mag für den Glücklichen Reiz haben, wenn er die Augen, geblendet von der Sonne des Glückes, im Schatten ruhen lassen will. In der Seele des Gedrückten ist ohnehin des Schattens genug, und die nahenden Stunden der Nacht beängstigen ihn, mit dem ganzen Geisterreich ihrer möglichen Bilder und Sorgen.

Berlin. 1843.

24. März. Das Christentum ist in gewissem Sinne eine träge machende Religion. Sie verweist den Armen, die hungernde Hälfte der Menschheit, auf den Himmel. Das ist bequemer, als Brot zu geben auf Erden. Unbegreiflich nur, daß die Menschen, wie Kinder, sich noch immer vertrösten lassen, statt zuzugreifen. Es hat etwas Beängstigendes, wenn man daran denkt.

Breslau.

17. Mai. Der weibliche Stolz, den sie eine Tugend nennen, ist meist nur Berechnung, wenigstens in dem Sinne, in welchem die Mehrzahl der Frauen ihn verstehen. Stolz ist Selbstsucht — Liebe Hingebung; die Liebe des Weibes schließt den weiblichen Stolz, das Gefühl, sich nichts vergeben zu wollen, als eine Unmöglichkeit aus.

24. Mai. Wie schön sind manche Worte der Bibel! Wie schön ist's, wenn die Frauen des alten Testamentes sagen: „Herr! ich bin deine Magd!" — Wie viel einfacher als das moderne: „das Leben macht den Mann zum Unterschicksal des Weibes". Und wie göttlich: „ich habe das Leben überwunden!"

29. Nov. Varnhagen sagte einmal zu mir: „Wenn das poetische Talent, das Genie sich zum Dienste einer politischen Partei hergiebt, so heißt das mit dem Pegasus pflügen wollen, und ist sündlich!" — Wie falsch! Verschmäht die Sonne es, überall erleuchtend mit ihren Strahlen einzudringen und zu wirken?

30. Dez. Wahrheit, Freiheit, Schönheit, das ist die Dreieinigkeit, die heilige Ausströmung des Weltgeistes, an die ich glaube, und wirken in ihrem Sinne, so weit ich es vermag, für Mit- und Nachwelt, die Unsterblichkeit, nach der ich strebe, und auf die ich hoffe.

1844.

2. April. Wer nur das will, was vernünftigerweise erreicht werden kann, und wer genau weiß, was er will, dem ist gar vieles erreichbar. Wissen, was man will, ist schon ein großer Schritt zum Gelingen.

3. April. Nicht der Glaube, der Zweifel macht selig, denn er führt zur Klarheit und zum Licht.

Berlin.

24. April. Leid macht den Menschen oft groß, wie man im Nervenfieber wächst, aber Glück macht ihn schön, wenn er gut angelegt ist. Goethe war schön durch Glück. Wer kann es berechnen, welche Masse von Schönheit in uns zerstört wird, wenn solch große Flut von Weh über uns hereinbricht.[2]) —

1845.

25. April. Einsam ist nur der, der nie geliebt hat. Wer die Liebe kannte, den umschweben seine Erinnerungen als treue, niemals weichende Gefährten.

14. Mai. Vorurteile sind das Schlingkraut, das ganz und gar ausgerottet werden muß, wenn es nicht die Seele ganz umhüllen und ihr gesundes Wachstum hemmen soll. Entweder man hat kein Vorurteil, oder man hat sie alle, denn sie hängen mehr oder weniger nah durch die magnetische Kette des Glaubens zusammen. — Das Wort drückt schon die Thorheit der Sache aus. Ein Vor-Urteil vor der Prüfung, vor der Kenntnis der Wahrheit, eine fertige Meinung auf Treu und Glauben gekauft.

Berlin. **1846.**

18. Nov. Es ist das größte Glück, mit Menschen zu leben, mit denen man ein vollkommenes Verständnis hat, und das allein fördert auch wahrhaft und macht eine ersprießliche Unterhaltung möglich. Spricht man über Gegenstände, über die man sich wirklich aufklären will, mit Personen, deren Grundansichten von den unseren abweichen, so ist es, als baute man ein Haus auf sumpfigen Boden, der immerfort nachgiebt und bei dem man erst Pfähle einrammen muß, um bauen zu können. Bei Gleichgesinnten aber steigt

der Bau ſicher und frei in die Höhe, und man braucht nicht ängſtlich zu ſparen mit dem Material, eben weil man des Bodens gewiß iſt und des Gelingens.

Berlin. 1847.

1. Febr. Wenn die Leute ſich nur halb ſo viel Rechenſchaft über ihr eignes Leben geben wollten, als über das Leben der andern, ſo würden ſie ſich des Ratgebens meiſt enthalten. Die ratgebende nachträgliche Weisheit, nach mißlungenem eigenen Leben, iſt wie die zweite Blüte der Apfelbäume. Man ſtaunt es einen Augenblick an, ſtutzt davor und geht dann ruhig ſeinen Weg weiter, weil man weiß, daß es doch keine Frucht bringt.

6. Febr. Das Recht iſt ſchön — Rechte ſind meiſt verderblich. Das Gefühl des Rechts macht groß, edel, frei, nachſichtig — Rechte haben macht egoiſtiſch, mißtrauiſch und unduldſam. Dies zeigt ſich in allen ſtaatlichen und privaten Verhältniſſen, in der Familie, in der Ehe, in der Liebe. Liebe iſt, wie jedes Große und Schöne, ein Kind der Freiheit — in die gewöhnliche, vom Staat und der Kirche garantierte Ehe verſetzt, artet ſie leicht aus. Mit dem Gefühl ihrer, vom Staate garantierten Rechte geht ihr meiſt die Glücksempfindung, frei zu lieben und beglückend glücklich zu machen, verloren. Sie iſt wie eine in den Norden verpflanzte Südpflanze. Die äußere Geſtalt erhält ſich einigermaßen und kann den Unkundigen täuſchen. Wer aber die Pflanze in ihrer Freiheit gekannt, der empfindet, daß Kraft, Duft, Farbe und Schönheitszauber dahin ſind.

In Lietzow bei Charlottenburg.

3. Juli. Wer im Leben ſein Teil Lebensſtoff verbrennt, iſt auch ein Künſtler und produziert. Das Leben zu ge-

nießen und künſtleriſch Großes zu ſchaffen vermag nur das Genie. Wir andern müſſen zufrieden ſein, wenn uns nur Eines einigermaßen gelingt: unſer Leben zum Kunſtwerk zu ſchaffen oder ein Kunſtwerk geiſtig darzuſtellen aus uns heraus.

16. Juli. So oft ich ein Inſekt töte, frage ich mich unwillkürlich: mit welchem Recht? Es lebt, es genießt auf ſeine Weiſe, es iſt berechtigt wie du, ein Teil des Ganzen wie du — und ich verſtehe den Brahmaismus vollkommen. Er iſt die Ahnung des Spinozismus ohne das Element, das ihn regelt, die Lehre von der Notwendigkeit der Selbſterhaltung auf Koſten anderer, der Entwicklung des Lebens aus dem Tode. — Es hat mich oft unangenehm berührt, wenn ich dachte, daß dem Tiere der Menſch das Sinnbild des Todes ſein müßte, hätte das Tier feſte vorausſehende Vorſtellungen von Leben und Sterben.

4. Aug. Nach einer Unterhaltung mit Oppenheim[3]) und Beck[4]). Sie meinen, weil der Geiſt des Menſchen an die Form, den Körper gebunden iſt, ſo müſſe man auch den Geiſt der Religion an das poſitive Dogma, an den Kultus binden. Aber der Menſchengeiſt reicht in die Unendlichkeit hinaus, ſobald er ſich als Geiſt zu denken vermag, und die Religion befreit ſich vom Cultus und vom feſten Dogma, als fortſchreitender Humanitätsgedanke, als Lehre immer neuer, thätiger Liebe.

29. Aug. Auch die Bäume haben ein verſchiedenes Schickſal. Die helle Akazie zunächſt dem Zaune, die ohnehin ſchon ſo viel Licht in ihren Blättern hat, bekommt gleich morgens den vollen, goldenen Sonnenſchein, während die

dunkle, prächtige Kastanie mit ihren grünen Fächern in tiefem Schatten steht und ganz leise die Blätter bewegt und die hellgrünen Kastanien schaukelt, wie eine Mutter, die ihr Kind im Arme wiegt. Nur stellenweise fällt einmal ein Sonnenstrahl hellleuchtend durch das Dunkel, sie hat nur seltene, nur spärliche Freuden. Die Linde am Balkon, die ist am besten dran; die hat morgens und abends volle Sonne, die lebt im größten Wohlstand, der fehlt gar nichts. Und noch jetzt in den gelben Blättern ihres Alters hat sie so viel Licht und sieht so breit und behaglich aus, daß man merkt, es ist ihr immer ganz vortrefflich gegangen, und es wird ihr auch gut gehen, bis ans Ende.

30. Aug. Beim Betrachten der Bäume fiel mir Bettina und ihr Frühlingskranz auf Clemens Brentanos Grab[5]) ein, und dabei die romantische Schule. Der ganze Menschenkreis hat gelebt, als wäre man nur zum Anatomieren und Theoretisieren des Empfindens und des Empfundenen auf der Welt. Während sie den Gedanken erzeugen, zergliedern sie ihn schon. Es ist das wie die Kinder, die in ihren Spielen nur anfangen und zerstören können, weil ihnen die ruhige Klarheit zum Schaffen fehlt. Anfang und Ende sind oft Akte eines von außen kommenden Impulses — Schaffen ein Werk bewußten Wollens und wacher Überlegung. Die romantische Schule mahnt mich immer an jene nervösen, sinnlichen Frauen, die leicht Mütter werden, aber nie ein ausgewachsenes, lebendiges Kind zur Welt bringen. Die Sehnsucht und das Verlangen sind da — aber die rechte nachhaltige Lebenskraft, die fehlt.

24. Sept. Die Menschen lassen es sich gern gefallen, daß der Dichter ihnen den Nektar der Poesie freigebig dar-

bringe — besonders wenn er sich selbst im Leben mit dem täglichen Schwarzbrot der Prosa bescheiden begnügen läßt.

16. Okt. Es liegt in der Idee einer Liebesreligion schon die Notwendigkeit eines leidensvollen Märtyrtums.

Hamburg.

25. Nov. Wer sich selbst Gesetzgeber ist, der ist sich auch Richter, und dadurch frei, nach seinem Gewissen allein zu handeln.

Oldenburg. 1848.

28. Jan. Kleinliche Menschen haben das Eigentümliche, daß sie jeden Tadel, den man in ihrer Gegenwart im allgemeinen ausspricht, auf sich beziehen. Dadurch fühlen sie sich unablässig verletzt und geben den einzigen Vorzug auf, den sie haben könnten: die Harmlosigkeit.

5. Febr. Eine der rührendsten Gestalten der Bibel ist die Hagar. In ihr tritt der erste Konflikt auf zwischen Liebe und Ehe, zwischen menschlicher Freiheit und starrer gesetzlicher Rechtmäßigkeit der Ehe — und diese trägt schon damals den Sieg davon.

Berlin.

8. Mai. Das Charakteristische an dieser Zeit ist, daß kein Mann mehr spricht, sondern alle Reden halten, die immer, wenn es möglich ist, mit dem rhetorischen: „Meine Herren!" beginnen.

2. Juni. Wenn die Menschen helfen und Rat geben wollen, so berücksichtigen sie dabei nur ihre eigene Persönlichkeit, nicht die fremde. Sie schlagen, wenn sie gute Turner sind, dem Freunde vor, auf dem Wege, den er zu gehen hat, über Hecken und Gräben zu springen, wie sie

es thun würden; ohne zu bedenken, daß dem Freunde gerade dies unmöglich sein kann.

4. Juni. Es ist ohnehin thöricht, Rat zu fordern, da die besten und weisesten Freunde uns mit Recht immer wieder auf uns selbst zurückweisen. Man legt sich mit dem Ratfordern eine Dankbarkeit, dem andern eine gewisse Verantwortung auf, und erfährt meist doch nur, was man sich mit einiger Energie und Ehrlichkeit selbst sagen konnte.

18. Juli. Wenn man die Mittelmäßigkeit jetzt überall siegen sieht, so sagt das einen Untergang dieser Revolution voraus, die die Basis einer zweiten und dritten werden wird, auf denen sich dann vielleicht eine vernünftige Freiheit erhebt, wie einst ein Bau auf den Doppelruinen der Kaiserpaläste und der Farnesischen Gärten zu Rom.

Adolfs Abreise nach Hause.

22. Juli. Es giebt Schmerzen, die man immer wieder erleben muß, um an ihre Möglichkeit zu glauben, so oft man sie auch schon empfunden. Sich von einem Geliebtesten trennen, ist ein solcher Schmerz.

Berlin. 1849.

Jan. Der Weg zur Freiheit ist wie eine Wallfahrt nach Loretto — zwei Schritte vor und einer zurück — aber man kommt doch endlich vor dem Allerheiligsten an.

März. „Mit sich fertig werden", das ist eigentlich alles. Ist man das, aber ganz und gar, so ist man gefeit wie der hörnerne Siegfried und wird auch mit den Menschen und mit der Welt fertig.

Pyrmont.

24. Juni. Bei der Lektüre des Silvio Pellico[6]): Es giebt Momente im Leben, in denen die feige Furcht vor der Strafe eines Allmächtigen eine große Erleichterung sein mag; wie auch fraglos der Glaube an eine jenseitige Unsterblichkeit sein Wohlthuendes im Leiden hat. Es liegt eigentlich etwas Verzweiflungsvolles in dem Gedanken unserer Endlichkeit. Sich sagen zu müssen, daß unser rätselhaftes Dasein sich zwischen den mystischen Grenzen von Geburt und Tod bewegt; daß die Gegenwart, allein unser, uns schattenhaft im Genuß verschwindet, daß jedes Verschwundene unwiederbringlich, jedes Kommende an die zweifelhafte Gewißheit unseres nächsten Atemzuges geknüpft ist — das ist eigentlich etwas so Spukhaftes, Traumhaftes, daß wir, die wir nicht an ein Jenseits des Todes glauben, notwendig dazu gedrängt werden, uns an den Augenblick zu halten und ihm abzutrotzen, was er irgend zu bieten vermag.

27. Juni. Ich glaube, der Egoismus ist viel berechtigter, als unsere Bildung ihn darstellt; und wir würden mehr leisten, es würden am Ende auch numerisch weniger Menschen unglücklich sein, wenn wir egoistischer wären.

Unsere Entsagung macht uns fast immer unglücklich, und den nicht glücklich, dem das Opfer gebracht wird. Entsagte man nicht, so käme am Ende statt zwei Leiden ein Glück und ein Unglück zu stande, und das wäre besser.

Buffons[7]) „in der Natur muß das Geringere dem Größeren dienen", enthält die Weisheit all der Menschen, die Großes leisteten, weil sie die Mittel wollten für den Zweck. Wir aber möchten Berge versetzen und fürchten

uns, es könnte dabei ein Stein herunterfallen und des Nachbars Dach beschädigen! — Die Alten, Shakespeare, Napoleon, kommen alle auf das Eine: „so macht Gewissen Feige aus uns allen!“ —

Der Egoismus ist die Waffe, das Horn, der Stachel, den die Natur dem Menschen mitgegeben hat. Er ist in dem großen Charakter Bedingung der Wirksamkeit, in dem kleinen Notwehr — und diese Notwehr des Schwachen wird zugleich der nützliche Widerstand für den Starken, damit er das Material, in und mit dem er arbeitet, nicht zu schnell verbrauche. — Aber der Egoismus eines großen, starken Menschen ist viel leichter zu ertragen, als der Notwehr-Egoismus schwacher Naturen.

Der höchste Grad des Egoismus, der aber weniger selten ist, als man glaubt, ist die Stufe, auf welcher man es bis zur Selbstverleugnung bringt, um den süßen Selbstgenuß dieses Bewußtseins zu haben. Solche Egoisten sind wie die Orchideen; wunderbare, zwischen Pflanzen und Tieren, zwischen zwei Gattungen schwebende Bildungen, die ihren Nahrungsstoff aus faulem Holze ziehen.

29. Juni. Nach Aufführung der Antigone. Tieck[8]) hat das Altertum nie verstanden, wie die Romantiker in ihrem sinnlichen Spiritualismus, in ihrer krankhaften, übersinnlichen Sinnlichkeit es überhaupt nicht verstehen konnten. Ihnen war nur die kultivierte, nicht die naturwüchsige Schönheit schön. Sie putzten sie auf mit hinzugetragenen Ideen, sie machten sich „Natur und Volk“, „Naturwüchsiges und Volkstümliches“ erst mit Sentimentalität und Christentum zurecht. Ließen sie die gesunde Natur in ihrer derben Nackt-

heit gelten, so geschah es wie mit dem Dorn der Rose als notwendiges, durch die Erbsünde erzeugtes Übel — sie trugen den christlichen Dualismus auf alles über und machten damit jede antike Einheit unmöglich.

So hat denn auch Tieck, weil er jenen Begriff vom Altertum nicht hat, keine antike Illusion zu schaffen vermocht. Mit allen möglichen farbigen Stoffen, mit Dekorationen im antiken Stil bei moderner Färbung, mit Kostümen, an denen alle ersinnlichen Kombinationen erschöpft sind, ist ein lächerliches Gewirr erzeugt, bei dem uns eher ein Puppentheater als die antike Welt einfallen kann.

Soll uns die Vorstellung einer Welt und einer Zeit gegeben werden, die uns ganz entrückt sind, so muß man vor allen Dingen alle Gegenstände und alle Zuthaten vermeiden, die uns an Bekanntes erinnern. Das hat der Erbauer des Atrium im Humboldtschen Hause[9]) in Tegel verstanden; und indem er sich auf glatte, weiße Wände, einfache Säulen und Formen beschränkte, es zuwege gebracht, daß wir uns in einer ungewohnten, fremden Umgebung befinden — daß unsere Phantasie rein wird, und also vorbereitet das aufzunehmen, was uns geboten werden soll — den Glauben an die Antike und die Illusion der Antike.

18. Juli. Genuß des Kunstwerks ist dem Deutschen eigentlich nur die Kritik desselben. Fände er ein vollendetes Werk, an dem er gar nichts aussetzen könnte, alles bewundern müßte, so würde es ihm langweilig erscheinen, bis er endlich einen Mangel, einen Fehler, einen Fleck daran entdeckt hätte. Dann würde er es zergliedern,

rekonstruieren und das Werk lieben, um des eignen Scharfsinns willen, den er darauf verwendet. Goethe hat diesen Kampf des deutschen Künstlers mit seiner Nation im Faust und Wagner paralleliſiert.

Berlin.

16. Okt. Das Wort „Weiblichkeit", das die germanischen Völkerstämme vor den andern voraus haben, ist kein Zeichen der höhern Ausbildung der germanischen Frauen, sondern vielmehr ein Beweis, daß es im Wesen des Germanismus lag, die Frau von der allgemein menschlichen Bildung, von der freien, menschlichen Entwicklung zu sondern, indem es sie von der Allgemeinheit schied. So wenig die goldenen Gitterstäbe, welche die Frauen absperren, in dem Harem des Orientalen, ein Beweis sind für die Hochschätzung der Frau im Orient, so wenig ist die Verbannung in den mystischen Bereich der Weiblichkeit eine Apotheose der Frau.

18. Okt. Der praktische Sinn der Engländer zeigt sich recht deutlich in der Art, in der sie konservativ sind. Scharfsichtiger, als die meisten andern Nationen, haben sie am meisten eingesehen, wie unhaltbar, wie morsch all unsere Institutionen sind, die religiösen sowohl als die staatlichen und sozialen. Weil sie es wissen, daß man an diesem morschen Gebäude nicht den kleinsten Stein rühren darf, ohne daß das Ganze rettungslos zusammenstürzt, haben sie sich aus dem Respekt vor dem Bestehenden nicht nur ein Gesetz, sondern einen Kultus geschaffen und die Konvention zum Götzen erhoben, dem sie sich, ihr Leben und ihre Gedanken zum Opfer bringen. Es ist das einer der Fälle, in denen Feigheit und Mut, Schwäche und Kraft, Weisheit und Thorheit in einander verschmelzen.

25. Okt. Es ist lehrreich, den Instinkt der Sprachbildung zu beachten, die im voraus oftmals das Urteil über unsere Zustände gesprochen hat. Sie nennt z. B. den in freier menschlicher Liebesleidenschaft Erzeugten einen natürlichen Sohn,[10]) im Gegensatz zu dem, unter Zuziehung der Kirche und staatlicher Erlaubnis erzeugten, rechtmäßigen Sohne. Die Sprache hat viel mehr Wahrheit und viel mehr Energie und Ironie, als wir beachten. Sie ist namentlich in allem, was die Geschlechtsbeziehungen und die Liebe betrifft, wunderbar primitiv und plastisch geblieben, der christlichen Bildung zum Trotz.

28. Okt. Wer die Wahrheit ernstlich sucht, kann sie auf jedem Wege finden.

26. Nov. Gesundheit ist Glück, so sagt der Kranke — Reichtum ist Glück, sagt der Arme — Weisheit ist Glück, sagt der Philosoph — und sie haben alle recht. Unglück aber ist gewiß, das nicht erreichen zu können, was man bedarf.

27. Nov. Selbstlos sein, in einer Welt voll Egoisten, heißt sich der Mittel berauben, das zu leisten, was man leisten könnte.

30. Nov. Wer die Liebe nicht versteht, begreift weder den Haß, noch den Zorn.

Berlin. **1850.**

16. Febr. Egoismus ist in einem bestimmten Sinne eine Tugend und wird als solche, als Selbsterhaltungstrieb noch einmal geschätzt werden. Die Achtung vor diesem Egoismus wächst in mir von Jahr zu Jahr. Der Mensch

soll selbstlos sein dem Vernünftigen gegenüber, aber selbstsüchtig vor dem unvernünftigen Individuum — dann allein kann er der Menschheit nützen. — Die Raserei der Frauen, sich unbedeutenden Menschen und Zwecken zu opfern, ist ebenso gut ein Akt von frommem Wahnsinn, als sich von dem Opferwagen in Jaggernauth[11]) rädern zu lassen.

21. März. Einfälle sind Feldblumen, an denen man den Boden erkennt, auf dem sie wuchsen.

23. März. Bei lebhaften Menschen und Völkern sind Ruhe und Schweigen das sicherste Zeichen der Reife.

London.

25. Juli. Es ist unsere Aufgabe, nach Versöhnung mit der Welt und mit den Menschen zu trachten, wenn es uns Ernst ist mit unserer Religion. Was der Heiland zwischen Gott und den Menschen that, ist das Symbol dessen, was uns selbst vorliegt, uns durch Liebe und Vergebung mit den Menschen und ihrer Schwachheit auszusöhnen, und uns so ruhig zu machen und so duldsam, daß die wahre Schönheit in uns gedeihen, und jedes Gute auf seine Art von uns gewürdigt werden kann.

Camsdorf bei Jena. 1851.

5. Aug. Wenn man die Briefe[12]) des Menschenkreises, der sich um Goethe und Schiller gruppierte, die Briefe von Wilhelm von Humboldt, Wolzogen und der Frau, Körner, Herder, Knebel u. s. w. mit den Briefen aller der Personen vergleicht, die zum Umgangskreise Rahels gehörten, so fällt der Vergleich entschieden zu gunsten des Thüringer Kreises aus. Es sind alles tiefe Menschen, bei denen ruhiges Denken

und tiefes Empfinden sich vereinen, eine schöne Abgeschlossenheit zu erzeugen, in der alle Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln, ein festes Bild zurücklassen und somit eine Förderung bewirken, die wieder neue, wirksame Gedanken erweckt. All diese Menschen leben, um sich in sich zu vollenden, und tragen, indem sie es thun, zur Fortentwicklung der Menschheit bei. — Der Berliner Kreis ist geistreich an der Oberfläche, verworren in der Tiefe, und was unklar von der Oberfläche abblitzt, wird dann oft für sibyllinische Tiefe ausgegeben. Rahel steht an sichrer Klarheit weit hinter Frau von Wolzogen zurück, wenn schon vielleicht ihr Gesichtskreis weiter war, als der der Wolzogen. Die Thüringer haben Gedanken, die Berliner Einfälle — jene alle kommen in Glück und Leid zur Ruhe, diese bleiben in Ekstasen der Freude und des Schmerzes, und sind — da für solche Naturen das Leben mehr Schmerzen als Freuden hat, — in ihrer Unbefriedigung und Schmerzensfülle als die Vorläufer der Richtung anzusehen, die später den Weltschmerz zum Panier erhob.

2. Okt. Die künstlerische sowohl als die sittliche Notwendigkeit fordern in der Komposition einer Dichtung ein viel strafferes Zusammenhalten, ein viel bestimmteres Abschließen, als Gutzkow[13]) und Hauenschild[14]) und vollends die große Masse der jüngsten Autoren es aus Mangel an Fähigkeit anerkennen. Die Ästhetik fordert von dem Dichter, daß er sparsam und haushälterisch mit seinen Gestalten verfahre, daß er, wie die Griechen in der Architektur, mit geringen Mitteln große Wirkungen erziele, statt mit riesigen Massen kleine Zwecke zu verfolgen. Wo uns ohne feste Gliederung und Sonderung immer neue Motive innerhalb eines Kunstwerks geboten werden, entsteht

Verwirrung, und der Leser wird gleichgültig gegen jedes Ereignis und jede Figur, die der Dichter wie etwas Zufälliges, also Überflüssiges oder Unnötiges in die Dichtung hineinschleudert. Vom ethischen Standpunkt aber verlangt der Leser mit Recht, daß der Dichter die Stelle der höchsten, folgerechten Notwendigkeit, das Prinzip Gottes vertrete und nichts geschehen lasse, was nicht grade so sein müßte, regierte der persönliche Gott, an den die Menschen glauben, mit Allweisheit und Allgerechtigkeit die Welt der Dichtung. Jede Willkürlichkeit beleidigt in einer Komposition das Gefühl des Lesers, wie es eine Ungerechtigkeit seines Gottes thun würde.

Ebenso falsch aber ist es, wenn der Dichter die ordnende Hand sehen läßt. Er sinkt dann zum ordinären Maschinenmeister herab, und seine Gestalten werden von lebenden, selbständigen Wesen zu Marionetten. Das hervortretende Ich des Dichters zerreißt den Zauberkreis, in den er uns gebannt hält, solange er unsichtbar bleibt — jede Parallele, gezogen zwischen den Vorgängen im Gedicht und denen in der Außenwelt, reißt den Leser aus dem Bann heraus. Für den, der die Analogieen nicht fühlt, hilft meist das wörtliche Hinweisen auf dieselben nichts — für den, der sie empfindet, spricht die Sache von selbst.

3. Okt. Es ist Thorheit, Kindern und auch Erwachsenen die Vorstellung eines persönlichen Gottes zu nehmen, so lange ihre plastische Phantasie noch alles und jedes zu personifizieren verlangt. Ein verständiger Arzt sagte mir einmal, die Natur giebt uns die Zeichen, wie wir Kinder zu behandeln haben: so lange sie zahnlos sind, muß man ihnen keine feste Nahrung geben, haben sie alle Zähne, so daß

das Beißen ihnen Luſt iſt, dann gebührt ihnen Fleiſch. — Grade ſo muß man auch geiſtig verfahren. Man ſpreche dem Kinde von einem höchſten, unſichtbaren, allweiſen Weſen, nenne es auch Gott, um das Kind nicht in Disharmonie zu ſetzen mit der Welt, in der es lebt. Aber man gebe dieſem Gotte nicht die menſchlichen Eigenſchaften und Fehler, man nenne ihn weder rachſüchtig noch liebevoll, man mache ihn weder zum Belohner noch zum Zuchtmeiſter, ſondern zu einem ruhigen, über dem All parteilos ſchwebenden Geiſte, der das All erhält und dem Menſchen die volle Freiheit des Handelns gelaſſen hat, des Handelns, aus dem das Glück und Leid des Menſchen wie der Menſchheit entſpringen. Iſt dann das Kind zum Jünglinge erwachſen, hat es die Kraft der Abſtraktion, hat es Selbſtändigkeit erworben, ſo weit, daß man es der nächſten, täglichen Beaufſichtigung entlaſſen kann, dann iſt es Zeit ihm zu ſagen, dieſer Gott, dieſes höchſte Weſen, iſt die abſolute Notwendigkeit, und der Übergang von der einen zu der anderen Vorſtellung wird leicht, ſchmerzlos und nicht verwirrend für ihn ſein, wenn er zu derſelben überhaupt befähigt iſt; denn darauf kommt es an.

Es iſt Unverſtand, dem Kinde, dem wir bei jedem Tritt und Schritt den Gehorſam unter eine Autorität zu lehren haben, wenn wir es zur wahren Freiheit erziehen wollen, zu der, die ſich ſelbſt zu zügeln und zu leiten weiß, den Glauben und den Troſt zu nehmen, daß auch die Welt einer höchſten Autorität gehorche; und machen wir ihm nicht ein reines Bild dieſer höchſten Autorität, ſo wird ſeine Phantaſie ſich leicht ein Scheuſal daraus ſchaffen, das ſchlimmer iſt als der perſönlichſte Gott des Chriſtentums.

Es ist für den reifsten Menschen so schwer, sich verständnislos vor den Endfragen unseres Werdens und Vergehens zu bescheiden, daß es thöricht und unnötige Grausamkeit ist, dem Kinde solche schwere Resignation aufzuerlegen.

Jena-Camsdorf.

4. Okt. bei Sonnenuntergang. Der Feind des Glückes ist es, sich gleichgültig werden zu lassen gegen das Gute, das man hat. Weil ich mir täglich vorhalte, welch ein Genuß es mir gewesen sein würde, in Berlin einmal solchen Sonnenuntergang auf den Höhen zu sehen, bleibt mir die Freude daran immer neu und das Glück immer gleich groß. Aus glücklicher Gegenwart nicht auf die Entbehrungen der Vergangenheit zurückzusehen, macht stumpf im Genuß des Lebens, unfähig, das Beste zu würdigen und es sich als Glück zu bewahren. Es ist nicht genug, alle Elemente des Glückes zu haben, wenn man sie nicht zu nutzen weiß.

4. Febr. Buffons Theorie von dem Leben, nach dem der Tod nur ein Freiwerden der einzelnen Elemente ist, und das Leben nur ein Gebundensein niederer Elemente zu einem höheren Ganzen, läßt sich als vortreffliches Gleichnis auf den Staat und das Individuum anwenden. Der Staat ist das Gebundensein vieler niederer Lebenselemente zu einem Ganzen — das Auflösen des Staates, der Tod des Staates, ist die Befreiung der einzelnen Persönlichkeiten, ihr Nichtgebundensein — und doch ein geringerer Zustand für alle.

23. Nov. Die englischen Romandichter haben von der Art ihres Lebens die größten Vorteile für ihre Dichtung. Dadurch, daß das Land und die kleinen und großen Städte

sich ihre Bewohner unabläſſig austauſchen, daß faſt jeder Gutsbeſitzer auf ſeinem Gute lebt, ſeine Stadtfreunde als Gäſte dort empfängt, verſchmelzen die Stände — trotz der Standesunterſchiede, mehr als in Deutſchland, und es bieten ſich dem engliſchen Dichter Kombinationen als ganz natürlich dar, die der Deutſche mühſam und künſtlich bei den Haaren heranziehen muß. So viel wir uns mit der ſogenannten Standesgleichheit wiſſen, iſt poſitiv das Leben bei uns in Kaſten ſtrenge abgeſchloſſen, und das Emporkommen eines Niedriggebornen ebenſo ſelten, als das ſchnelle Herunterkommen wohlhabender Familien zu gänzlicher Armut. Schon die Erbverhältniſſe begünſtigen das letztere in England, wie der lebhafte Betriebsſinn das erſtere. Deutſchland iſt ſtabiler in jedem Betracht. In allen meinen Romanen ſind die Figuren — ihrer inneren Wahrheit nach — in ihren Kreis gebannt, und ich hätte lügen müſſen, unwahre Kombinationen machen müſſen, ſie herauszubringen. Wo die Hahn[15]), Hauenſchild, Goethe, Immermann das Leben des Landadels ſchildern, iſt es immer wieder Stadt- und Kunſtleben in irgend einem Schloſſe, und in Dichtung und Leben die Kluft durch nichts ausgefüllt, welche die Stände und die verſchiedenen Stufen der Intelligenz voneinander trennt. In England trägt die Verfaſſung, die Verwaltung, das rural life und alle sports, die ganze, der Natur ſtets nahe Lebensweiſe dazu bei, das Volk und den Lord, den Arbeiter und den Gelehrten in Verbindung zu bringen, und davon hat die Nation und der Dichter gleichen Vorteil.

Einen Fehler haben die engliſchen Dichter, das iſt ihre Neigung zum Übertreiben. Das thut Bulwer in my novel[16]) bei Dr. Morgan, und es iſt eine Unart, von der

weder Dickens, noch Thackeray — von der nicht einmal Shakespeare frei ist. Die Bardolfs, der Friedensrichter Schaal, die Schauspieler selbst im Hamlet, Falstaffs Soldaten sind alle karrikiert. Byron allein ist davon frei, weil seine aristokratische Erziehung, sein refinement ihn vor unschönen Übertreibungen in Schmerz und Heiterkeit bewahrten. Auch die englischen Schriftstellerinnen sind meist freier davon als die Männer, eben weil es Sache des Geschmacks ist, der die Unschönheit der Unwahrheit empfindet.

16. Dez. Im Arbeiten am Romane wird mir der große Unterschied zwischen den naturalistischen Romanen unserer Zeit und den künstlerischen Romanen Goethes immer deutlicher. Bei aller tiefen psychologischen Wahrheit des Meisters,[17]) des Werthers und der Wahlverwandtschaften sind sie doch eben beide „auf eine gewisse Abstraktion vom Leben", auf „den schönen Schein" gearbeitet und verhalten sich zum Leben, wie die griechischen Götterbilder zum Menschen, wie Cornelius'[18]) typische Menschengestalten zum individuellen Porträt. Für eine bestimmte Klasse von Romanen muß man diese Behandlungsweise unbedingt zugeben, die ohnehin der Zeit entspricht, in der sie entstand — für den Roman der Bildungsleiden des Gebildeten. — Sie ist ganz und gar aristokratisch und wird unmöglich, sobald man von den Bildungsleiden des einzelnen, wohlhabenden, bevorzugten Menschen zur Bildungsgeschichte der Menschen im allgemeinen übergeht, wie sie sich an verschiedenen Individuen darstellt. Die Leiden eines armen Studenten, eines Nähmädchens, eines Handwerkers sind in dieser typisch abstrakten Weise nicht wahr zu behandeln möglich, weil sie alle

mit der harten, individuell bedingten Wirklichkeit zusammenhängen, und nicht wie Goethes Helden im Werther, Meister, Wahlverwandtschaften, über die Sorge des täglichen Brotes so weit erhaben sind, als Homers leicht-lebende Götter. — Mit einem Worte also: sobald der Roman sich aus der Sphäre des befriedigten Bedürfnisses in die Sphäre des zu befriedigenden wendet, wird der Roman des schönen Scheins, der Roman der Bildungsleiden unmöglich, der Roman der scharfen Individualisierung und Wirklichkeit notwendig. — Es zeigt sich auch in der ganzen Goetheschen Komposition, wie sehr er es vermeiden mußte, das Bedürfnis an seine Helden herantreten zu lassen, um die reine Sphäre typischer, vornehmer Abstraktion zu erhalten. Wo in seinen Dichtungen das Volk, Gärtner, Architekten u. s. w. vorkommen, sind sie wohlbeschäftigt und versorgt im Dienste großer Herren; diejenigen, welche Geldmangel, unbefriedigte Bedürfnisse haben, sind bald Schauspieler, welche mit Borgen und Nichtbezahlen darüber fortkommen, oder Geisteskranke, wie der Harfner, der stumpf geworden ist gegen Entbehrungen. — In den Wanderjahren, wo Goethe sich prinzipiell der Allgemeinheit, dem Volke, der Realität zuwenden wollte, verließ ihn die plastische Kraft der Individualisierung, weil er immer nur Typen hingestellt hatte, und Not und Arbeit der Mittelklasse in der Dichtung nur als ein Kollektivübel zu behandeln gewohnt war, dem möglichst abgeholfen werden müsse. — Darin liegt die Schwäche der Wanderjahre! — Die Figuren sind mitunter wie Schemen, die in unklaren Motiven herumschweben; man weiß nicht, wo aus noch ein mit ihnen. — So wenig Cornelius jetzt noch ein Porträt oder ein historisch thatsächliches Bild machen

könnte, nachdem er sich sein Leben lang mit typischen, christlichen Himmelsbürgern beschäftigt, so wenig konnte Goethe, auch als er es wollte, von der Gewohnheit lassen, die Welt der Dichtkunst in der Welt der satten Bildung zu suchen, und darin liegt auch wieder sein Zusammenhang mit den Romantikern. — Seit aber der „Roman des allgemeinen Lebens" unsere Aufgabe geworden, wird es ewig unmöglich sein, die Harmonie des gleichmäßigen Stiles im Romane völlig wieder herzustellen, die Goethe besaß. Die bittere Wirklichkeit hat etwas Untergeordnetes, die Sprechweise einer Bürgersfrau etwas Unschönes, wenn man sie mit der glatten, durch keine individuelle Unart unterbrochenen Schönheit des Goetheschen Stils vergleicht, und doch kann man diese nicht anwenden, jene unmöglich entbehren — aber das Maßhalten wird hier das Hauptgesetz der Kunst. Und wie der gute Porträtmaler nur das wirklich Charakteristische benutzen, eine zufällige Warze oder ein Fleckchen aber fortlassen muß, so muß man sich hüten, die ordinäre Ähnlichkeit des entstellenden Daguerrotypes zu erstreben. Man wird sonst im Stil notwendig buntscheckig und im Detail kleinlich, wie die Mehrzahl der modernen englischen Romane.

21. Dez. Die modernen Romane, namentlich Gutzkows Roman des Nebeneinanders verhalten sich zum roman intime, wie die Sand ihn schreibt, wie die Hahn und ich ihn behandeln, grade wie die „Historien" zum „Drama" nach Hettners[19]) Erklärung. Sie beschäftigen sich mit Ereignissen, sie stellen Begebnisse dar, in denen sich verschiedene Charaktere bewegen — der roman intime zeichnet einen Charakter. Dort sind die Vorgänge, hier psychologische Entwicklung die Hauptsache — dort ist dem Zufall Raum ge-

gönnt — hier kann nur die psychologische Notwendigkeit den Ausgang bestimmen. Ein roman intime hat notwendig einen festen Plan, eine bestimmte Schranke und ein gewisses Maß — während der Roman der Ereignisse planlos sein kann und unabsehbar ist, wie die Möglichkeit der Ereignisse selbst. —

1852.

Rudolstadt, Hotel z. Ritter.

10. Aug. Die häusliche Erziehung namentlich der Knaben kann nicht geduldet werden, sobald man den Menschen nicht als ein zufällig Gewordenes ansieht, das im Staate, d. h. in dem allgemeinen sittlichen Menschenverbande, gut oder übel hineinpaßt, wie es eben trifft. Während man oder weil man von Gottes Allwissenheit die vorausbedachteste Vorsehung erwartete, überließ man bisher auf Erden alles dem blindesten Zufalle und schien es ganz außer acht zu lassen, daß der Mensch ebensowohl das Produkt seiner Anlagen als seiner Erziehung ist; man schien es vergessen zu haben, daß man die Menschen zu Staatsbürgern erziehen muß, wenn man gute Staatsbürger haben will; d. h. die Partei des Fortschritts hat es vergessen: die Jesuiten und Absolutisten handelten und handeln danach.

Will man aber Menschen für die Freiheit, d. h. zur Unterordnung unter die Gesetze und zur Fügsamkeit in den Gesamtwillen erziehen, so muß man sie für eine Zeit lang aus der Familie entfernen, sie öffentlichen Erziehungsanstalten übergeben. Die Familie erzieht sie zum aristokratischen Partikularismus und muß sie zur Unterordnung unter den Willen eines einzelnen Machthabers erziehen. — Das öffentliche Institut gewöhnt sie an Untergehen in der Ge-

samtheit, an Fügsamkeit in das allgemeine Gesetz — und darin liegt auch der Nutzen der Kindergärten. Denn in der Familie wird jedes Kind der Tyrann seiner ganzen Umgebung.

1853.

6. Okt. Je älter ich werde, und je kürzer die Lebenszeit ist, die ich wahrscheinlich noch vor mir habe, um so geringfügiger erscheint mir das Dasein, um so trauriger die Notwendigkeit des Leidens für ein Dasein, das so ephemer und kurz ist, und das in Nichts sich auflöst. Eine unbefriedigte Jugend — viel Leid um Liebe — die Unmöglichkeit, diese große Liebe in Ruhe zu genießen — ein Kampf um des Lebens Notdurft — viel Streben — mäßiges Gelingen — und dann ein Untergehen ins Nichts! — Welch ein Los ist das! Und wie nötig ist's, daß man sich wenigstens in der Liebe eines Glücks bewußt wird, um doch ein Gegengewicht zu haben gegen die Schmerzen, gegen die Sorgen und die vergebene Arbeit unseres Daseins. Alle Lebensweisheit beruht eigentlich darauf, leichtsinnig die furchtbaren Bedingungen des Daseins zu vergessen; denn sie auszudenken und sich zu resignieren — dazu hat man nur in seltenen Augenblicken die nötige Kraft.

10. Dez. In geistiger Beziehung die höhere Organisation des Mannes vor der Frau einzugestehen, dazu ist alle Welt bereit — indes ich finde von seiten des Herzens die Männer viel reicher ausgestattet als die Frauen. Sie geben sich rückhaltloser hin als die Frauen, wenn sie wirklich lieben, sie opfern mehr, und sie vermögen noch duldend zu verzeihen, verzeihend und liebend zu entschuldigen, wo ein Weib im brennendsten Zorn nichts mehr als Haß und das Gefühl

ihres eigenen Bedürfens empfinden würde. Mit einem Worte, sie sind großmütiger, als die Frauen in der Masse es zu sein vermögen.

1854.

16. April. Ich habe mir sonst den Todeskampf stets als etwas so Entsetzliches vorgestellt. Je länger ich aber lebe, kränkle, leide, um so mehr tritt diese Vorstellung in mir zurück. Es giebt einen Grad seelischer Ermüdung, bei dem der ganze Mensch nur noch ein Bedürfnis empfindet, nur noch einen Wunsch hat, das Verlangen nach Ruhe. Und sich diese Ruhe mit der Arbeit des Todes zu erkaufen, ist gar nicht so entsetzlich für den, der immer genötigt gewesen ist, zur Erreichung seiner Zwecke zu arbeiten. Es ist ein Ziel und eine Arbeit — das ist alles — so gut wie jede andre. — Ostersonntag. —

19. Mai. Wenn man sieht, wie man eines nach dem andern im Leben hinter sich legt, wie man einen Standpunkt nach dem andern überwindet, so lernt man den Ausspruch Christi verstehen: „Ich habe das Leben überwunden."

Der Frühling und seine Blumen sind wie die Jugend — süß und schön und schnell vergänglich. Der Herbst in seiner natürlichen Starrheit hat mehr Widerstandskraft und hält mit den kümmerlichen Astern denn länger vor. Aber wie trübe!

Abschiednehmen und Wiedersehen von Menschen rührt mich nicht mehr. Das Wiedersehen des Frühlings, des zweiten, den ich krank begrüße, rührt mich um so mehr. Wer will sagen, ob dies geliebte, ersehnte Wiedersehen nicht ein Abschied für immer ist? —

25. Mai. Die Höferschen[20]) Erzählungen sind wie die

Lieder ohne Worte und ähnliche musikalische Capriccios, Zeichen einer nervösen Zeit.

9. Juni. Wenn man Kindern irgend ein Kunststück zeigt, so interessiert sie dabei immer nur dasjenige, was sie selbst dabei leisten können, nie die Sache selbst.

14. Juni. Es ist nichts so lehrreich, als in die innern Verhältnisse einer großen Familie hineinzublicken — übersichtlich — wie man von einem Turme eine große Stadt betrachtet, um sich zu orientieren. Dann kommt man dazu, die einzelnen Partien zu sondern und zu erkennen, und findet, daß den Uebelständen mit fremdem Rate, mit fremder Erfahrung niemals zu helfen ist. Das Familienleben, wie es sich in jedem Hause gestaltet, ist wie eine Mosaik. Es besteht aus tausend Kleinigkeiten, die keinen innern, natürlichen Zusammenhang haben, und die nur durch den Emailrand des Familienbegriffes zusammengehalten werden. Zerbricht dieser, oder wagt man es, nur eins der Steinchen anzutasten, aus denen die Mosaik besteht, so fällt das Ganze in seine natürlichen Bestandteile haltungslos auseinander — und diese Teile sind meist so verschieden, daß man kaum begreift, wie sie neben einander haften konnten.

Es giebt wenig Familien, die dabei gewinnen, wenn man in ihr inneres Wesen hineinblickt, und doch gewinnen die einzelnen Personen dieser Familien meist, wenn man sie genau und als Einzelheiten betrachtet.

14. Juni. Bei der Lektüre der Grimmschen Märchen. Die Märchen der Orientalen haben immer eine bestimmte, wenn auch phantastische Komposition, sie sind oft sogar Allegorien oder poetische Verklärungen der Wirklichkeit, und es geht ein fester Zug moralischer Gerechtigkeit durch dieselben. Die

deutschen Märchen sind verlaufslose Einfälle, oft voll entschiedener Ungerechtigkeit und meist voll Roheit. Die geringere Zahl ist naiv oder gar poetisch. Die italienischen sind, soweit ich sie kenne, geradezu grausam.

1. Juli. Es war sicher die Lust der sich aufschwingenden und im Lichte badenden Vögel, die den Menschen das Paradies in den Himmel verlegen und das Aufschwingen zum Äther als Seligkeit erscheinen ließ.

Eifrigen Menschen ist es im Grunde gleichgültig, womit sie sich beschäftigen, weil die Beschäftigung ihnen die Hauptsache und der gelingende Erfolg derselben die eigentliche Genugthuung ist. Ich wenigstens kann mit großer Befriedigung Fliegen fangen oder den Haushalt besorgen und nähen! Nur für das Spielen, sei es nun Karten oder was es wolle, fehlt mir aller Eifer und alle Lust am günstigen Erfolg.

3. Juli. Heines[21]) Leben gelesen. Es ist traurig, selbst dies reichbevorzugte Dasein zu überblicken, weil es den traurigen Hingang der ganzen Generationen in so übersichtlicher Klarheit vor das Auge führt — und es ist doch nichts schwerer, als die Resignation zu lernen, die sich mit dem Tode befreundet, wenn man ihn als das Ende des Menschen erkennt. — Was ist im Grunde das Wesen, das wir Mensch nennen? — Man ist am Ende seines Lebens noch nicht weiter als an dem Tage der Kindheit, an dem man zum erstenmale darüber erstaunt, daß man existiert und die Frage nach Anfang und Ende aufstellt.

27. Nov. Ich sah heute Professor Begas[22]) begraben, der noch so schön und liebenswürdig war, als ich zuerst mich hier niederließ. Es giebt nichts Traurigeres, als solch ein

dahinjagendes Begräbnis in einer großen Stadt, bei dem alles den Anstrich des Zufälligen und Unfeierlichen annimmt. Rechts sausten die Packwagen der Eisenbahn hin, links jagte der Leichenwagen dem Brandenburger Thore zu. Hier und da guckte einer, in seinen Pelz eingewickelt, aus den Wagen nach der Eisenbahn, junge Künstler liefen bunt durcheinander hin, den Zug auf dem Kirchhof zu erreichen. Sie fuhren den Toten eben fort, und — nun ist es vorbei.

Der Gedanke zu sterben und das „Gedenke zu leben" sind einzeln genommen beide falsch im Prinzip. Es muß heißen, gedenke zu leben, weil du sterben mußt. Ich begreife übrigens in mir selbst den Zug nicht, noch immer mehr an Sachen und Hausrat anzuschaffen. Da man doch sicher weiß, daß das Leben bergab geht, nach den ersten vierziger Jahren, so müßte man verbrauchen und nicht anhäufen, wenn man nicht Kinder hinterläßt. Der Zug zum Sammeln liegt aber in unserer Natur.

22. Dez. Wenn beschränkte Menschen auf den unglücklichen Gedanken geraten, sich ausbilden zu wollen, so werden sie immer Pedanten und von einer trostlosen Unfruchtbarkeit.

1855.

23. Jan. Nach der Kunde von Hauenschilds Tod am 20. — Der einzige Trost bei dem Tode geliebter Menschen liegt darin, daß man sie genug geliebt hat.

Die Menschen sind immer die besten und wahrsten, die, wie Hauenschild, anderen gern kleine Freuden bereiten. Wer den Wunsch hat, die Menschen glücklich zu machen, ist meist weniger wahr und oft träge. Denn glücklich machen

kann man die Menschen selten, ihnen kleine Freuden bereiten kann man fast immer.

26. Jan. Unmögliches wollen und wünschen ist fast immer ein Zeichen der Faulheit.

Gegen das Traurigsein wehre ich mich ordentlich mit Haß. Es macht mich ungeduldig gegen mich selbst, und ich fühle gleich das Entnervende, Demoralisierende davon, weil es die Thätigkeit und Freiheit in mir lähmt — — aber grade darum überwindet es sich schwer. Alle großen Affekte überwinden sich leicht, weil sie uns anspannen; was uns abspannt, bekommt Macht über uns.

29. Jan. Die dienende Klasse nimmt schneller und leichter die Fehler ihrer Herrschaft, als deren Eigenschaften an, und Einfachheit, Thätigkeit und Selbstbeherrschung der Gebietenden können allein die großen Nachteile einigermaßen ausgleichen, welche für ungebildete Menschen aus dem täglichen Anblick eines müßigen, verweichlichten Daseins entstehen.

6. März. Heute vor vier Wochen war der Abend unserer Trauung, und ich genieße jetzt unsere bürgerliche Ehe als ein großes Glück; jetzt muß ich zugeben, daß das sichere Beruhen, die Übereinstimmung mit dem Hergebrachten auch sehr süß sind — und die Gewißheit, diesen unangefochtenen Frieden an des besten Mannes Seite zu genießen, so lange wir beide leben, ist eine wonnevolle Aussicht. Nur Gesundheit für uns beide!

8. März. Der Hauptvorteil, mit den bürgerlichen Verhältnissen für seine Person in Übereinstimmung zu sein, besteht darin, daß man dadurch die Freiheit gewinnt, sich zu Gunsten anderer über die Vorurteile der bürgerlichen

Ansichten wegzusetzen, ohne Nachteil davon zu erleiden. Man muß etwas besitzen, um es fortgeben zu können.

10. März. Wenn man mit seinem Leben so bedächtig umginge, als man es meist mit seinem Gelde thut, käme man viel besser zurecht; denn man giebt leichter eine Stunde an gleichgültige Dinge, gleichgültige Menschen, ja an den eigenen Mißmut hin, als man einen Thaler fortgiebt, den man doch ersetzen kann, während die Zeit so unwiederbringlich ist.

12. März. Die Mehrzahl der Frauen suchen in der Liebe und in der Ehe das Geliebtwerden, nicht das Lieben; und doch ist das Lieben das größte Glück. Das Glück der Jugend ist so schön, weil es noch den Glauben an seine Unendlichkeit in sich trägt — in späteren Jahren fühlt man im Glücke immer doppelt, wie traurig es ist, daß es enden muß, daß das Leben vergänglich und so kurz ist.

17. April. Lebhafte Menschen erliegen für Augenblicke den jedesmaligen Irrtümern ihrer Zeit, aber es ist ein Kennzeichen der Tüchtigkeit, wenn sie mit denselben früher fertig werden, als die andern, und über ihre eigenen Irrtümer hinauswachsen.

5. Mai. Egoistisch sind beide Geschlechter und also jeder Mensch, aber die Geschlechter haben ihren verschiedenen Egoismus. Die Frauen besitzen meist Selbstverleugnung und Selbstüberwindung in den großen Dingen und sind egoistisch in allen kleinen Verhältnissen — die Männer nehmen sich die Mühe, das Kleine zu überwinden, und stehen unerbittlich in den Fällen, in denen große Fragen der Selbsterhaltung in Betracht kommen, oder

Fragen des Prinzips, was mit einschlägt in die persönliche Selbsterhaltung. Aber die Charaktere der Geschlechter sind nicht so scharf geschieden, daß man sagen dürfte: Der Mann handelt so, und die Frau handelt so. Man muß dafür setzen: der männliche und der weibliche Charakter, dann erst kommt der Ausspruch zu seinem Rechte.

Es ist Weisheit, sich alles leicht zu machen, was uns im Leben begegnet, und man kann das, wenn man es mit dem Vergangenen, was man selbst erlebt, und mit den Erfahrungen anderer vergleicht. Beim Abschied kann man sich und dem Scheidenden meist den Schmerz über die Angst der trennenden Ferne ersparen, wenn man sich vorhält, daß eine Stube von uns der liebste Mensch uns in jedem Augenblicke sterben kann, ohne daß wir dicht neben ihm es wissen oder hindern könnten. Die Philosophie müßte nicht spekulativ, sondern praktisch komparativ sein, wenn sie den Namen der Lebensweisheit verdienen wollte.

7. Mai. Es kommt für jeden eine Zeit, in der ihm das Leben übersichtlich wird. Man kann zurückblicken auf eine lange Vergangenheit, deren Verkettung und Fortgang klar vor uns liegt, und auch die Zukunft wird bis zu einem gewissen Grade berechenbar und voraussichtbar. Es giebt dann Dinge, die kommen müssen, bald kommen müssen, und andere, die niemals mehr geschehen können. Das eigentliche Hoffen, Wollen, Erstreben, Erwarten hat aufgehört, das selige Träumen von dem, was alles möglich ist, ist zu Ende. Bestimmtes Handeln zu bestimmtem Zweck, ruhiger Genuß und entsagendes Erdulden sind an die Stelle getreten; aber das grade ist der Reiz der Jugend,

daß sie so voll unruhigen Lebens ist, weil nichts hinter ihr liegt und vor ihr ein ganzes Menschenleben und die ganze Welt mit ihren unabsehbaren Millionen von Möglichkeiten. Die Jugend hat noch nichts zu verlieren und alles zu gewinnen! Welch ein glückseliges Los!

7. Mai. Der Mensch hat es nötig, sich für gut zu halten; sogar der Leichtsinnige beschönigt sich seine Handlungen, und grade gewissenhafte Naturen fassen daher leicht eine Abneigung gegen die Personen, denen gegenüber sie sich unlauterer Gefühle oder einer Schuld bewußt sind.

Baden-Baden.

8. Sept. Histoire de ma vie von George Sand.[23]) Jeder Mensch, der in irgend einer Weise hervortretend in seiner Zeit gelebt hat, schreibt in seinen Erlebnissen einmal die Geschichte seines eigenen Werdens, seiner Entwicklung, zweitens zugleich die Geschichte, oder vielmehr die Memoiren seiner Zeit; und dies letztere namentlich von dem Augenblicke ab, von welchem er selbst im weiteren Menschenverkehr irgend eine Einwirkung auf die Allgemeinheit gewonnen hat. Für den ersten Teil solcher Bekenntnisse bedarf es, um sie bedeutend zu machen, oft nur einer anspruchslosen Naivetät, wie sie z. B. in der Autobiographie von Bohlen[24]) hervortrat — für den historischen Teil der Memoiren aber bedarf es eines durch Bildung maßvoll gewordenen Egoismus und einer gewissen historischen Kälte, die sich nicht scheut, die Andern, die Mitlebenden und die Vorausgegangenen zu verletzen, wenn dadurch die eigene Lebensgeschichte, die eigene Person oder die Zeit aufgeklärt und richtiger beleuchtet werden. Wer nur Memoiren schreiben will, darf sich bis zu einem bestimmten Grade in

seiner Zeit verlieren. Er darf wie der Dichter in seinem Gedichte hinter seine Erzählung zurücktreten. Die Thatsachen, die Menschen sind die Hauptsache; Er ist nur das unsichtbare Auge, das sie beobachtet, die unsichtbare Gestalt, welche sie festhält und bewahrt. Anders ist es mit einer Lebensgeschichte. In dieser hat nur das Wichtigkeit, was das Leben des Erzählers grade zu diesem Leben machte, und Personen und Ereignisse haben für uns keine weitere Bedeutung als durch ihren Einfluß auf dies eine Leben. — Goethe fühlte dies, und seine in sich selbst beruhende Natur kam ihm dabei zu Hilfe. Wir erfahren von der Revolution, von den Emigranten, von den ersten deutschen Klassikern, von den Verbindungen mit seinen Freunden, von seinen geliebten Frauen nur dasjenige, was auf ihn persönlich wirkte. Wir sehen sie nur fertig und darum in ihrer vollen Bedeutung; ohne daß deshalb Goethe mit seiner Person nur einen Augenblick zurückträte, um sich auf eine lange Entwicklungsgeschichte seiner Freunde einzulassen. Er ist der Held seiner Biographie, und weil diese einen Helden, einen Mittelpunkt hat, dem alles dienen, dem sich alles unterordnen muß, konnte er diese Biographie zu einem vollendeten Kunstwerk gestalten, das einmal der fest gegebenen Verhältnisse und Umrahmungen nicht entraten kann. Er verfährt mit den Bildern seiner Freunde, wie sein Vater mit den Zeichnungen des Sohnes. So wüst und formlos manches auch darin gewesen sein mag, er beschneidet, er umrahmt es, bis es sich zur Aufbewahrung in der bestimmten Form gebrauchen läßt, und wenn er dabei dem Einzelnen im einzelnen hie und da einen kleinen Abbruch thun muß, so kommt das Bild jedes Menschen in seiner Wesen-

heit durch dies Verfahren doch zu seinem Rechte, ja, es tritt gefaßter und vollständiger für die Nachwelt hervor.

George Sand dagegen, die allen ihren Bekannten, Zeitgenossen, Freunden und Verwandten gerecht werden will, die niemand anklagen, niemand wehe thun möchte, wird dadurch ungerecht gegen sich selbst, ohne daß es ihr möglich wird, uns für die Menschen nur irgendwie zu interessieren, deren Fehler sie zu verschleiern strebt, wenn sie genötigt ist, die Existenz derselben zuzugeben. Aus Hingebung für die Menschen, welche sie geliebt hat, giebt sie sich an die Erinnerung hin und verliert sich in derselben, bis der Leser selbst die Geduld verliert; und so verlockend und edel das Motto ihres Buches zuerst erscheint, so ist es mit der Charité envers les autres und mit der vérité devant Dieu ein übles Ding, denn beide verführen sie zu einer Halbheit, an der ihr eignes Ich, die Geschichte ihres Lebens, also ihr eignes Werk zu Grunde geht. Wer nur die Wahrheit vor Gott sucht, hat sie nicht seinen Zeitgenossen zu verkünden, wer die Schwächen seines eigenen Herzens, seine Verirrungen und die Schwächen seiner Mitmenschen verschweigen will, der — muß schweigen.

Dazu kommt, daß eigentlich nur fertige, in sich ganz abgeschlossene Menschen ihre Lebensgeschichte schreiben können. Ein Mensch von unangetastetem Gottglauben, ein Mensch, der sich zu ganz einheitlichen christlichen Anschauungen hingearbeitet hat, kann, auch für den Andersdenkenden, befriedigende Memoiren schreiben, und ein Lebensbild liefern, das — wenn ihm auch vieles fehlt — doch seine kulturgeschichtliche Bedeutung für die Mit- und Nachwelt hat. George Sand aber ist mit ihrer Bildung in sich nicht

fertig, und Selbstbewußtsein und Gottglauben werfen sie in einem Zwiespalt umher, der unbehaglich auf den Leser zurückfällt. So kommt es, daß z. B. die ganz aristokratische und atheistische Großmutter, daß die Mutter der George Sand uns in gewissem Sinne ein viel lebhafteres Interesse einflößen als sie selbst; und daß statt der Geschichte ihres Lebens, uns nur andere Persönlichkeiten und ihr eigenes Schwanken, Ringen und Träumen deutlich im Gedächtnis bleiben.

Goethe ist in seiner Biographie immer der erleuchtende Fixstern, die Sonne, um die sich die ganze übrige Welt bewegt; George Sand läuft wie ein Trabant um verschiedene Sterne umher, und erduldet Anziehung und Abstoßung je nach dem — aber fast immer ohne die Willenskraft sich entschieden zu widersetzen, sich selbständig herauszuretten. Das einzige Mal, wo wir sie einen entschiedenen Schritt thun sehen, indem sie ihr Haus und ihren Gatten verläßt, gewinnt es durch ihre falsche Diskretion den Anschein, als sei sie ohne rechten Grund dazu geschritten, oder als habe sie sich von einem dissoluten Bruder thöricht und stillschweigend aus dem Hause treiben lassen, das ihr und ihren Kindern gehörte. Ihre Heirat und ihre Scheidung erscheinen in dem Halblicht ihrer Diskretion gleich unmotiviert und gewinnen für den deutschen Begriff dadurch etwas Leichtsinniges, Unsittliches. —

Ueberhaupt glaube ich, ist der Hauptfehler des Werkes der, daß es nicht als ein Kunstwerk im Kopfe durchdacht ist, sondern daß sie sich auf ein wirkliches Erzählen aus dem Gedächtnis verläßt, wo dann augenblickliche Stimmungen und das gute Herz und die Eitelkeit und die Ranküne des

Dichters alles Gleichgewicht zwischen dem Wichtigen und Unwichtigen aufheben, so daß wir die Geschichte von Franz Renouat und Marie Dorvall zu hören bekommen, wo wir die Geschichte von George Sand hören möchten. Statt Histoire de ma vie könnte das Werk oft heißen: les personnes avec lesquelles j'ai vécu, und auch dies nicht im vollen Sinne des Wortes, denn oft werden bedeutende Gestalten, wie Jules Sandeau und Alfred de Musset, die im engsten Zusammenhange mit dem Dichter gestanden haben, eben nur als Mitspielende ohne alle Aufklärung eingeführt. — Der Fehler des Buches ist also vor allen Dingen: es ist willkürlich — ist dadurch kein Kunstwerk und oft gar zu sehr der Roman von „Corambé", ihre abgeschmackte Jugend-Phantasie.

1856.

26. Jan. Männer werden darum meist nur von inferioren Frauen beherrscht, weil sie deren Einfluß gering schätzen; aber wie ein Wassertropfen den Stein aushöhlt, so zieht jede kleine Frauennatur den Mann herab, neben dem sie lebt.

Die Menschen erlangen in der Regel mehr durch ihre Fehler, als durch ihre Eigenschaften.

6. Febr. Mitleiden ist den trägen und geschäftigen Egoisten eine so angenehme Sache, weil es eine passive Thätigkeit, ein beschäftigter Müßiggang ist.

7. Febr. Bei dem Anlasse von Dores[25]) Tode und dem Lesen von Rahels Briefen, drängt sich mir eigentlich nur vor allen Dingen der Neid auf, daß Rahel Zeit hatte, so viel Briefe zu schreiben. Aber abgesehen von diesem Scherze

hat sie vieles höchst richtig empfunden, nur die Klarheit des Denkens und eine gewisse Fähigkeit des feststellenden Ausdrucks gingen ihr ab. Wo sie einmal zu einem bezeichnenden Schlagworte kommt, reißt es sich von ihr los wie in einer Konvulsion, und ich sehe immer mit Bedauern dies Ringen nach Klarheit im Ausdruck, dies Haschen und beängstigte Suchen nach dem Worte. Es ist mir, als stände ich neben einem in seiner Blutfülle erstickenden Asthmatischen, der sich in seiner Angst zerarbeitet, und wenn er einmal Luft eingesogen hat, im nächsten Augenblicke schon wieder den alten Kampf beginnen muß. — Es ist etwas Furchtbares, sich Ueberstürzendes in der Heftigkeit, mit welcher sie jedes fremde Leben, jeder Persönlichkeit Leiden und Freuden erfaßt, und wenn ich hie und da, und eigentlich oft, Anregungen aus ihren Briefen finden könnte, so hält mich die Scheu vor der krankhaften Ueberreizung, das eigentlich Weltschmerzliche vom öftern Lesen derselben zurück, weil dies mich grade so quält wie eine Musik von verstimmten Instrumenten. Je schöner das an sich ist, was sie exekutieren, um so schlimmer die Qual.

Sehr wahr ist ihr Entsetzen vor dem Begraben, die immer gegenwärtige Idee, daß jeder um sie her ihr in der nächsten Stunde entrissen werden könne, eine Idee, welche sie nach dem Tode ihrer Eltern nie mehr los geworden ist. Es ist mir grade so ergangen. Menschen, die man geliebt hat, sich unter der Erde liegend, von Würmern zernagt, in Häßlichkeit zersetzt zu denken, ist das Unbarmherzigste, was der Phantasie geboten werden kann. — Die phantasieberaubte Barbarei hat das erfunden. Ich — sehe es zu meinem Unglück in den glücklichsten Stunden. — Dantes

und Ghirlandajos Höllenqualen sind nichts gegen das Entsetzen dieser Idee mitten im Glücksgenuß.

8. Febr. Seine Individualität wahren muß man immer, denn was sich nicht durch immer neue Selbstthätigkeit erhält, löst sich auf nach dem allgemeinen Gesetz des Werdens und Vergehens.

18. Febr. Der Mensch bedarf des Glaubens an eine gewisse Dauer seines Lebens, um eifrig und strebsam zu arbeiten. Es ist gerade wie mit den Dienstboten, die lässig werden, sobald sie wissen, daß sie in nicht ferner Zeit den bisherigen Dienst verlassen. — Und daneben kommt für den denkenden Menschen dann auch wieder das Verlangen, in der noch gegebenen Frist möglichst viel zu leben, zu leisten, zu lieben.

Letzte Bitten aussprechen ist ein glaubensvoller und tröstlicher Akt. Man rechnet dabei auf die Liebe der andern und vertraut der eignen Weisheit; man ist klug genug, sich zu sagen, die andern werden es vielleicht besser wissen, anders machen — und hat doch eine Herzensberuhigung darin zu denken, daß sie unserem Rate folgen und daß alles so sein werde, wie wir es angeordnet haben. Mir wenigstens ist es ordentlich leicht ums Herz, da ich nach meinem besten Wissen alles bestimmt habe, und glaube, sie werden darauf achten. Uebrigens ist das Sterben, wenn man kennen gelernt hat, wie glücklich man sein kann, eine bittere Sache.

20. März. Adolf sagt sehr richtig: das Duell ist der innerhalb des Staates privilegierte Mord. Daher kann man, auf diesen seinen Vordersatz folgernd, den Nachsatz bilden: nur der unsittliche und charakterlose Mensch

benutzt die Erlaubnis zu einem Verbrechen, das man duldet.

Jetzt, bei Anlaß von Hinckeldeys[26]) Tod im Duell, ist es merkwürdig zu sehen, wie sehr die alten feudalistischen Vorurteile noch immer den Sinn der Menschen beherrschen, wie so gar wenige jene moralische Kraft besitzen, sich in sich selbst zu behaupten. Die Scheu vor der „öffentlichen Meinung" macht alle fast zu Feigen, obschon sie zugeben, daß in Bezug auf das Duell die öffentliche Meinung auf den faustrechtlichen Ehrbegriffen der Militär- und Adelskaste beruht. Die Frauen, deren Begriffe meist kaum diesen Namen verdienen, weil sie zwischen unklaren Vorstellungen und Empfindungen schwanken, nehmen alle den Mund voll Heroismus, sobald es sich um das Duell handelt. Sie werden Spartanerinnen aus Konfusion.

Die Männer haben die Anerkennung ihrer näheren Freunde, das Urteil vieler Verständigen, ihr eigenes Rechtsgefühl und ein gutes Gewissen, aber — das hilft alles nicht; im betreffenden Falle „muß man sich schlagen!" — Der Vernunftlosigkeit gegenüber kann man sich mit seiner Vernunft oft recht entmutigt fühlen, wenn man sie unwirksam erfindet. Die Gemeinsamkeit mit den Menschen hört auf, wo man sie blind und eigensinnig die von ihnen selbst erkannte Unvernunft verteidigen sieht.

13. April. Seit ich mich oft so krank und lebensunfähig fühle, bin ich unlustig zu jeder Arbeit geworden, und es hilft mir nicht, daß ich mir sage, Adolf werde ja die Frucht meiner Arbeit mit genießen. Der Mensch ist trotz der höchsten Liebe, die er fühlt, doch ein Egoist. — Es ist übrigens ein Schmerz, dem kein anderer zu vergleichen ist,

so im höchsten Glücke sein nahes Ende vor Augen zu haben und auf das Leben verzichten zu müssen. Mein armer Adolf! Wüßte ich nur jemand, der mich dir recht gut ersetzt!

2. Mai. Die Freuden des Wiedersehens, welche das Jenseits gewähren sollte, realisiert uns der Traum, indem er uns das persönlichste, unveränderste Wiederfinden und Verkehren mit unseren geschiedenen Lieben gestattet. Und das Entzückende daran ist, daß wir uns gar nicht darüber wundern, und gar nicht an das Ende dieses Glückes denken.

5. Juni. Wenn sorgenvolle Tage keine Nächte hätten, wären sie gar nicht so schwer zu überstehen.

7. Juni. Nichts macht den Menschen untüchtiger für das Leben, als die sorgenvolle Sorglosigkeit des abhängigen Beamtenstandes. Wer sich gewöhnt, sich lebenslang in kümmerlicher Regelmäßigkeit zu begnügen, verliert den Trieb nach voller, freier Reichlichkeit zu streben, ebenso wie er die Fähigkeit verliert, der augenblicklichen nackten Entbehrung ins Auge zu sehen. Menschen beider Geschlechter, die im Beamtenproletariate erzogen sind, sind damit eigentlich für jede freie, chancenvolle Gewerbthätigkeit von Anfang an verloren. Erwerben müssen, mit allen Aussichten auf Gelingen und Mißlingen, auf Gewinn und Verlust, ist der größte geistige Sporn und erhält die Geistesthätigkeit und Frische, wie keine andere, ruhige Thätigkeit.

10. Juni. Man beschwert sich oft über die Abhängigkeit der Beamten, der Dienenden, und vergißt, daß niemand unabhängig ist, der in irgend einem geschäftlichen Verkehr zu andern steht, welche seine industriellen oder

geistigen Erzeugnisse kaufen. Der Maler, der Bildhauer, der Schriftsteller, der Advokat sind abhängig, wie jeder übrige, und Abhängigkeit ist auch nicht drückend — denn es liegt in ihr doch eine Gegenseitigkeit und eine gewisse Freiheit. Drückend ist nur persönliche Dienstbarkeit, aber man verwechselt diese Begriffe meist.

2. Okt. (nach der Rückkehr von Zürich). Der Deutsche ist von Natur splitterrichtrig und nennt sich deshalb gern moralischer als andere Völker.

12. Okt. Es giebt Dinge, welche jeder zu verstehen meint, weil er sie eben wohl oder übel treibt, Fragen, deren Beantwortung auf der Hand zu liegen scheint, und über welche man doch in Nachdenken versinkt, sobald man einmal durch irgend einen Zufall genötigt wird, sie sich selber vorzulegen. Es ist z. B. jeder jung gewesen, es wird jeder alt, und die Meisten scheuen sich vor dem Alter und loben die Tage ihrer Jugend und den Geist, der in ihnen herrschte. Sie sind unzufrieden mit der Gegenwart, in die ihres Lebens Reife und ihr Greisenalter fallen; aber verständen sie die Kunst des Lebens, die wahre Lebenskunst, so würden sie sich die Frage vorlegen, was ist es um das Alter, das uns unzufrieden macht? Was zwingt uns zu altern? — Denn Alter und Jugend hängen nicht ausschließlich ab von dem Tage unserer Geburt.

Alt ist derjenige und wird nur derjenige, der festgewachsen in seiner Jugend, in der Vergangenheit, die Zwecke der Gegenwart nicht verstehen und nicht fördern kann. Jung ist, wer sich im Einklange erhält mit dem gegenwärtigen Tage und Geschlechte, und der, statt wehmütig zurückzublicken auf die eigene entschwundene Jugend,

fröhlich vorwärts schaut auf die Jugend, die heranwächst, und auf die Zukunft, die mit jedem neuen Morgen anhebt.

Die sprüchwörtlichen Sentenzen, mit denen ältere Personen ihre Jugendzeit und alles Entschwundene beklagen, während sie die Gegenwart und alles in ihr Gewordene tadeln, ist ein Zeichen ihrer Abgestorbenheit, ihrer Unfähigkeit zum Fortschritt. Als wir jung waren, sagen sie, da war die Welt noch voller Poesie, da konnte man reisen und sich in idyllische Einsamkeit versenken, da hatte das Reisen noch einen Zauber — aber jetzt! — In Massen werdet ihr wie Stückgut durch die Welt befördert, kein eigenartiges Erlebnis kommt euch entgegen, kein Unerwartetes stößt euch zu. Ihr seid heute „hier" und wißt es zuversichtlich, daß ihr morgen mit hundert anderen „dort" sein werdet. Woran wir uns wochenlang ergötzten, das zehrt ihr in Tagen auf, und das soll ein Genuß sein? Das soll Reiselust sein, das Poesie? — Ja freilich ist es Genuß! Ja freilich bietet das Reisen jetzt uns Reize, Reize und eine Poesie, von denen man früher keine Ahnung hatte, Ueberraschungen, die an das Märchenhafte grenzen. Denn ist es nicht wie in einem Märchen, die Anschauungen von Monaten in Wochen zusammenzudrängen, sich in einem Tage von Norden nach Süden, von Osten nach Westen versetzt zu finden, Hunderte von Meilen weit? Ist es nicht reizend und poetisch, das kurze Menschenleben in solcher Weise zu zehnfachem Genusse, zu zehnfacher Inhaltsfähigkeit sich erweitern zu sehen? Denn Zeitersparnis ist Lebensgewinn, und fast ein doppeltes Leben haben in diesem Sinne die Erfindungen des Jahrhunderts uns bereitet.

13. Okt. Man erzählte gestern bei Frl. Solmar[27]) viel von früheren Tagen, und Varnhagen gab Anekdoten aus dem Leben von Theremin[28]) zur Zeit seiner galanten Jugend, und namentlich von seinem Verhältnis zur Frau des Buchhändlers Sander[29]) zum besten. Sie gipfelten in dem Ausspruch Theremins bei dem ersten Bericht über die Schlacht von Jena: Ach! Das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der Kolonie von etwas anderem zu reden haben, als von mir und der Sander! — Später, als Theremin ein älterer Geistlicher geworden war, fuhr er mit dem General von Hellwig[30]) in dessen Wagen dem Leichenwagen der Generalin Hellwig nach, die eine geborene Imhoff gewesen war und die er sehr geliebt hatte. Der General war daher maßlos in seinem Schmerze, und Theremin kam, nachdem er seine ganze verständige Beredsamkeit erschöpft hatte, zu dem banalen Troste: Bedenken Sie, daß Sie ein Christ sind, Herr General! — Eben! Das ist ja der Teufel! fährt da Hellwig plötzlich heraus, wäre ich ein Türke und hätte ein halb Dutzend Weiber, so wäre es ja gar kein Malheur! — Alle diese Anekdoten und die ganze Unterhaltung selbst, setzten mir den Gegensatz der Vergangenheit und unserer Zeit recht klar vor Augen. Ohne die Frivolität, die sittliche Depravation entschuldigen zu wollen, kann ich mich meiner alten Vorliebe für jene Tage nicht erwehren, in denen die Menschen sich die Mühe nahmen, ein individuelles Leben zu führen und starke Leidenschaften, starke Anreize zu empfinden. Langweiliger als die Gesellschaft, in der wir leben, kenne ich nichts. Eine frostige Moral, eine tugendhafte Bequemlichkeit oder bequeme Tugend, grade genug Heuchelei, um über andere so weit entrüstet zu sein,

daß man mit träger Toleranz über ihre kleinen Schwächen still ist, eine gelegentliche gelassene Empörung über eines oder das andre, die aber auch nie zum eigentlichen Zorn oder Hasse entbrennt, mag sie Personen oder Zuständen gelten; keine leidenschaftlichen Zuneigungen, keine leidenschaftlichen Abneigungen, kein großer Zwang, keine rechte Freiheit. Daneben eine kümmerliche Wohlhabenheit, kein schöner Luxus, kein Schwung, keine rechte Lebenslust, und das alles übergossen mit einer trockenen Teilnahme billigster Art an Litteratur und Kunst, die wie der wohlfeile kandierte Mohn über die zähen Brode der Alltäglichkeit gestreut wird. Seit ich in Berlin lebte, seit 1839, habe ich aber die Berliner Gesellschaft nie anders gekannt.

Das Schlimmste ist, daß diese trockne, billige Anständigkeit der äußern Sitte — denn mehr ist es nicht — dem Dichter Zwang auflegt. Man ist so an diese Misere gewöhnt, daß die Menschen erschrecken, wenn ihnen im Romane der rote Löwe der Leidenschaft einmal unerwartet entgegentritt. Es läßt sich aber mit der Alltäglichkeit und bürgerlichen Beschränktheit der Empfindungen und Thaten, es läßt sich mit den Figuren, die bei ihrem Jubiläum den roten Adlerorden vierter Klasse bekommen, nichts Großes schaffen, wie das ja der moderne Normal-Roman von Freytag, wie Soll und Haben beweist.[31])

28. Okt. Wer seine Tage in Arbeit zubringt, der kennt ihre Kürze und wird immer wieder an das schnelle Entschwinden und an das Nützen des Lebens erinnert. Für den Müßigen, der nur seinen Gedanken und Empfindungen, für jeden, der überhaupt nur dem geistigen oder leiblichen Genusse lebt, giebt es kein regelndes und täglich

mahnendes Zeitmaß. Tage, Wochen, Monate gleiten an ihm vorüber, und er hat die äußern, allen gemeinsamen Zeitabschnitte nötig, um gewahr zu werden, daß wieder ein Teil seines Lebens verronnen ist. Für solche Personen sind das Ende eines Jahres und der Anfang eines neuen moralische Erschütterungen. Sie fühlen sich ernsthaft gestimmt, empfinden Reue, geloben sich Besserung der Schwächen und Fehler, welche sie sich einzugestehen für gut halten, sind zu Entsagung und neuen Hoffnungen geneigt, und machen als Schwelger, auch in diesem Falle, innerhalb weniger Stunden, die Reihe von Gedanken und Gefühlen durch, welche dem mit Bewußtsein der Arbeit lebenden Menschen, hie und da begegnen, und jedes für sich seinen Raum und seine Zeit begehren. Indes fruchtbringend ist nur das Letztere, und die Neujahrserregung der Genußsüchtigen währt nicht viel länger als der Wechsel des Jahres selbst. Glücklichsten Falls trägt sie die Sonne des Neujahrstags bei ihrem Untergange zu Grabe.

1857.

15. April. Zu sagen, was man nicht denkt, ist immer Unrecht; alles zu sagen, was man denkt, ist meist thöricht.

1. Dez. Einen Bekannten, der lange ausblieb, soll man nicht fragen: Sie haben sich lange nicht sehen lassen! denn man verdirbt ihm mit dem Vorwurf die Wiederkehr. Einen Hausfreund, der einen Tag ausblieb, soll man fragen: Warum kamen Sie gestern nicht? Denn man versüßt ihm damit den Willkomm! — Das ist eine alte Regel in guten gastlichen Häusern, eine Regel, die der Verstand und das Herz zusammen erfunden haben. Schonung

und dankbare Liebe liegen ihr zum Grunde. Wir freuen uns eines Wiederkehrenden, aber das rechte Behagen in der Freundschaft giebt uns nur die Gewißheit täglichen Begegnens mit denen, die wir lieben. Wir wollen sie in keiner guten Stunde, bei keinem Feste entbehren, ja, wir rechnen nicht nur auf ihr Kommen, sondern auch auf das, was sie uns bringen, weil es uns immer wieder freut, ihnen Dank schuldig zu werden und sie uns wohlgesinnt zu finden.

28. Dez. Der Eigensinn der Mädchen und Frauen, mit dem sie an ihren Gedanken, an einmal gehegten Hoffnungen, an einem einmal geliebten Manne festhängen, wenn sie den Gedanken auch hundertmal als falsch beweisen hörten, wenn sie auch die völlige Grundlosigkeit ihrer Hoffnung und den völligen Unwert ihres Geliebten handgreiflich vor Augen haben, hat für mich etwas Entsetzliches. Sie selbst haben dafür die Namen „Treue und Beharrlichkeit" erfunden, während mir darin die Beschränktheit und die geringere Natur der Weiber erscheint, die nicht ein und aus wissen, wenn sie einmal in ihrem Gefühls- und Gedankengange unterbrochen werden. Jenes gesunde: Go on! Vorwärts! mit dem ich mir immer geholfen habe, ist für sie gar nicht vorhanden. Sie sind meist wie Brei! Hat eine Erfahrung sie zerdrückt, so bleiben sie liegen, bis ein andrer kommt und etwas aus ihnen macht. Und sie verlieren ihr Leben, weil sie, statt mit Energie neues Glück erreichen zu wollen, immer zurückblicken und darüber grübeln, wie das gekommen ist, was doch gekommen ist; und warum ihr Geliebter schlecht ist; statt sich daran zu halten, daß er schlecht ist, und daß sie sich waschen müßten, um rein von diesen lumpigen Erinnerungen zu werden.

1858.

16. Jan. Ohne Neid habe ich eigentlich sehr wenig Menschen gefunden. Auch die neidlosesten, die wirklich liebevollen, zufriedenen und in sich beruhenden Menschen haben meist einen, dessen Erfolge ihnen ungerecht scheinen, wenn sie sie mit den ihrigen vergleichen, und von dessen Erfolgen sie sich also gekränkt fühlen, daß sie sie ihm nicht gönnen, sie ihm beneiden. Der Beispiele dazu könnte ich fast von allen meinen liebsten Freunden her erzählen.

19. Febr. So wie sich manche Leute Luxuspferde halten, so nehmen sich manche Männer Luxusfrauen, und beide haben dabei im Grunde wesentlich keine andere Befriedigung, als das Bewußtsein, daß viele andere eine so unnötige Ausgabe nicht für etwas machen würden, was nichts leisten kann und doch Ansprüche an große Leistungen macht.

20. Febr. Oliver Goldsmiths Leben von Washington Irving[32]) stellt es recht fein dar, in welchem Verhältnis das Erleben und Erfinden eines Dichters zu einander stehen. Ein zeugendes Motiv ist gewiß immer in den Erlebnissen eines wirklichen Dichters für seine Schöpfungen vorhanden gewesen, denn auch dies dichterische Schaffen erliegt den allgemeinen organischen Gesetzen. Freilich behauptete die gute Paalzow[33]), ihr kämen ihre Romane durch göttliche Inspiration. Damit wurde dann für ihren Kreis die Kritik und die Forderungen der Logik ebenso bestimmt ausgeschlossen, als der Katholik die Kritik der unbefleckten Empfängnis ausschließen muß, die auch eine göttliche Inspiration ist. — Und andrerseits kann man bei Frau Mühl-

bach[84]), die Historien zurechtmacht nach dem Zeitgeschmack, also nach Willkür aussucht, was eben ziehen könnte, auch von jener natürlichen organischen Anregung nicht sprechen. Es gilt diese eben nur von wirklichen Dichtungen, wie Vischer sie erklärt.

4. März. Bei dem ernsthaften Alter herrscht die Sentenz vor, bei dem Frivolen die Phrase. (Mein Vater und Varnhagen.)

3. April. Kleine Städte erhalten die Menschen bisweilen frischer, ursprünglicher. Der Verkehr der großen Welt stumpft ab, indem er abschleift. Aber dieser Verkehr, der nur in großen Städten möglich wird, hindert andrerseits das Versinken in Arroganz, weil er fortwährend zu Vergleichen mit anderen bedeutenderen Menschen auffordert. Die rechte, wirkliche Arroganz habe ich immer nur an Kleinstädtern gefunden. Sie verdirbt den Menschen noch mehr, als das Festwachsen in der engen Familie, das auch einseitig und anmaßend macht.

14. Mai. Zwischen mir und Adolf besteht der Unterschied des wirklichen Wissens und des zufälligen Könnens.

27. Mai. Mit dem Beistand der Familie ist es in der Regel wie mit dem Kredit: man hat ihn, wenn man ihn nicht braucht; und auf Ehre in der Familie halten nennt man es in der Regel, wenn man denjenigen fallen läßt, der es in dem Augenblicke eben schwer findet, sich gegen die öffentliche Meinung zu behaupten. Das habe ich erfahren.

9. Juni. Eine der schlimmsten Eigenschaften der Frauen ist, daß sie in der Regel keinen recht gesunden

Appetit haben, weder geistig noch leiblich. Sie sind meist naschhaft, bisweilen gefräßig, und wenn man die Epigramme gegen die Frauen aus dem vorigen Jahrhundert liest, in denen man ihnen diese beiden Fehler als körperliche vorhält, so ist es geistig noch viel mehr wahr. Sie wollen von allem ein bißchen schmecken, von allem ein bißchen wissen, sie wollen immer auch ein bißchen lieben. Sie liebeln so herum, wie sie herumnaschen und leckern, und da und dort verderben sie sich damit. Vor ordentlicher Liebe haben sie Angst, wie vor einer ordentlichen Mahlzeit, denn sie muß vorhalten, und es giebt danach nicht leicht wieder etwas. — Daneben kommt denn hie und da die Gier nach großen Eindrücken und Gemütsbewegungen, und verfallen sie in diese, dann werden sie haltlos. Es fehlt ihnen eben überall der sittliche Halt, der Schwerpunkt und die gesunde Vernunft.

9. Juni. Wie ein Mensch es sich süß denken kann, unsterblich zu sein, um mit seinen vergangenen Zuständen im Zusammenhang zu bleiben, das ist mir ein Rätsel. Neun Zehntel der Menschen, mit denen man in früherer Zeit verkehrte, sind uns nach Jahren unbequem, gleichgültig, oft zuwider, wenn wir ihnen zufällig begegnen. Und wer ein entwicklungsfähiger Mensch ist, und liest nach wenig Jahren seine früher geschriebenen Briefe wieder, wird es selten mit Behagen thun. Es giebt nur sehr wenig Menschen und sehr wenig Epochen des Lebens, auf die man, wie man selbst auch fortgeschritten sein mag, immer mit Vergnügen zurückblickt, immer mit Freude darauf verweilt.

10. Juli. Ich habe mein Gewissen immer bei den Anfängen meiner Handlungen zu Rate gezogen, und

darum in meinem ganzen Leben noch nichts zu bereuen gehabt. Die meisten Menschen aber beraten sich mit ihrem Gewissen erst, wenn sie vor den letzten, unbequemen und unzuträglichen Folgen der Handlungen stehen, zu denen sie sich aus müßiger Laune, aus übermütigen und selbstvertrauenden Gelüsten haben spielerisch verleiten lassen — und die Reue und das Bereuen nehmen darum in dem Leben der meisten Menschen eine so große Rolle ein. Lebensverpfuschungen habe ich immer aus unüberlegten, oft sogar sehr liebenswürdigen Anfängen entstehen sehen.

1859.

6. Jan. Es ist sehr leicht, die Menschen zu behandeln, wenn man sie nicht achtet. Wen man aber behandeln soll und muß, den hört man auf als seines Gleichen, als ein Wesen anzusehen, auf das Vernunft und Recht durch sich selber wirken müssen.

20. Jan. Es giebt eine große Masse von Menschen, die nicht für bösartig oder verleumderisch gelten, und die noch viel schlimmer sind, als die wirklichen Verleumder. Sie sagen das Böse nicht, aber sie insinuiren es. Varnhagen und Ludmilla Assing[35]) gehören zu diesem Kaliber, und darum waren sie mir von je so widerwärtig. Humboldt schrieb an Varnhagen den 7. Okt. 39 (Briefe A. v. Humboldts an Varnhagen erschienen 1860), „die alte Prinzeß Luise sagte von Ihnen, Sie seien am meisten zu fürchten, wenn Sie rechtfertigten."

Helgoland.

7. Aug. Es giebt in dem Leben jedes Menschen providentielle Ereignisse, die man, ohne sie als himmlische

Schickungen anzusehen, doch wohl beachten muß, weil sie meist aus der Meinung hervorgehen, welche unser Wesen und unser Thun und Treiben denjenigen einflößt, in deren Nähe wir leben und wirken, und deren Forderungen an uns, uns häufig über das belehren, was wir von uns selbst zu fordern haben, und was wir zu thun und zu leisten befähigt sind.

Berlin.

5. Nov. Schillers Geisterseher[36]) ist ein wahres Meisterstück von Erzählung und Komposition, und ich bin fest überzeugt, daß er nie einen zweiten Teil beabsichtigt hat, sondern das Ganze rein als solch aphoristisches Experiment hat halten wollen. Der zweite Teil könnte höchstens die Wege bringen, auf welchen der „regierende Fürst" auf die Seite geräumt, oder der „Prinz" dazu geführt wird, den regierenden Fürsten auf die Seite zu räumen und sich als Schuldbeladner ganz der Leitung der Kirche anzuvertrauen; aber das alles wären Enthüllungen, und bei dieser auf das Mysterium angelegten Komposition würde das den zweiten Teil gegen den ersten nüchtern und plump erscheinen lassen. Selbst die Figur des Armeniers würde zu nichts gemacht, wenn man wüßte, es sei dieser oder jener Jesuit oder Der oder Jener überhaupt gewesen. Den zweiten Teil dazu hätten nur ein Gottsched oder Nicolai oder sonst ein aufklärender Nüchterner machen können — ein Poet niemals.

Was aber so wundervoll an dem Fragment ist, ist der ganz trockne Realismus, mit dem all diese rätselhaften und verwickelten Ereignisse, die in ihrer Fülle eines das andre drängen, dargestellt sind. Grade dieses Berichten der Fakta macht sie so glaublich, und weil sich der Dichter gar nicht

darauf einläßt, sie zu erklären, nimmt man sie um so zuversichtlicher als wirklich geschehen hin — denn wer nicht erklärt, setzt gar nicht die Möglichkeit des Zweifels voraus. Dabei besitzt Schiller die Sprachweise der vornehmen Welt, wie kein anderer Schriftsteller in Deutschland, selbst Goethe nicht. Bei Goethe sprechen die Vornehmen, wenn auch mit Leichtigkeit, so doch mit einer immer bewußten Haltung, die eben darum fast überall an Zurückhaltung und Gemessenheit grenzt. Die Hofleute, welche den Geisterseher mündlich und schriftlich erzählen, sprechen mit der vollen Leichtigkeit des Sichgehenlassens, und doch immer aus Gewohnheit im besten Ton. Sie beteuern, sie motivieren nichts, sie sind gewohnt, daß man annimmt, was sie sagen, und an die tiefern psychologischen Gründe der Handlungen denkt darum niemand, weil sie gewohnt sind, nach Anreizungen zu handeln und augenblicklichen Stimmungen nachzugeben. Darum und damit ist alles erklärt und berechtigt, was geschieht, und der Prinz, seine Kavaliere und Civitella sind nach meiner Meinung die vollendetsten „Hofleute und Lebemänner", die die deutsche Litteratur gezeichnet hat. Selbst ehrgeizig und herrschsüchtig ist der Prinz nicht, weil diese starken Affekte schon den Lebensgenuß stören, und die Krone wird ihm erst begehrlich, als ihr Träger ihn in seinen Vergnügungen zu hindern denkt. — Als die Gaukelspiele des Armeniers ihm mit halben Aufklärungen teils Gleichgültigkeit, teils Unbehagen verursacht haben, schlägt er sie sich aus dem Sinn, indem er sich ganz an die Liebe der Griechin hingiebt. Als diese stirbt, wirft er sich, bange vor dem Schmerz und der Trauer, dem Katholizismus in die Arme und findet in seiner Ekstase neuen Genuß — er eröffnet sich

immer neue Horizonte! — Es ist ein Musterbild von einem Prinzen! und ein Muster von einer Erzählung. Auch der Hofkavalier und der unabhängige Edelmann sind vortrefflich nüanciert, und der Engländer und die übrige zufällig hinzugetretene Männergesellschaft sehr scharf und gut gezeichnet. Und mit welcher Leichtigkeit wird in dieser Gesellschaft alles behandelt, über alles fortgegangen! — Nichts von allem, was ich je gelesen, hat mir so vollkommen das Bild des alten Venedig und seiner Zustände gegeben, als diese Skizze von Schiller, der es nicht kannte. Und er muß sich sehr frei und sicher in der großen Welt gefühlt haben, um sie so zu kennen und sie so ohne Bitterkeit in nackter Thatsächlichkeit zu zeichnen.

22. Nov. Vom 9.—12. November in den Schiller-Säkulartagen hat sich wieder eine der Prophezeiungen als Wahrheit bewährt, welche der vorahnende Geist erwählter Menschen für die Menschheitsentwicklung hingestellt hatte. Der Kultus des Genius, die Anbetung des geoffenbarten Gottes — das heißt des Gottes, der sich im Menschen darstellt — ist in einer Weise über den Erdball gegangen, wie die kühnsten Voraussichten von Bettina, wie Carlyles realistisch beschränkte heroworship es nie für möglich gehalten haben würden. Und mitten unter dem Parteizwist der in sich und in allen ihren religiösen und politischen Meinungen zerspaltenen Welt, ist — allen überraschend, ja von allen oder doch von den meisten noch unbegriffen — die Religion der Zukunft in der schönen Vielgötterei der Menschenanbetung über die ganze Erde gegangen. Wir werden nicht mehr den Gott anbeten, der uns nach seinem Bilde schuf, sondern die Götter, die entstanden sind

wie wir, und die vergangen sind, wie wir vergehen werden: rätselhafte, phänomenale und doch fortlebende Geschöpfe wie wir; und je realer dieser Kultus und seine Götter sein werden, um so geistiger wird die Anbetung, um so idealer der ganze Lebensgehalt aller derer sein, die sich zu dieser Religion der Gottmenschen oder der Menschengötter bekennen werden. — Nie aber, bis auf diese Tage, ist die Realisierung eines prophetischen Gedankens, ist eine plötzlich zur Wirklichkeit gewordene Idee mit solcher Blitzesschnelle verbreitet worden, und es zeigt sich darin, daß die fortgeschrittene menschliche Entwicklung auch eine neue Art, d. h. eine raschere Art der Entwicklungsphasen ermöglicht hat. Vor diesem Menschengötter-Kultus, dem die aufgeklärten Priester des nichtmenschlichen Einheitsgottes selbst die Thore und Altäre ihrer Kirchen öffnen, wird der alte tote monotheistische Gottesdienst viel sicherer verschwinden, als durch alle theoretischen und philosophischen Beweise wider ihn. Und wie die römisch-imperatorische Vielgötterei, die das Grausame aus Furcht, das Unmenschliche aus Verzweiflung mit in ihre Anbetung aufgenommen hatte, sich zu dem traurig Unsichtbaren flüchtete, um Schutz zu finden wider die unerträgliche Vergötterung und Anbetung der fluchbeladenen Kaiser, so wird die Menschheit sich von dem traurig Unsichtbaren sich lebenslustig zurückwenden zu dem Sichtbaren, zu sich selbst, um zu genesen, in der Anbetung des Gerechten, des Edlen, des Schönen und Erhabenen in ihren idealsten Gestalten und Geistern.

22. Nov. Das Eine haben die letzten Wochen mich erfreulich gelehrt, daß die Fürsten müssen, wenn die Völker wollen.

Wenn aber die Völker Europas nach dieser eben gemachten Erfahrung, den Kongreß der Fürsten zusammentreten und die Charte von 1815 wieder nur im Interesse der Landbesitzer, der Dynasten regeln lassen, welche sich alle gegenüber dem Nationalgefühl und dem Willen der Völker nicht mehr sicher fühlen, so verdienen alle diese Völker bis an der Zeit Ende Unterthanen von ihren Besitzern und Herren zu bleiben. Ein günstigerer Moment zu einer Neugestaltung Europas ist niemals dagewesen, als eben jetzt. Oesterreich unterwühlt bis auf das äußerste, in Rußland das Volk auf dem ersten Wege aus der Knechtschaft und alles im Fluß, in Frankreich ein von ganz Europa verhaßtes Regiment, in Italien die offne Revolution, in Deutschland einer wider den andern, und die Unhaltbarkeit des Bundes durch die Fürsten selbst bis zur Evidenz dargethan — und alle Völker ihren Besitzern an Adel, an Einsicht, an Gerechtigkeitsgefühl so tausendfach überlegen. Man könnte schwindelnd werden vor solch glücklicher Konstellation — und man wird sie nicht benutzen!

17. Dez. Adolf sagt: Reiche Leute können sich in ihrer Umgebung viel Spiegel ihres Glücks aufstellen.

19. Dez. Man spricht immer von dem Respekt, welchen die Jugend dem Alter zu zollen hat für seine reife Einsicht. Es hat aber dafür das Alter auch Nachsicht zu haben mit der Einsichtslosigkeit und den Irrtümern der Jugend. Gute Kinder sind ein Glück, das man zu verdienen hat, und das die meisten Eltern sich mehr als ihr Verdienst anrechnen, als es ihnen zukommt. Nicht einmal wie „Freigelassene" sieht man sie an, sondern immer wie Hörige und

Leibeigne. Wenn man aber einem Menschen, der den göttlichen Begriff der Freiheit in sich trägt, Paläste und den Himmel auf Erden erbaut, so entschädigt man ihn damit nicht für das Gefühl der Hörigkeit, die man auf ihm lasten läßt. Auch erwächst die wahre volle Liebe nur in der vollen Freiheit.

1860.

3. Jan. Es ist einem Volke viel damit gegeben, wenn man seine Jugend zur Verehrung des Großen, des Wahren, Schönen und Edeln gewöhnt, und zwar zur sichtbar bethätigten Verehrung, denn nur aus solcher bildet sich das Gemeingefühl und das Gefühl der Zusammengehörigkeit als Volk.

26. Jan. Die Menschen zu kennen ist ein großer Vorteil, aber kein Glück, denn man erlangt die Menschenkenntnis auf Kosten einer Menge von Erwartungen, welche man sich von ihnen zu hegen erlaubte, und auf Kosten des bestimmenden Einflusses, den man sich ihnen gegenüber zuzuschreiben wagte, ehe man sie und sich selber richtig schätzen lernte. Menschenkenntnis macht den Verständigen ebenso nachsichtig als bescheiden.

7. Juli. In einem gesunden Menschen vollzieht der Körper alle Funktionen, ohne durch irgend eine Schmerzempfindung an seine Arbeit zu erinnern. So macht sich in einfachen und sauber gehaltenen Verhältnissen das Familienleben und alles Thun und Treiben in demselben auch ohne Geräusch und ohne Ueberlegung, und was sich ihm störend naht, wird als ein Fremdes und Ueberflüssiges nicht aufgenommen oder doch leicht ausgeschieden.

7. Nov. Handeln ist immer unterhaltender als abwarten, und je unbedeutender die Menschen sind, um so lieber stempeln sie sich zu einer Macht.

Der Ueberwundene wird nicht des Ueberwinders Freund, und Unrecht zu behalten ist oft ein großer Vorteil.

Wo das Herkömmliche das höchste Gesetz ist, ist alles Besondere, Ungewöhnliche schon an und für sich ein Unrecht; und wo das Leben keine große Bewegung hat, sind Abneigungen und Vorurteile unzerstörbar, und der Müßiggang erfinderisch zu fremder Qual.

1861.

20. März. Der kurzlebige Mensch hat ebenso sehr ein Verlangen danach, sich mit einer Zeit, die vor ihm liegt, verbunden zu denken, als sich mit der Zukunft zu verknüpfen, und den Fleck Erde, auf welchem er lebt, wäre derselbe auch noch so klein, sein eigen zu nennen. Fortdauern, herrschen, besitzen zu wollen, liegt in unserer Natur. Der Gedanke, Stammschlösser und Stammbäume einzurichten und zu erhalten, ist also ein aus unserm eigensten Wesen entsprossener, und wäre nur zu loben, wenn auf und an den Besitz derselben keine, die Gesamtheit benachteiligenden Ansprüche erhoben würden.

Stammschlösser und Stammbäume sind ein schöner, würdiger Luxus, und Luxus treiben zu können, ist zwar ein Vorzug, aber einer der Vorzüge, die vernunftgemäß keine Vorrechte verleihen. Er müßte eher besteuert werden, wie die Engländer die grauen Perrücken der Dienerschaft besteuern, als Freiheit von Steuern mit sich bringen.

24. März. An meinem 50. Geburtstag. Auf fünfzig

Jahre so deutlich, so klar und so ruhig zurücksehen zu können wie ich, ist ein großer Vorzug. Wenn ich mein Leben im großen ganzen überschaue, so ist es ein ungemein glückliches gewesen. Denn selbst wo ich gelitten, habe ich nie um Kleines oder Geringes gelitten, und meine Schmerzen sind groß, stark und rein gewesen. Ich habe nichts Geringes und nichts Unedles geliebt, bin von den Besten hochgehalten und von dem Manne geliebt worden, in dem mir im reifen Alter die höchste Lebenserfüllung geworden. Ich habe immer nach dem Höchsten gestrebt, und das Gute und Edle zu verkünden und zu lehren gesucht, so weit ich es vermochte. Was nun weiter folgen wird, muß abgewartet werden, und nur der Wunsch bleibt mir übrig, daß mein guter Stern mir erhalte, was ich besitze und was mich beglückt: meinen Adolf, meinen Alwin, ihre Liebe und frische Arbeitskraft und Gesundheit für uns drei.

26. März. Es ist unglaublich verkehrt, besondere Gesetze für das Walten des Geistes und für das Walten des Körperlichen in der Natur anzunehmen. Der Geist ist auch nur ein Teil des Alls, und es kann für das ganze All nur ein Gesetz geben. Wäre es anders, so müßte irgendwo ein Punkt kommen, wo die Verschiedenheit der Gesetzordnungen störend zusammenstieße. Roßmäßler hat daher in dem kleinen Frühlingsgruß, den er mir gestern zum 50. Geburtstag geschickt, vollkommen recht, wenn er immer den Vergleich von der Wirkung der Bewegung in der Natur, auf das Erzeugen und Entstehen im Sichtbaren und auf das Erzeugen und Entstehen im Unsichtbaren macht. Was dem Dualisten Allegorie heißt, ist für uns folgerechte Notwendigkeit. Es kann für die Thätigkeit in unserm Orga-

nismus kein andres Grundgesetz vorhanden sein, als für die Bewegung des Planetensystems und für das Werden des Baumes aus der Zelle.

Ein starkes Grundgesetz ist Allmacht.

15. April. Ich finde das so schön am Leben, daß aus der Ferne der Schmerz, wie die dunklen Farben in einem Bilde, allmählich nur den Hintergrund bildet, auf dem die hellen Farben des genossenen Glückes um so deutlicher hervortreten. Gesunden Naturen ist die Freude weit präsenter als der Schmerz.

15. Juli. Kinder sind darum so glücklich, weil sie sich in dem geringsten Raume die Welt zu erschaffen vermögen.

25. Okt. (Bei der Heimkehr nach Berlin aus der Schweiz und Italien.) Die Zerfahrenheit der Menschen hier in Berlin noch viel größer gefunden als je. Sie reden so viel, daß sie gar nicht mehr denken, sie möchten und wünschen so viel, daß sie gar nichts mehr wollen, und sie haben jeder so viele Bekannte, daß sie nicht Zeit haben, Freunde zu sein und für Freunde und mit Freunden zu leben.

18. Dez. Nichts sitzt so fest, als falsche Vorstellungen, wenn sie in einer bestimmten Redeform in der Leute Mund gekommen sind; und wenn es keine leichte Aufgabe ist, gegen den Wind anzugehen und gegen den Strom zu schwimmen, so ist's doch lange nicht so schwer, als die Unrichtigkeit einer landläufigen Redensart darzuthun, oder den Menschen beizubringen, daß sie etwas Verkehrtes geglaubt haben. Jeder hat davon sicherlich Beispiele, sei es als Bekehrter oder als zu Bekehrender, erlebt, und wenn man sich recht darauf besinnt, so stammen unsere falschen Begriffe in der Regel aus der Zeit her, in welcher

wir unſere Kinderſchuhe trugen. Nur ſchade, daß wir ſie nicht ſo notwendig und ſo ſchnell ablegen, wie die kleinen Schuhe, denen wir entwachſen ſind.

1862.

1. Jan. Das Alter iſt darum ſo traurig, weil es für ſich nichts mehr zu hoffen, und doch ſo viel zu fürchten hat. Der Kreis der Menſchen, die es beſitzt, der Kreis der Tage, über die es vorausſichtlich noch zu gebieten hat, wird nach und nach eng und enger, und jeder Menſch, den wir verlieren, jeder Tag, deſſen gleichmütig zufriedene Stimmung uns geſtört wird, iſt ein ganz unerſetzlicher Verluſt.

22. Febr. Künſtlers Selbſtbekenntnis. Es liegt in dem Arbeiten an einer großen Kompoſition etwas ganz Bezauberndes. Ein richtig angelegtes Motiv eröffnet uns im Augenblick der Benutzung, eben weil es aus dem natürlichen Zuſammenhang der ganzen Dichtung hervorgeht, urplötzlich helle, aufgeklärte und aufklärende Fernſichten, und wir ſehen dann gebahnte und unabweislich zum Ziele führende Pfade vor uns ausgebreitet, wo eben noch ein Nebel die ungewiſſe Ferne vor unſerm Blick verhüllte.

Neu-Ruppin.

14. Juni. Es giebt zum Sprichwort gewordene Behauptungen, die einer dem andern nachbetet, und die, wenn man ihnen nachforſcht, auf falſcher Beobachtung beruhen. Dahin gehört jenes: l'amour du nid paternel est un instinct de la nature! Ich habe jetzt die Vögel darauf angeſehen — ſie denken gar nicht an das väterliche Neſt, wenn ſie erſt fliegen können und die Eltern nicht mehr brauchen. Erſt

die sittliche Erziehung veredelt den natürlichen Trieb der Selbsterhaltung zur Dankbarkeit.

15. Juni. Nichts ist schwerer, als sich in einen kleinen Kinderkopf hineinzudenken. Ich sage heute zu Charles: Wo gefällt's dir besser, hier oder in Berlin? — Hier! — Ja, weshalb denn? — Hier ist's groß, und in Berlin ist alles nur so klein! — Das war von seinem Standpunkt aus auch völlig richtig. Sein Berlin ist seines Vaters Garten, der klein ist, und seines Großvaters Garten in Ruppin ist groß! — Dazu bewegt er sich hier frei in den leeren Straßen und Plätzen, und in Berlin hält man ihn im Menschengewühl der Straßen an der Hand fest. So muß ihm Berlin denn klein erscheinen. Was das beweist und lehrt? — Duldsamkeit!

Ich kenne kaum eine Lektüre, die mich immer so erschüttert, als die Herzenschen Memoiren.[37]) Geistige Leiden, wie das junge Rußland sie erduldet hat, bringen eine ganz andere Entwicklung hervor, als die Polizei-Reaktion in Deutschland. Mich rührt diese Gesellschaft reiner Idealisten jedesmal, und man möchte wünschen, mit ihnen jung gewesen zu sein und mit ihnen gelitten zu haben, wenn man dafür die reine, leidenschaftliche Begeisterung empfunden haben könnte, von der sie durchglüht gewesen sind. Mir kommt daneben all mein eigenes Fühlen nur so halb, und all mein Thun nichtig vor. Wir haben oft über Varnhagens Grille, „russisch zu lernen", gelacht. Jetzt begreife ich sie wohl. Er war eben besser unterrichtet als wir, und wußte, was dort zu holen war.

19. Juni. Es kommt sonderbar heraus, wenn man die Menschen — und in der Regel sind es besonders Frauen —

sich nach weiten Lebensverhältnissen sehnen hört, deren Standpunkt so hoch wie ein Maulwurfshügel, und deren Gesichtskreis so weit wie ein Hühnerhof ist. In einer Waschküche ist so viel geistige Befriedigung zu finden, als sie in Wahrheit bedürfen und selbst aufnehmen können. In der Masse sind die Weiber wirklich noch nicht über den Standpunkt des Harems hinaus — nur ihre Ansprüche, nicht ihre Leistungen gehen weiter. Was soll aus einem Geschlechte werden, das von solchen Müttern erzogen wird? Und es ist dabei so gleichgültig, ob sie das bißchen Französisch und Englisch parlieren und Klavier klimpern können!

25. Juni. Wie man sich auch dagegen sträubt, im Leben Konzessionen zu machen, es giebt einen Feind — das Alter — dem man sie nicht versagen kann, aber es ist schmerzlich, sich dies eingestehen zu müssen. Ich hatte immer gedacht, über mich sollten die Jahre keine Gewalt erlangen, ich wollte meine leichte Kleidung, meine Beweglichkeit, meine Bedürfnislosigkeit beibehalten — indes heute finde ich, daß ich so manches nicht mehr kann und darf, was mir sonst wohl gelang — und mit dem ersten Nachgebenmüssen an die veränderte Beschaffenheit ist man der alte, freie Vogel nicht mehr, ist man unter die Herrschaft seines Alters — des Alters überhaupt gekommen. Das thut aber sehr wehe, und ich denke mich dagegen zu wehren, so viel ich kann, und ihm Fuß für Fuß das Terrain streitig zu machen.

1. Juli. Es geht mir mit dem Scheferschen Laienbrevier[38]) jetzt grade so, wie in den Tagen, in denen es erschien. Ich sehe wohl, daß recht schöne tiefe Gedanken und recht feine Empfindungen darin sind, aber ich kann jetzt wie

damals nichts damit machen. Es ist alles so unendlich breit ausgezasert, alles so weitschweifig, vieles weichlich; und lese ich gar mehrere dieser an sich durchaus guten Gedanken hintereinander, so wird mir matt und schwach danach, selbst wo eine ganz tüchtige Gesinnung aus ihnen spricht. Sie sind mir mit einem Worte in der Darstellung zu weiblich, und ich habe jedesmal danach das Bedürfnis, ein paar Goethesche Epigramme oder Sinnsprüche zu lesen, um mich zu erfrischen und mich mit meiner Natur in das Gleiche zu setzen.

25. Sept. Eine große Anzahl von Menschen hat das miteinander gemein, daß sie, um nicht im Genusse gestört zu werden, sich die Eindrücke und Erinnerungen fern hält, die sie zum Nachdenken und Innehalten, zum Ueberlegen und zum Vorsorgen nötigen könnten. Der Tag muß für den Tag sorgen, und kommt dann ein lang vorherzusehender entscheidender Augenblick, so tritt er ebendeshalb meist als ein Unerwartetes ein, und wird aufgenommen und überwunden, wie es eben geht, das heißt, zum Nachteil derer, die sich ordentlich und vernünftig helfen müßten und könnten. Voraussicht ist Fassung und Befreiung in und aus der Not.

27. Sept. Starker Regen im Herbste ist der Blätter Tod; so verträgt auch das Alter schwere Unglücksfälle nicht mehr.

Boppart. **1863.**

11. Sept. (Nach einer Unterhaltung mit dem kathol. Oberlehrer Gustav Syrén.)[39]) Man mag die Sache ansehn, wie man will, so sind eigentlich nur zwei religiöse Anschauungen möglich und in der Welt thätig

und wirksam. Die eine, welche aus dem griechischen Pantheismus sich zur Erkenntnis von der Thätigkeit des Stoffes und zur Philosophie entwickelt hat, die andere, welche aus dem Judentum den Katholizismus erzeugt hat. Und im Grunde genommen ist auch der Katholizismus nur aus einer Vermischung des Judentums mit dem griechischen Vielgötterkultus entstanden, der so fruchtbar und geistig gehaltreich war, daß er in sich die Ahnung des Wahren und zugleich eine so biegsame Gestaltgebung einschloß, daß die abstrakten Dogmen des jüdischen Christentums durch die heidnische Gestaltgebung dem Volke vermittelt werden mußten. — Der Kampf, der jetzt gekämpft wird, geht aber darauf hinaus, den Geist wieder in sein Recht, d. h. in die Gestalt einzusetzen, die der Stoff sich selbst gegeben hat; oder wie unser einer es genau ausdrücken müßte: wir streben zu der vielteiligen und immer sich erneuenden Einigkeit und Ewigkeit zurück, die fassen zu können das Höchste ist, wozu der einzelne Teil sich erheben, und an der vernünftig und erfolgreich mitwirken zu können das Höchste ist, was er verlangen und erreichen kann. Alle die Tausende von Jahren, in denen der Mensch sich mit der Lösung der ihn umgebenden Rätsel beschäftigt hat, haben also keine andere Frucht getragen, als daß sie ihm die vernünftige Erkenntnis *dessen* verschafft haben, was er von Anbeginn in dunklem, zwingendem Triebe geahnt hat — die Anbetung des göttlichen Alls!

16. Sept. Ich meine immer, weil ich von mir auf andre schließe, *eines Menschen Dasein müsse ein vernünftiges Ganze sein*; wenn ich aber umherblicke, so finde ich, daß die Menschen, vor allem die Frauen, auch mit einem

reinen Flickwerk von Zufälligkeiten zufrieden sind und fertig werden, welches sie dann ein „bewegtes Leben" und „wunderbare Schicksale" nennen, bis ihnen, freilich auch nur zufällig, einmal die leere Verkümmerung ihres Wesens vor Augen und in das Bewußtsein tritt. — Dem gegenüber bleibt nun weiter nichts übrig, als sich von solchen Menschen lieben und anbeten und versäumen und wieder suchen und verehren und versäumen zu lassen, wie es eben kommt, und sich zu sagen, daß aus zerstückeltem Wesen eben auch nur ein zerstückeltes Empfinden kommen kann; und daß man sehen muß, wie man solch armes Flickwerk zusammenhält, damit es nicht sich selber verloren gehe. — Man hat zu solchen Menschen das Verhältnis eines Arztes zu einem an chronischem Uebel leidenden Kranken, der täglich Diätfehler begeht, und der doch Hilfe und Gesundheit haben möchte. Es ist eine Geduldprobe und mühsame Arbeit! —

21. Sept. Die Krankheiten kommen mir, wenn ich so viel von ihnen sprechen höre, immer wie selbständige Wesen, wie wilde Thiere vor, die umherlaufen und sehen, wen sie verschlingen. Ich frage mich dann oft, welche von diesen Bestien wird dich anfallen? Mit welcher wirst du zu kämpfen haben? Welcher wirst du unterliegen? Und das Unterliegenmüssen bleibt grauenhaft, man mag es als Naturnotwendigkeit oder als Schickung eines Gottes betrachten.

Cöln.

8. Okt. Das Altwerden hat den Vorzug, daß sich für denjenigen, der fortschreitend und sich entwickelnd lebt, die Gegenstände der Verehrung und Anerkennung sich fortdauernd vermehren. Als ich völlig

ungebildet und recht unwissend war, bewunderte ich Weniges, liebte ich nur einseitig und Einseitiges und verabscheute und haßte ich sehr Vieles. Ich fand alles in Bausch und Bogen schön oder abscheulich, weil ich alles zusammenhanglos betrachtete, und Goethe hat dem kritischen Urteil der Frauen ein schweres Urteil gesprochen, als er sagte, sie „lieben oder sie hassen den Helden der Dichtung!“ — Heute freue ich mich ebenso rein an dem Dombilde des Stephan von Köln und dem wundervollen gekreuzigten Christus aus Elfenbein im Domschatz, wie an dem Meduſenkopf im Aachener Domschatz und an der antiken oder modernen Kunst. Die Hauptsache ist, den Zeiten und den Dingen, den Menschen und ihren Werken nachzudenken und ihnen mit Verständnis gerecht zu werden. Dann erkennt man in dem Auf und Nieder jener Bewegung, welche wir Geschichte nennen, den Fortschritt zum Guten und Schönen, der vor allen Dingen augenblicklich darin besteht, daß Gemeingut aller wird, was früher nur einzelnen zuteil ward. Sich bloß „Fortschrittspartei“ zu nennen, ist übrigens kein glücklicher Gedanke jener Partei gewesen, und keine recht bestimmte Bezeichnung. Sie dachten dabei besonders, sich als solche zu kennzeichnen, die nicht sprungweise und energisch vorwärts gehen, sondern sich langsam ans Werk machen und, leise Hand anlegend, abwarten wollen. Das Wort: Fortschritt! könnten die Gothaer ebenso gut als ihr Motto annehmen. Blücher sagte energisch sein: Vorwärts! — das hieß: Vorwärts in jeder Weise, in jedem Fall, um jeden Preis! — Besser als „Fortschrittspartei“ hätten sie sich: Vorwärts-Partei nennen sollen, da das Volk damit auch den Begriff der Energie und Selbständigkeit verbunden

hätte. Fortschritt zur möglichsten Vollkommenheit der Menschheit, das ist's, worauf es ankommt. Es ist schade, daß das Wort Perfektionisten nicht zu brauchen ist. —

Berlin.

13. Okt. Das Klügste und Beste, was man den Menschen sagen kann, gefällt ihnen lange nicht so gut und unterhält sie weit weniger, als die Trivialitäten, die sie selber erzählen. Wer die Menschen für sich haben will, muß, wie ich, geduldig ihr Gerede anhören — wer sie wider sich einnehmen will, muß, wie Adolf, seine ganze Energie daran setzen, ihnen das Beste zu bieten, was er weiß und ist und hat. Wie mir das oft leid thut!

19. Okt. Jetzt ist alles voll Begeisterung für Adolfs verstorbenen Bruder.[40]) So lange er lebte, hielt alles sich an seine Schwächen! Ich ziehe mir daraus die Lehre, daß man einander das Leben sehr viel leichter machen könnte und sehr viel mehr Genuß haben würde, wenn man sich dahin erzöge, die Lebenden so nachsichtig, d. h. so als Einheit aufzufassen, wie die Toten; sich an ihr Großes, Gutes, Ganzes zu halten, und das Störsame im Kleinen nicht zu beachten. Mich haben Ks. Eigenheiten, Schroffheiten, Herbigkeiten oft sehr gequält; jetzt habe ich sie vergessen und besitze die Erinnerung an eine reiche Natur. Wie werden sie einmal meinen Adolf kanonisieren — wenn er ihnen nicht mehr leisten kann, was er jetzt zu seinem Nachteil an sie wegwirft! —

21. Okt. G. H. sagt sehr richtig: Der Mensch ist ohne alle Frage als vollständig logischer Denker geboren, nur die Menge verkehrter Vorstellungen, nur die Masse von absichtlichen Unwahrheiten, mit denen wir ihn

umgeben und auffüttern, verwirren ihn. Wir machen ihn künstlich so konfus, daß wir ihm dann nachher eine künstliche Logik beibringen müssen.

1864.

23. März. In einer Unterredung mit F. über die Arbeitslohn-Frage, angeregt durch Lassalles Schrift gegen Schulze-Delitzsch[41]), sah ich heute wieder recht, daß eigentlich die wenigsten Menschen eine Ahnung davon haben, wie soziale Probleme gelöst werden und soziale Umgestaltungen sich machen. Sie denken wie O.: Wir müssen die soziale Frage lösen, und wenn wir die ganze Nacht darüber sitzen sollten! — Daß es sich hier um Umgestaltungen handelt, die nur mit geologischen Prozessen zu vergleichen sind, das zu begreifen sind sie zu kurzsichtig, weil sie den Maßstab ihrer Kurzlebigkeit an das Gesamtleben der Menschheit legen. Sie fragen: Wie soll sich das machen? — Und auch hier kommt wieder die mir immer fester werdende Ueberzeugung von der Einheit der Grundgesetze zur Geltung. Die sozialen Umgestaltungen werden sich grade so machen, wie die Bildung der Erdoberfläche: durch allmähliche wenig wahrnehmbare aber unausgesetzte Thätigkeit und durch einzelne große kritische Ausbrüche. Hierher gehört recht eigentlich die Lehre von der Zeit, wie der Staatsrat von Bär sie darstellt. Mit dem Leben der Gesamtheit als Maßstab muß man messen, nicht mit seiner geringen Kraft und seinen lumpigen sechszig oder siebenzig Jahren.

23. März abends. Ich schrieb die Tage an Zabel, der in der Stadtvogtei sitzt, die Geschichte von M. G., den man in

eine finstere Kammer gesperrt hatte, als er ein Knabe war, und der sich dabei köstlich amüsierte, weil er „auf dem Sonnenstrahl spazieren gegangen war" der durch die Thürspalte gefallen; und ich fügte für Zabel, dessen Kleinmütigkeit beklagenswert ist, hinzu: wer von uns hat denn nicht seinen Sonnenstrahl gehabt, auf dem er in seiner Einsamkeit spazieren gehen kann? — Denke ich an mein Leben zurück, so ist es — und ich werde morgen doch schon 53 Jahre — so voll von den herrlichsten Sonnenstrahlen seit Jahren und Jahren, daß der Herbst mich wie ein Frühling dünkt, seit der geliebte Mann über meinem Horizonte leuchtet. Wenn ich krank bin, fühle ich das Alter; wenn ich wohl bin, nicht einen Zug des Altwerdens, keine Ermüdung, keine Abspannung! Im Gegenteil! Ich denke freier, ungehemmter, klarer, selbstgewisser — wie man sich in schönen Herbsttagen leichter bewegt als in der schweren Wärme des Frühlings und des Sommers — und nehme ich die ganze Fülle meiner Erinnerungen zusammen, so finde ich, daß Rückerinnern ebenso erfreulich und magisch wirkt als hoffen. Könnte man sich mit denen, die man liebt, solcher ruhigen Kraft dauernd erfreuen, man müßte sich ewig zu leben wünschen. Erhalte ein günstiger Stern uns alle, Mann und Kinder, gesund beisammen!! — Denn auch meine Gesundheit ist im Grunde besser, als sie in meiner Jugend war — und doch erlebt und erleidet man unerbittlich seinen Selbstverbrennungsprozeß! Wie wunderbar, wie schrecklich geheimnisvoll ist das; und wie klein sind alle Mythen und Wunder gegen dieses erste und größte Geheimnis unseres Werdens und Vergehens! —

26. März. Wenn ich mich manchmal frage, warum

Menſchen von einem gewiſſen Verſtande das Mittelmäßige, und vor allem die Mittelmäßigen, ja, die poſitiv unbedeutenden und geringen Menſchen ſo gern und ſo bereitwillig bewundern, während ſie ſich gegen das Bedeutende widerſpenſtig verhalten, ſo liegt das in ihrer bewußten und unbewußten Eitelkeit. Sie wollen für die Bewunderung Gegenbewunderung haben — ſie ſind, wie Scribe es ſo prächtig in der Camaraderie bezeichnete „une société par admiration mutuelle — es iſt eine gegenſeitige, auf Schmeichelei gegründete Lebensverſicherung.

Berlin.

17. April. In äſthetiſchen Dingen haben diejenigen Halbgebildeten ohnſtreitig das meiſte Vergnügen, die im ſtande ſind, das Schöne zu genießen, ohne von dem Schlechten abgeſtoßen zu werden. Unſer einer bedarf dazu einer Selbſterziehung, muß ſich an das Eine anklammern, von dem Andern gewaltſam abſehen — ſie haben es in ihrem Gotte von ſelbſt ganz vergnügt, und ihre Zahl iſt größer als man denkt.

Weimar.

25. April. Ich habe meine beſten Theatergenüſſe, mit geringen Ausnahmen, auf und von den Bühnen zweiten Ranges gehabt, und das iſt ganz natürlich. Bei den großen Theatern kommt es, nach Art ihrer jetzigen Einrichtung, niemals zu einem Gleichmaß zwiſchen den verſchiedenen Rollen, und ohne ein ſolches iſt doch an ein harmoniſch gegliedertes Ganze nicht zu denken. Keinem Maler fällt es ein, daß man ein gutes Bild zu Wege bringen könne, indem man zwei Bäume prachtvoll darſtellt und das Uebrige als ſkizzenhafte Untermalung ſtehen läßt.

Kein Schriftsteller meint, daß es genug sei, wenn er die beiden Hauptfiguren vollendet ausführt und das Uebrige nur leichthin erzählt, — — aber die Intendanzen meinen, ein dramatisch Vollendetes erreichen zu können, wenn sie neben zwei oder gar neben einem groß dargestellten Charakter sich die zuchtlose, rohe Mittelmäßigkeit nach Belieben breit machen lassen. Einem durchweg Mittelmäßigen kommt die Phantasie des Zuschauers mitarbeitend und ergänzend zu Hilfe; bei der Mischung von Vollendetem und Schlechtem wird die Kritik unerbittlich herausgefordert; und da die Vortrefflichkeit in diesen rein auf das Persönliche des Schauspielers gerichteten Leistungen die Uebrigen rücksichtslos herunterdrückt, so ist grade das jetzige wandernde Virtuosentum der großen Schauspieler die Ursache des Herunterkommens der Schauspielkunst.

27. April. Wenn ich fürstliche Herrschaften vor Augen habe, kommen sie mir oftmals wie der Kaiser von Japan vor, der einsam abgesperrt residiert, und von dem seine Unterthanen nur die Fußsohlen zu sehen bekommen, wenn er bei den großen Gelegenheiten, auf der von unten durchbrochenen Gallerie über ihren Häuptern dahin geht. Sie sind sich selbst nur Repräsentanten des Machtbegriffs, der Majestät — und darüber gehen sie sich und andern als Menschen ebenso verloren, wie die Menschen für sie verloren sind. Nur die wenigen Ausnahmen, in denen die Fülle der reinen Menschlichkeit sich gewaltsam durch die anerzogenen Schranken Bahn bricht, bringen es zu etwas, werden etwas, haben vom Leben und von den Menschen etwas und können etwas leisten.

27. April. Shakespeares historische Dramen kann

man recht eigentlich „die Schule der Könige“[42]) nennen, und es ist eine Kurzsichtigkeit, diesem weltumfassenden Geiste den Vorwurf knechtischer Abhängigkeit zu machen. Wer sich so wie Shakespeare hineingedacht hat in die Sinnesart der Thron-Umstürzer, der hält die Könige nicht für Götter. Wer solch Neu-Bewußtsein in den Königen ausspricht, hat das Verhältnis, in dem sich naturgemäß der König in jenen Zeiten dem Volke gegenüber befand, richtig und tief erfaßt; und wer mit solcher Liebe die Gestalten der geringsten Leute schildert, der umfaßt eben alles mit seinem Geiste und mit seinem Herzen und hat jene Gerechtigkeit, die trotz dem persönlichen Parteinehmen für die eine Seite auch der andern ihre Bedeutung zuzugestehen vermag. Dies aber — dies Gerechtsein trotz der Parteinahme — ist ein Grad des Verständnisses und der Bildung, dessen eben die Menge nicht fähig ist; und ich verarge es H. nicht, wenn er sich darüber ärgert, daß Shakespeare „kein Demokrat“ und ein „Schmeichler der Könige“ ist. Der Blinde!!

1. Mai. Nach Beendigung der ersten Aufführung der sieben historischen Dramen. Es ist ein wundersames Buch der Könige, das uns in dieser Geschichte der Plantagenets und Lancaster, dieser roten und weißen Rosen, vorgeführt wird, und man kann daraus sehen, was aus einer historischen Bühne für die Entwicklung des Volksgeistes zu gewinnen wäre. Ob die Hofbühnen ihre legitimistische Rechnung dabei finden würden, ist die Frage; denn wenn man nach den, als Erlösern und Befreiern Englands, apotheosierten Tudors eine Historien-Folge dichten wollte, würde auch noch lange Zeit hindurch das „grüne England“ und das „heitre England“ viel richtiger den Namen des

„blutigen England" führen. Elisabeth — Heinrich der Achte vor ihr nicht zu vergessen — die Stuarts aller Grade, haben das Schaffot und den Pranger und die Gefängnisse genug in Bewegung gesetzt, und was überall gleich geblieben ist, ist die wilde, selbstsüchtige Tyrannei der Gewalthaber. Nur auf die Gegenstände, die sich ihnen entgegenstellen, erstreckt sich der Wechsel. Erst waren es die gleichberechtigten Barone — dann die geistige Macht, und der Kampf dauert noch fort — nur heuchlerischer und ungefährlicher. Sie lassen andre für sich kämpfen, andre sterben, und — — singen das Tedeum. Mir gefällt es viel besser, daß die Königinnen und Könige landläufig werden, daß sie einander in Person bekriegen, selber umkommen — was geht es denn uns an, wenn wir nicht Herren im Lande sind? Sie sind Schatten geworden und haben doch die Macht — das ist so widerwärtig. Man hätte ja einen schönen, edeln Zusammenhang mit ihnen, wenn sie sich zu Repräsentanten der Einzel-Willen machten. Sie könnten wirklich erhaben sein und sie würden groß werden, wenn die Menschen im allgemeinen erst Selbstherrn würden. Sie, die Völker, müssen frei werden, um neue Königsgeschlechter zu erziehen — falls sie deren durchaus nicht entraten wollen.

(In das Hoffmannsche Gastbuch geschrieben, in Stuttgart 1858 oder 61.) Jeder von uns, der auf sein Leben zurückblickt, wird es mit Erstaunen und oft mit Schmerz gewahr, wie manches seinem Gedächtnis entschwindet, das festhalten zu können er sich völlig sicher geglaubt. Dieser Erfahrung gegenüber wird das Zusammenhalten unserer Erinnerungen zu einem Bedürfnis und zu einer lieben Pflicht, ganz abgesehen davon, daß

wir mit solchem Unternehmen für die Unsern fast noch mehr leisten, als für uns selbst.

Jeder Mensch ist das Produkt des Bodens, auf dem er geboren wird und erwächst. Er zieht seine geistige Nahrung aus der geistigen Atmosphäre, die ihn umgiebt, und seine Bestrebungen bilden sich zumeist nach den Erzählungen und Erinnerungen der Familie, der er angehört.

Die alten Adelsgeschlechter wußten und verstanden das auch sehr gut. Sie schmückten ihre Stammhäuser mit den Bildern ihrer kriegerischen Väter, sie ließen die Geschichte ihrer wilden Heldenthaten und abenteuerlichen Erlebnisse, das Verzeichnis ihrer Erwerbungen und Verbindungen in besonderen Hauschroniken aufbewahren, und schufen damit für ihre Nachkommen ein festes Fundament des Daseins, einen gesonderten Besitz, einen geistigen Anhalt, der ihnen nicht genommen werden konnte, selbst wenn die Gunst des Schicksals nicht mit ihnen war; einen Besitz, der ihnen, wie er ihnen Selbstgefühl verlieh, zugleich das Streben und die Verpflichtung auferlegte, sich den Thaten und Erinnerungen ihrer Familie würdig zu machen.

An uns also ist es, die kluge Taktik des kriegerischen Adels auf unsere Weise zu benutzen, und in der Mitte des Bürgerstandes mehr und mehr jene geistigen friedliebenden, ihrer selbst bewußten Familien heranzubilden, aus denen die Heerscharen hervorgehen sollen, denen die Arbeit und der Kampf im Gebiete des Geistigen zugewiesen ist.

Für diese Bürger-Aristokratie ist es aber ein Segen, es zu wissen, daß ihre Vorfahren mit den Guten und Besten ihrer Zeit in Verbindung gestanden, daß sie in ihrem Hause das Wahre und Schöne gepflegt, und daß diejenigen, die

es gleich ihnen gesucht und Schönes und Gutes geleistet haben, die verehrten und verehrenden Freunde ihrer Familie gewesen sind. Es drängt das dem jüngern Geschlechte den Gedanken auf, daß ein Leben und Wirken für das Gute und Schöne ein Begehrenswertes sei, es bringt den Menschen dahin, ein ähnliches Leben zu suchen, und die Erinnerungen seiner Familie führen ihn auf solche Weise dahin, den Weg einzuschlagen, welchen seine Vorfahren gegangen sind und den geistigen Lebensgehalt von Geschlecht zu Geschlecht, als einen Adelsbrief, in dem Hause weiter fortzupflanzen.

13. Mai. Man könnte sich die Beschränktheit der andern schon gefallen lassen, wenn sie nur nicht selbst so unduldsam wären.

Die Etikette ist kein Grundgesetz der Menschennatur, sondern die Erfindung und Einrichtung von Menschen, die meist weit unter dem Niveau ihrer Zeit und Erkenntnis standen.

25. Juli. Zu den Dingen, welche die Masse der Leser in Goethes Meister immer in Verwunderung setzen, gehören die geheimen Aufzeichnungen in den Rollen des mystischen Turmes. Man fragt: Woher kommen sie? Von wo wissen die Leute das? — und man vergißt, daß man von den Lebensläufen der Menschen, mit denen man im Leben umgegangen ist, grade so viel Thatsachen weiß, nur daß man sich, weil man überhaupt achtlos und ohne ein durchgreifendes Prinzip und Interesse lebt, nicht die Mühe nimmt, die Thatsachen psychologisch zu verbinden oder gar sie aufzuzeichnen. Was ließen sich für Rollen aus dem anscheinend uninteressanten Leben der bürgerlichen Stände schreiben! Wie könnte man es darthun, daß alle

dieſe Menſchen, von ihren Voreltern her, grade ſo werden mußten, wie ſie eben ſind!

26. Juli. Paul Louis Courier[43]) iſt als Charakter eigentlich unhaltbar, und Armand Carrel[44]) bezeichnet dies nicht genug. Er hat weniger durchgehende Grundſätze oder eine Begeiſterung für die Allgemeinheit, für die allgemeine Freiheit, als er auf perſönliche Freiheit und perſönliches Belieben geſtellt iſt. Er deſertiert von der Armee, er geht wieder zur Armee, er wirbt um eine Stelle und ſchlägt denen, von denen ſie abhängt, ins Geſicht; er geht an den Hof und bleibt wieder fort — — er iſt bei großen Gaben voller Grillen, bei großen Gedanken von plötzlichen Einfällen und Stimmungen gehemmt; und wie ſein Blick mich an . . . erinnert, ſo hat er auch viel von deſſen Grillenhaftigkeit.

27. Juli. Es giebt aufdringliche Melodien, die man, auch ohne daß man ſie beſonders ſchön findet, nicht los werden kann; ſie ſind wie Fliegen, ſo oft man ſie fortjagt, ſie kommen wieder. Der Lindblattſche Poſtillon hat mich neulich auf die Weiſe eine ganze Nacht gequält.

29. Juli. Für die erſte aller Tugenden halte ich Selbſtbeherrſchung, weil ohne ſie die beſten Eigenſchaften des Menſchen für ſeine Umgebung teilweiſe verloren gehen. Ein durch Selbſtbeherrſchung geſchulter Menſch iſt allein im ſtande, uns das Gefühl der Verläßlichkeit zu geben.

Oſtende.

13. Aug. Der Kranke iſt ſchon darum beklagenswert, weil jeder Geſunde ſich als ſeinen Meiſter anſieht, und des Zurechtweiſens und Belehrens kein Ende

ist. Je mehr man sich bemüht, den andern mit seinen Leiden und Beschwerden nicht lästig zu fallen, ihnen, so lange es irgend möglich ist, ein heiteres Gesicht zu zeigen, je weniger Dank hat man davon. Am besten ist man eigentlich daran, wenn man fest daliegt und nicht weiter kann, dann hat man Ruhe. — Grade so ist's mit dem Schaffen. — Man soll es liegen lassen — als ob man das könnte! — Ich wache in der Nacht mit dem Gedanken an die Arbeit auf; ich gehe damit schlafen — er verläßt mich nicht.[45]) Darum habe ich das ganze Frühjahr hindurch gesagt: es ist ganz gleich, wo ich dieses Jahr hingehe — ich habe bei solcher Arbeit keine Ferien; und weil das eigentlich über meine jetzigen Kräfte geht, werde ich mich hüten müssen, wieder so große Pläne zu fassen. Es will's aber niemand begreifen, wenn ich es sage.

16. Aug. Da jeder Mensch das Produkt seiner vorangegangenen Generationen ist, so ist's schon ganz unmöglich, daß die Fürsten und wir ein gleiches Gemeingefühl haben, weil sie auf so außerordentliche Greuel und Gewaltthätigkeiten innerhalb ihrer Familien zurückzusehen haben. (Hinweis auf eine russische Fürstin.) Wie sanft und schön ist dagegen Karl Alexanders Bildung, der ein Jahrhundert geistiger Kultur in seiner Familie hinter sich hat.

Berlin.

28. Nov. Ich bin immer besorgt um den Charakter derjenigen Menschen, welche sich berühmen, daß sie leicht verzeihen, ihnen gethanes Unrecht gleich vergessen, denn sie sind in der Regel nur zu geneigt, in gleicher Weise das Unrecht zu vergessen, das sie anderen zugefügt

haben. Ich vergesse und vergebe es mir niemals, wenn ich einem Menschen unrecht gethan habe, auch wenn ich nicht davon oder darüber spreche, — — aber ich vergesse auch nicht, was man mir gethan hat — wenn ich auch darüber schweige.

1865.

15. Jan. Nichts ist schwerer, als in seiner eigenen Wertschätzung und ihrer Darstellung das rechte Maß zu finden. Wer sich überall darauf verläßt, daß die andern verstehen und erkennen werden, was er ist und thut, kommt leicht dabei zu kurz; wer das, was er ist und thut, zu stark und zu oft betont, hat noch viel sichrer Nachteil davon; denn da der Mehrzahl der Menschen nichts lästiger ist, als wirklich Gutes und Tüchtiges zu bewundern, so zwingt man sie zu einer ihnen unangenehmen Leistung, und dafür rächen sie sich mit Wollust. Es ist eine Schadloshaltung, welche sie sich geben, wenn sie denjenigen verkleinern, der von ihnen die ihm mit Recht gebührende Anerkennung fordert. Je geringer sie selbst sind, je leichter sie sich freiwillig vor dem Geringen beugen, von dem Geringen beherrschen lassen, das Geringe bewundern, um so widerwilliger sind sie in der Anerkenntnis des Guten und Großen. Es ist, als dächten sie, zu jener Geringfügigkeit könnten sie selber auch gelangen, also auch bewundert werden. Sie gehen für ihre eigene Zukunft bei Zeiten eine gegenseitige Versicherung mit der Mittelmäßigkeit und Niedrigkeit ein — da die Association mit dem Bedeutenden ihnen keinen gleich absehbaren Nutzen zu versprechen scheint. — Die höchste Lebensweisheit, die einzige Maxime, die einen halbwegs ruhigen Lebensweg ermöglicht, ist das Persische: Thue

das Gute und wirf es ins Meer! sieht es der Fisch nicht, weiß es der Herr! — Aber wie bringt man einem Menschen solche Weisheit bei, der sie nicht aus der eigenen Einsicht und Erfahrung lernt und folgert?

20. Jan. Wie man sich für jede Jahreszeit anders und neu zu kleiden hat, so hat man sich auch für jedes Lebensalter neu zu erziehen, und das ist keine leichte Aufgabe, namentlich für das Alter. An und für sich ist das Alter nicht schön, weil es der Hoffnung zu wenig Raum läßt, und es ist auch darum nicht schön, weil der Vergang doch nicht zu verbergen ist. Man muß also selbstlos werden, mit dem Eigenen abschließen, sich an das Fremde, an das Allgemeine knüpfen, und durch die Hoffnung auf das Allgemeine die eigene Hoffnungslosigkeit zu ersetzen suchen. Wie das Alter, um nicht widerwärtig zu werden, die größte Sorgfalt auf die Pflege des Körpers, auf die äußere Erscheinung nötig macht, so hat es auch geistig eine weit strengere Überwachung für sich nötig, um liebenswürdig zu sein. Es giebt aber in der That sehr wenig liebenswürdige alte Leute, und nicht die Bedeutung, sondern die Güte und Selbstlosigkeit sind es, die das Alter liebenswürdig machen. Ich weiß, wie lästig mir, als ich jung war, sehr viele alte Leute gewesen sind — und ziehe mir meinen Schluß daraus.

3. Febr. Der Reichtum ist entsittlichend, sobald er seine Besitzer gewöhnt, jede Art von Überfluß und Luxus, selbst den unvernünftigsten, als eine ihnen unentbehrliche Notwendigkeit, ja als ein ihnen zustehendes Recht anzusehen, und darüber die Leidensbedingungen und Entbehrungen der weniger Begünstigten zu vergessen. —

23. Febr. Jacoby[46]) sagt: wenn es notwendig ist, daß durch mich meine philosophische Arbeit fertig wird, so werde ich sie machen. Ist sie überhaupt notwendig für die Weltordnung, so wird sie jedenfalls gemacht werden, gleichviel, ob durch mich oder einen anderen. —

Schön und gut! Aber wo ist der Unterschied zwischen dem reinen persönlichen Deismus und dieser Harmonie des Müssens? Es steht fest: der Baum muß blühen, die Erde muß sich drehen, der Komet muß wiederkommen vermöge des notwendigen Müssens innerhalb der prästabilierten Harmonie. Aber wenn ich heute meine Arbeit nicht thun will, so zwingt mich dazu kein inneres und kein äußeres Müssen, und sie bleibt heute und morgen und übermorgen ungethan, und nach übermorgen ereilt mich der Tod. Gebe ich zu, daß dieses Nichtwollen Notwendigkeit ist, innerhalb der Harmonie, so mache ich mein Wollen, die Entschließung dessen, was ich als meinen freien Willen anerkenne, abhängig von dem großen allgemeinen Naturgesetz, d. h. ich hebe ihn als freien Willen auf und erniedrige ihn zu einem unbewußten Müssen, und die prästabilierte Harmonie ist nichts weiter als eine schwerfällige Bezeichnung für die göttliche Vorausbestimmung, für Vorsehung, und alles, was daran und darum hängt: z. B. für die Beschönigung jedes Unterlassens oder falschen Thuns. Auf die Weise hat auch ein Jaggi recht! — Aber es wird und muß ein anderes Grundgesetz entdeckt werden, wenn wir vom Deismus zum Anthropologismus fortschreiten wollen, und ich glaube eher — weil ich es erhabener finde — daß wir es lernen, den Sternen Lauf und Bahn anzuweisen, als daß ich bestimmt sein soll, mich meines freien Willens zu entäußern und mich einem unbewußten

Müssen innerhalb des allgemeinen Müssens unterzuordnen. Wer kann denn noch von Freiheit reden innerhalb einer solchen allgemeinen Zwangsanstalt? Das Wort hat für mich gar keinen Sinn in solcher Welt. —

13. April. Ich kann vieles mit dem Verstande begreifen. Aber daß ich eine alte Frau geworden bin, und wie es zugegangen ist, daß ich eine alte Frau geworden bin, und wo die Zeit geblieben ist, seit ich jung gewesen bin und meine fünfzigjährige Mutter mir schon alt erschienen ist, das kann ich nicht begreifen.

14. April. Es giebt Personen, wie Prof. Ernst Haeckel[47], in denen die Fülle, die kräftige, einheitliche Gesamtheit des Lebens sich so voll ausspricht, daß man sich gar nicht fragt, welches die Form sei, in der es sich offenbart. Sie sind wie eine Verkörperung des Lebens überhaupt, und es kommt also in ihrem unwillkürlichen Kundgeben desselben immer etwas zum Vorschein, woran man sich erfreut. Von ihnen möchte man das Goethesche Wort brauchen: und wenn ich einen Fehler beginge, es könnte keiner sein! —

8. Mai. Widerwärtiger als Reichtum, der nicht von einer Idee getragen wird, ist mir eigentlich nichts. Ich ertrage den Adelsstolz, in welchem, selbst in seiner Ausartung, doch noch immer eine Idee verborgen liegt, unendlich leichter, als den Typus des dummen, rohen Geldstolzes.

8. Mai. Portugal und Spanien werden eins werden, und Deutschland kann die beiden elenden Elbfürstentümer nicht bewältigen! — Man braucht aber nur zu sehen, wie die Italiener ihr Dantefest einleiten, wie sie von

ihren Vorkämpfern aus den Jahren 1830—59 sprechen — und an unser Schillerfest zu denken, um zu sehen, wie Deutschland seine Vorkämpfer „kritisiert", statt sie zu verehren. Giustis Biographie und Briefe lehren mich wieder einmal den Abstand zwischen den Romanen und Germanen kennen. —

13. Mai. Auswanderer zu sehen, thut mir immer wehe, und ich habe auch noch nie andere als völlig niedergeschlagene Physiognomien unter ihnen wahrgenommen. Möglich, daß sie in der Heimat hofften, Glück jenseits des Meeres erwarteten — auf der Reise sehen die Gesichter immer mutlos aus, und es macht sich sicherlich auch keiner von uns eine Vorstellung davon, wie solchen Männern und Frauen zu Mute sein muß. Uns ist überall eine Heimat sicher — wir beherrschen fremde Sprachen, kennen fremde Sitten, sind überall in der Welt zu Hause! Aber solche Frau, für die drei Meilen von ihrem Dorfe die Welt aufhört! — — Man stellt es sich lange nicht trostlos genug vor! — Und nun die Machthabenden, die solch armes Volk aus der Heimat forttreiben! — Aber sie sehen's nicht einmal! Sie steigen direkt aus ihrem Wagen in den erleuchteten besonderen Wartesaal und aus diesem in den besonderen Waggon, und ehe solch ein armer Auswanderer auf der Station nur den Kopf zur Wagenthüre hinaussteckt, sind die „hohen Herrschaften" wie die leichtlebenden Götter schon wieder auf und davon. Wenn die armen Leute sie so verurteilten wie ich in solchen Fällen.

18. Mai. Wie in aller Kunst, so ist auch im Leben das Unnötige immer ein Fehler und vom Übel. Die Natur hat überall nur das Notwendige an sich und sie

ist und bleibt doch unser allein verläßliches Vorbild. Wo ich einen Künstler Überflüssiges an seinem Werke schaffen sehe, weiß ich, daß es vielleicht ihm selbst unbewußt einen Fehler, einen Mangel verdecken soll — und wo ich einen Menschen etwas Unnötiges und doch Entscheidendes in seinem Leben thun sehe, weiß ich, daß er es bereuen und vielleicht seine besten Kräfte daran setzen müssen wird, es ungeschehen zu machen.

20. Mai. Meine alte Überzeugung, daß es unmöglich ist, durch politische Revolutionen große soziale Umgestaltungen hervorzubringen, wird immer fester in mir. Auch jetzt sind mir die Debatten in unserer stumpfsinnigen Kammer vollkommen gleichgültig, nur die amerikanische Revolution ist wichtig, und ihr Einfluß auf die Umgestaltung aller menschlichen Verhältnisse ist unabsehbar. Sie erst macht die Erklärung der Menschenrechte zu einer Thatsache; und die Arbeiterbewegung in Europa ist ein Vorbote dessen, was die Folge der Sklaven-Emanzipation für uns sein wird. Alle großen politischen Umgestaltungen sind — wie auch zur Zeit der Entstehung des Christentums — aus großen Bewegungen in den unteren Schichten des Volkes, aus neuen Erkenntnissen und Anschauungen der Volksmasse hervorgegangen — die Fürsten folgten immer erst nach — selbst in der Reformation und in allen Krisen dieses letzten Jahrhunderts, wenn sie sahen, daß sie sich den Massen fügen, anschließen mußten, falls sie nicht vertrieben werden wollten. Diese sogenannten Spitzen des Staates sind wie die Wetterfahnen, sie machen den Wind nicht, der sie in Bewegung setzt. Und die jetzige Bewegung der Arbeiter ist so bewußt und gemessen, und der Widerstand gegen dieselbe

bereits so ohnmächtig geworden, daß das Verhandeln eigentlich nur noch eine Förmlichkeit ist. Es ist etwas Organisches in der Erhebung, das ihren Erfolg sichert.

20. Mai. Adolf ist der Meinung, daß bei den gesteigerten Ansprüchen der Handarbeitenden eine, auf fremde Handarbeit begründete ästhetische Bildung, wie er und ich und unseresgleichen sie erworben haben, künftig eine Unmöglichkeit sein wird. Ich bin aber sicher, daß er darin völlig irrt. Es wird nur zu der andern Organisation kommen, die ich für die Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse längst vorausgesehen und als wünschenswert erkannt habe; und daß mit dem größeren Wohlstand der Arbeitenden auch das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, also auch unser Arbeitslohn sich steigert, ist ohne Frage. Bisher hat man gelernt: wie man den Gesamt-Reichtum vermehrt; jetzt wird man lernen, wie man ihn gleichmäßiger verteilt, und wenn der Grundsatz wahr ist — und er ist es — daß meines Nachbars Vorteil mein Vorteil ist, so kann bei der Erhebung der großen Massen die vollendete Ausbildung der hervorragenden Fähigkeiten, der hervorragenden Menschen, nicht zu einer Unmöglichkeit werden.

25. Mai. Was die letzten siebzehn Jahre der Reaktion gewirkt haben, das kann man — wenn man es nicht ohnehin wüßte, bei dem Lesen von Heinrich Simons Briefen[48]) gewahr werden. Aber ebenso deutlich beweisen sie auch, wie vollkommen wir uns irren, wenn wir glauben, diejenigen aufklären zu können, die nicht sehen wollen, weil dies gegen ihren Vorteil ist.

29. Mai. Zeit zu haben ist eigentlich das größte

Glück! Man kann alles erreichen, alles thun, selbst Irrtümer begehen, wenn man Zeit hat, sie auszugleichen. Unser Verlangen nach Unsterblichkeit ist im Grunde nichts anderes als die Sehnsucht nach reichlicher Zeit, um sich völlig ausleben zu können, und es ist vielleicht der Wunsch, unserem kurzen Leben durch Zeitersparnis eine verhältnismäßig längere Dauer zu geben, der zur Erfindung der Benutzung der Dampfkraft, wie zu vielen anderen Erfindungen den Anlaß gegeben hat.

30. Mai. Am ruhigen Teilnehmen haben die Menschen, der großen Menge nach, eigentlich am wenigsten Vergnügen. Sie sind bei Unglück bereitwillig zur Teilnahme, weil sie dann die Gewährenden sind, sie fügen sich dem großen Reichtum, der ihnen etwas gewähren kann — aber die bloße freudige Teilnahme an fremdem Wohlergehen bringt ihnen, nach ihrer Meinung, nicht genug ein. Sie lohnt sich für solche Naturen nicht.

2. Juni. Adolf sagt: wer hat, dem wird gegeben, und wer giebt, dem wird genommen! Das ist wahr genug.

5. Juni. Wir haben Niemann[49]) den Rienzi singen hören, und so groß er die Rolle darstellt und so meisterhaft er sie singt, doch nicht über die Stillosigkeit der Musik, die immerfort hin und her nach einem Halt sucht, und über die „Konvenienz" in der Darstellung hinwegkommen können. In sämtlichen Opern geht's noch nicht viel anders her, als in den Zeiten, in welchen Cinna und Cäsar in der Perrücke erschienen. Die pilgernden Juden in Joseph in Ägypten und die Bürger im Faust, und das Volk im Rienzi, die sind alle

ziemlich gleich kostümiert. Die römischen Frauen des Volkes erscheinen auf der Straße im bloßen Kopf und bloßen Halse und mit nackten Armen. Die Schwester Rienzis, die vornehmen Römerinnen gehen gleichfalls barhaupt und entblößt über die Straße, und daneben tritt dann ein großes Pferd mit plumpem Realismus auf die Bühne, das hinwiederum, obschon es einen geharnischten Reiter trägt, nicht geharnischt ist. Es schreit immer eines gegen das andere, aber die abstumpfende Gewohnheit hat das theaterbesuchende Publikum dafür völlig blind gemacht, und es wird auch nicht davon beleidigt, wenn „bei dem Feste" ein Trupp antik gekleideter Römer und Barbaren wie die Wahnsinnigen sich als Kreisel dreht und einen Kriegstanz wirklich balletmäßig tanzt. „Denn das Wissen ist der Tod", wenigstens von gar vielem, woran die andern sich vergnügen.

9. Juni. Bei Anlaß von Bismarcks Herausforderung Virchows[50]). Und das soll nicht die reine Anarchie sein? Was würde der Staatsanwalt thun, wenn das ein paar andere thäten? — Das Duell ist ein flagranter Einbruch in die bestehenden Landesgesetze! — Es wäre sehr bequem, wenn die Junker so die ganze ihnen unbequeme Legislatur wegschießen dürften — obschon an der Mehrzahl der Fortschrittspartei, als Männer der Freiheit nicht viel verloren wäre. Gelehrt sind sie, bürgerlich unbescholten auch — von Mannescharakter keine Spur. Entweder das Gesetz ist bindend oder nicht. Haltet ihr es nicht für bindend, wie könnt ihr euch dann dazu hergeben, neue Gesetze machen zu helfen. Ihr hängt ja mit eurem ganzen Thun und Treiben als Seiltänzer in der Luft, sobald ihr die Möglichkeit eines Handelns gegen das Gesetz — auf Forderung eines Vor-

urteiles — zugebt. — Der Oberbürgermeister Ziegler hat recht: Sie haben das Denken verlernt!

10. Juni. Das Traurige bei dem Lesen aller Biographien ist, daß sie alle mit dem Tode enden. Es ist ein so schauderhafter Abstand von Bérangers[51]): „leste et joyeux je montais six étages“ bis zu dem Sterben an Wassersucht des Herzens. Der schöne Goethe hat auch darin Glück gehabt und das Richtige getroffen. Er hat seine Selbstbiographie in der Fülle des Lebens abgebrochen — und er ist denn auch verhältnismäßig leicht gestorben. — Früher graute mir vor einem plötzlichen Tode, und ich verstand des treuen Körte Wunsch nicht, daß mir einmal ein solcher beschieden sein möge. Jetzt, wenn ich sehe, wie mühsam die Menschenkreatur sich oft zu Ende quält, sehe ich die Sache anders an. Der Standpunkt, die Perspektive ändern die Anschauung. Die Sachen erscheinen uns nicht gleich, ob man sie aus der Ferne oder aus der Nähe betrachtet.

Bonn.

14. Juli. Geheimrat Ritschl[52]) sagte mir gestern, er halte es in Religion und Politik mit dem vermittelnden, dem Übergangsstandpunkte; ich sah auch, daß er Deist und Konstitutioneller ist. Für mich ist das, als ob ich, um mich behaglich zu fühlen, lebenslang auf der Treppe zwischen einer Etage und der andern stehen bleiben sollte. Es ist eben kein **Standpunkt.**

Haus Caldenhoff bei Hamm.

24. Sept. Bei Anlaß von einer neuen Hamlet-Erklärung durch einen Gymnasiallehrer Döring[53]). Wenn ich solchen erklärenden Arbeiten gegenüberstehe, habe ich zunächst immer das Gefühl, daß in gewissem Sinne nur un-

produktive Menschen sie machen können. Ich frage mich immer: welche Wirkung hat Hamlet auf mich gehabt, als ich das Werk zum erstenmale auf der Bühne gesehen habe, und ich finde dann, daß nichts mir daran unklar oder zweifelhaft gewesen ist. Es hat mich gerührt, erschüttert — ich habe alles *geglaubt*. — Was bedarf es dem gegenüber einer besonderen Erklärung? — Shakespeare stellte die Gestalten aus der Fülle seines *Schauens* und seines „*Wissens von den Dingen*" dar; denn das Dichten ist ein Herausgreifen aus der Fülle des Wissens, ein schauendes, gestaltendes Herausgreifen und Festhalten der vorüberziehenden, aus dem Innern aufsteigenden Gedanken, die sich aus den Ablagerungen der Wirklichkeit, wie in einem Stoffwechsel neu erzeugen, aus dem Gewesenen und Gegenwärtigen zu Neuem, aber völlig Selbständigem und völlig Lebendigem erzeugen. Denn in dem Weiterarbeiten der Nationen wirken Faust und Hamlet und Carlos und Posa ganz so vollkommen und sicherlich eingreifender und zeugender mit fort, als Tausende, die auf zwei Beinen umhergelaufen sind und wirklich Kinder in die Welt gesetzt haben. — Der Dichter schafft aus dem Vollen, halbweg — wenigstens für das erste Erstehen der Gestalten — halbweg wahllos, mit der Sicherheit des Müssens, für ein Publikum, das ihm die Fülle des schauenden Glaubens entgegenbringt, und damit war's zu allen Zeiten gut und ist's für mich noch heute gut. Hamlet ist Hamlet, Ophelia eben Ophelia! — Sie sind so, weil sie eben sie sind; und das Einzige, was man sich bei ihnen, wie bei lebendigen Menschen fragen *kann*, ist doch nur: wie sind sie grade eben so geworden wie sie sind? — Die Frage aber wird zu einem Spintisieren, wo man es mit der absoluten

Schöpfung eines Dichters, nicht mit dem lebendigen, in der Welt entstandenen Geschöpfe zu thun hat, das in seiner Entwicklung durch den unablässigen Zusammenstoß mit andern gehemmt und gefördert, also nicht einheitlich und nicht auf einmal fertig entstanden ist. Die Gestalt, welche der Dichter schafft, ist wie sie ist, weil der Dichter sie eben so geschaut hat und nicht anders. Goethe, wenn er im Meister über den Hamlet reflektiert, hat dabei auch nicht jenes unfruchtbare Erklärenwollen im Sinne, sondern er hat die Möglichkeit der besten Darstellungsweise des Gedichts vor Augen. Nicht die Möglichkeit der Figuren an sich, nur die Möglichkeit, sie durch mittelmäßige Menschen und Schauspieler so zur Erscheinung gebracht zu sehen, wie sie Shakespeare geschaut und Goethe sie mit ihm gesehen hat, das ist's was ihn beschäftigt. Ich bin kein Shakespeare und kein Goethe; wie aber in dem Dichter Gestalten erstehen, das weiß ich dennoch — und man soll einmal einen wirklich genialen Schauspieler fragen, wie er die Gestalten der großen Dichtungen auffaßt? — Ohne alles Nachdenken, wie in einem Spiegel, als Einheit, unzergliedert, nimmt er sie in sich auf — und erst wenn er sie dargestellt *hat*, ist er im stande sich die Einzelheiten auseinanderzulegen — ohne deshalb mehr davon zu wissen, als der erste volle Eindruck ihm gegeben hat.

Berlin.

30. Okt. Ich weiß oft nicht, worüber ich mehr erschrecken soll, ob über die *Verrohung der mündlichen Ausdrucksweise* in der sogenannten gebildeten Gesellschaft, oder über die Verrohung des schriftlichen Stils, und im Grunde ist das letztere nur Folge des ersteren. Früher gab man dem Schreibenden die Lehre: „Schreibe, wie du sprichst!" und

diese Lehre war richtig, sofern man eine gebildete mündliche Ausdrucksweise voraussetzen durfte. Die Lehre: „Schreibe, wie du sprichst!" haben sie auch redlich beibehalten. Sie schreiben genau so lüderlich und gemein, wie sie sprechen. Es wird eben jede Lehre zur Verkehrtheit, wenn die Bedingungen sich ändern, für welche sie gegeben und auf welche sie gegründet war.

12. Nov. Wenn ich so die Posten und Eisenbahnen aus den entlegensten Teilen der Welt zu bestimmten Stunden mit einer fast unirrenden Regelmäßigkeit in den Mittelpunkten des Verkehrs eintreffen sehe, so freut es mich, wie der Mensch diese Organisation der Natur abgelernt, und es gleichsam dem System der Weltkörper nachgebildet hat, bei denen alles sich in den verschiedenen Sphären und alles mit der Konzentration zu einem großen regelmäßigen Ganzen zusammenfindet. Darum habe ich immer an den Geburtstagen, an denen das Zusammentreffen von Briefen mir diese Organisation so lebhaft vergegenwärtigt, so viel Freude.

30. Nov. Nichts ist mir unbegreiflicher und scheint mir erlogener an den Menschen, selbst an den besten und wahrhaftigsten wie Jacoby, daß sie sich nicht mit demselben freien Bewußtsein, mit dem sie sich das Recht zum Lieben zuerkennen, auch das Recht zum tödlichen Hasse für sich in Anspruch nehmen. Wenn mir von Menschen, denen ich in Liebe und Hingebung mit Freuden alles geleistet habe, was sie begehren und ich gewähren konnte, mit Undank und Kränkungen gelohnt worden ist, weil sie es beschwerlich fanden, eine Herzensverpflichtung zu ertragen, so hasse ich sie; und wenn ich die Macht dazu besäße, würde

ich eine Befriedigung darin genießen, sie dies fühlen zu lassen.

28. Dez. Es ist merkwürdig genug, daß die Menschen einander in ihren politischen Ansichten nicht ebenso gut als in ihren religiösen Ansichten dulden gelernt haben, ja daß sie nicht bedenken, wie für unsereinen alle Überzeugung etwas Einheitliches ist. Ein Mann, der es sich als eine Roheit auslegen würde, ja der gar nicht auf den Gedanken kommen könnte, einen Juden oder einen Katholiken oder einen Pietisten, mit dem er umgeht oder der ein Gast seiner Familie ist, im entferntesten in seinen Überzeugungen anzutasten, sondern der sicherlich sich als einer der Ersten ins Mittel legen würde, selbst wenn ein anderer dies in seiner Gegenwart thäte, der scheut sich in unserem Staatsleben durchaus nicht, Andersdenkende mit seinem Urteil über ihre abweichende Ansicht und über ihre Freunde und Gesinnungsgenossen zu verletzen. Der Besitz und die Macht sind so sehr verderblich, weil sie nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz verwirren.

30. Dez. Wenn man an äußere Glücksgüter denkt, soll man beständig auf diejenigen hinsehen, die weniger besitzen und mit diesem Wenigen sich glücklich und zufrieden fühlen — wenn man seinen geistigen Besitz erwägt, muß man sein Auge auf jene Menschen richten, die unendlich mehr besitzen und besaßen als wir, und sich mit all ihrem Reichtum doch immer nur bescheiden als Strebende betrachteten. Zwischen diesen beiden Polen bleibt man ebenso vor Verzagtheit und Kleinmut, als vor Hochmut und Selbstüberschätzung bewahrt, in rechter Mitte.

1866.

20. Jan. Nach der Aufführung der Meyerbeerschen Afrikanerin. Dieser Dekorationsluxus ist abgeschmackt. Sie trauen der Phantasie gar nichts und muten ihr alles zu, selbst das Glauben an das, was dem gesunden Auge widerspricht durch Proportion und Perspektive.

31. Jan. Es liegt etwas Gewaltiges in der Art und Weise, in welcher die Menschheit in unserer Zeit von dem All Besitz zu nehmen sucht, um sich fest zu versichern, wie sie ein verschwindender und vergänglicher Bruchteil in demselben ist. Und wenn es frech war, das trotzende Wort der Dubarry: après nous le déluge! — so ist es sehr groß, mit allen seinen Seelenkräften nach einer Erkenntnis seiner persönlichen Ohnmacht und Endlichkeit zu streben, und mit dem Bewußtsein derselben sich doch als ein mitwirkender Teil in dem allgemeinen Werden zu fühlen, und stolz und freudig auszurufen: vor mir und nach mir die Unendlichkeit und die Ewigkeit. —

8. Febr. Bei Anlaß von Alfred Woltmanns[54]) Vorlesung über Overbeck: Cornelius[55]) sprach einmal zu Anfang der fünfziger Jahre, als wir uns im Tiergarten trafen und auf meine Vorliebe für die Skulptur zu reden kamen, mit mir über das Verhältnis der bildenden Künste zu einander. Er sagte: „Die Skulptur ist die roheste von ihnen, die materiellste, denn sie ist die nackte Nachbildung der ganzen Gestalt, sie giebt die Masse durch Masse. Die Malerei, die in der Fläche uns den Gehalt der ganzen Form giebt, ist schon geistiger, setzt schon eine größere Abstraktion und mit ihr eine geistigere, idealere Anschauung der Gestalten und des Gestalteten voraus; die Zeichnung aber, die

von der Masse und der Farbe abstrahierend, uns dennoch den ganzen Gehalt des Erschauten versinnbildlicht, ist ohne allen Zweifel die idealste Kunst." — So aber kann nur jemand urteilen, der nie an sich selbst die Freude erfahren hat, was sich mit der Farbe machen läßt. Es giebt für gewisse Augen eine reine Farbenlust, und wem diese nicht angeboren ist, der wird immer ungerecht gegen die Leistungen der Farbe sein. Was ich an Cornelius am meisten bewundere, ist die Größe seiner Gedanken, seine Dichtung. Er wäre ein Mann gewesen, die Danteschen Gestalten zu erfinden, wenn sie nicht schon erfunden gewesen wären; was aber, wie z. B. Woltmann behauptet, „die vollendete Schönheit der Linien" betrifft, so habe ich davon große Ausnahmen in Cornelius gesehen, und ich kenne nicht leicht eine häßlichere Linie in der Malerei, als die herniederfahrende Jerusalem, die den ganzen Karton von oben rechts nach unten links durchschneidet. Ebenso häßlich sind in den Apokalyptischen Reitern die beiden senkrecht emporgehobenen Arme einer der sich am Boden aufrichtenden Frauengestalten. Dagegen sind die Reiter selbst von einer schauerlichen Erhabenheit — und in der Ausgießung der Schalen des Segens und des Zorns — wie in den Predellen sind Bilder und Gestalten von einer Raphaelischen Schönheit. — Ich ziehe diese Kartons den Münchner Malereien auch bei weitem vor. In diesen letztern sind die Michelangelo'schen Härten mit einer gewissen Absicht nachgeahmt, und die entsetzliche ockergelbe Farbe bringt das noch greller zur Anschauung. So oft ich an diese Homerisch-Cornelius'schen Schöpfungen denke, habe ich ein hartes Nebeneinander von Gelb und Blau — ganz ungerufen —

vor Augen, und ich ersehe daraus, daß der Eindruck auf meinen Farbensinn ein unangenehmer gewesen sein muß.

Bei Farben fällt mir der Streit ein, der sich jetzt über das Bild von Hildebrand[56]), den Sonnenuntergang am Ganges, erhoben hat. Ich meine, man müsse jedem Kunstwerk gegenüber die Frage aufwerfen: was hat er machen wollen? — und ist es ihm gelungen auszudrücken was er machen wollen? — Jeder, der die Natur beobachtet hat, muß sich erinnern, daß es Sonnenuntergänge giebt, in denen man von der übermächtigen Fülle des Lichtes geblendet, nichts sieht als Licht. Solch einen Sonnenuntergang hat Hildebrand gesehen, hat ihn ganz so malen wollen, wie er ihn gesehen hat, das ist ihm gelungen — die Leute stehen davor und sehen, wie er es gesehen und empfunden hat, nichts als Licht — und das soll nicht ein Kunstwerk sein? — Ich muß lachen, wenn sie daneben von den Claude Lorrains in der Dresdener Galerie sprechen. Das Lorraine und Italien sind ja nicht der Ganges — und Claude hat einen sanften hellen Morgen und einen milden warmen Sonnenuntergang malen wollen — aber nicht die Flammenglut, wie etwa Rafael sie hinter der Vision des Ezechiel dargestellt hat. — War es denn künstlerisch, goldene Hintergründe zu machen? — Die alten Maler besaßen die Farbenkraft nicht, mit der sie die Herrlichkeit wiederzugeben vermocht hätten, in welcher sie sich den Himmel vorstellten. Sie nahmen Gold, und ihr seid damit zufrieden. Nun kommt ein Farbenkundiger, der mit Farbe erreichen kann, was jenen unerreichbar geblieben ist — und das soll nun ein Kunststück und kein Kunstwerk sein? — Welch lächerliche Unterscheidung! — Könnte Hildebrand nicht zeichnen, hätte

er nie Etwas geschaffen, was durch seine Farbe oder schöne Linien erfreut, durch sanfte Stimmung rührt, so hätte jene Behauptung noch eine Art von Berechtigung — jetzt ist sie völlig unberechtigt. — Hildebrand ist so frei im Schaffen, daß er sich einmal einem Einfall, sogar einem übermütigen Einfall, im Gefühle seiner Kraft überlassen kann und überläßt; und grade darin liegt für mich seine Größe, wie die Bedeutung Hoguets. Sie sind sich Gesetz und Bestimmung innerhalb des in der Natur Erschauten. Sie geben das Bild, das Beispiel — sie genügen sich. Mögen andere von dem technischen Fortschritt, der damit gemacht ist, benutzen, was ihnen brauchbar erscheint — mag die Kunstkritik, mag die Ästhetik ihre Schlüsse daraus ziehen — das geht den schöpferischen Künstler gar nichts weiter an. Er lehrt und lernt selbst durch seine Fehler — aber man muß ein großer Künstler sein, um durch seine Fehler und Übertreibungen belehren zu können. — Auf dem Wege des Hergebrachten kommt nichts Neues und nichts Großes vorwärts.

14. Febr. In der Lehre von den aufgesammelten guten Werken, wie die katholische Kirche sie besitzt, liegt ein äußerst richtiger Erfahrungssatz, den die Reichen und die Glücklichen lange nicht genug beherzigen. Man möchte ihnen immer sagen: „macht euch Freunde, sammelt ein Kapital von Liebe um euch her für euch an, damit ihr von seinen Zinsen leben und zehren könnt, wenn das Glück euch seinen Rücken kehrt, und nach den fetten Jahren die mageren kommen"; aber die wenigsten denken daran, sich diesen Gnadenvorrat bei Zeiten anzulegen, und klagen dann im Notfall über die Undankbarkeit der Welt, die ihnen keine Ernte entgegenbringt — wo nichts gesäet worden ist. —

15. Febr. Weil ich auf dem vorigen Blatte an den mangelnden Farbensinn bei Cornelius dachte, fällt mir als sein vollkommener Gegensatz Karl Rahl[57]) ein, der einmal gegen mich behauptete, er begreife eigentlich gar nicht, wie ein Mensch dazu komme, zu zeichnen, d. h. wie er zu der Abstraktion gelange, sich die Dinge, die er farbig sähe, grau vorzustellen. Er habe durch Jahre und Jahre alle seine Entwürfe gleich gemalt, und erst als er die ganze Welt der Erscheinungen wie sein ABC und sein Einmaleins im Kopfe gehabt, habe er auch zu zeichnen vermocht, aber es sei und bleibe etwas ihm ganz Unnatürliches. Das Malen allein sei für den Maler ein Thun, das Zeichnen sei und bleibe ein Gedanke. Das fiel denn in gewissem Sinne auch wieder mit einem Ausspruch von ihm zusammen, der so originell war, daß ich ihn mir damals in Rom gleich von ihm auf ein Blatt Papier schreiben ließ. Er lautete: Die Tugend hat keinen Wert für mich, wenn sie bloß eine Vermeidung von Fehlern ist, aus Mangel an Leidenschaft und Thatkraft, welch letztere mir selbst auf einem Irrwege noch immer als eigentliche Tugend erscheint. So wenig schätze ich die sogenannte Festigkeit, als ich es einem Tische für Charakterfestigkeit anrechne, daß er stehen bleibt und nicht fortläuft.

9. März. Bemerkungen zu Wilhelm Meister. Was Goethe so mächtig in seinen Romandichtungen macht, das ist sein eigener Glaube an seine Gestalten. Er stellt sie hin — und sie sind da. Sie springen ihm wie die Minerva dem Zeus fertig aus dem Haupte. Darin liegt aber der Prüfstein für seine eigene dichterische Kraft, für sein dichterisches Schauen. Er sieht die Gestalten, sie sind ihm lebendige Thatsachen, und da er sie sieht, setzt er voraus, daß auch

andere sie sehen müssen. Also beschreibt er sie nicht lange, sondern er spricht von ihnen, wie von jemand, der uns gradeüber sitzt. — Wir andern fühlen es an uns selbst heraus, wo der Mangel liegt, wenn wir motivieren. Er ist immer von Gottes Gnaden, und das ist auch Schiller im Geisterseher. — Dazu trägt Goethe in dem ersten Teil des Meister gar keine Poesie von außen an die Dinge heran. Er sieht sie aus den Dingen heraus. Erst gegen das Ende des Meister, wo ihm die volle Kraft ausgeht, hilft er sich mit Dekorations-Poesie, mit romanhaften, phantastischen Erfindungen — und ich meine überhaupt dem Romane anzuhören, daß ihm die sogenannte ethische Tendenz erst nachträglich eingeimpft worden ist. — Es war nicht auf einen Bildungsgang des Helden, sondern auf ein Abenteuer abgesehen. So weit dies reicht, ist alles frisch und sachlich — nachher, wo die Bildung anfängt, schon in der Entwicklung der Hamletstragödie, meine ich das Flickwerk herauszufühlen. Auch die Episode von der Vergangenheit des Harfners, die schöne Seele, der Turm, das alles ist angeflickt, als der Faden des eigentlichen Roman-Abenteuers nicht mehr festgehalten wurde. Dadurch ist ein phantastisches Ganze entstanden, wie etwa eine der italienischen, nach dem wachsenden Bedürfnis zusammengeflickten Mazzarine, aber es ist kein Palladio'scher Palast. — Der ursprüngliche Plan[58]) Goethes ging sicherlich — so weit ich ihn aus dem Charakter des Wilhelm beurteilen kann — darauf hinaus, einen jungen Kaufmann von seiner Vorliebe für das Theater durch das Theater heilen und ihn, nach überstandenem Abenteuer, geheilt in die bürgerliche Welt zurückkehren zu lassen. So wie der Roman jetzt beschaffen ist — völlig planlos, ganz ein

Werk der augenblicklichen Laune — ganz auf eine müßige Selbstvollendung gestellt, schwebt er wie ein Ballon, dem der leitende Faden zerrissen ist, in das Leere hinaus und zerplatzt in nichts.

Aber neben diesen Mängeln ist es doch — im Vergleich zu der jetzigen Effekthascherei etwas Schönes zu sehen, wie Goethe für sich dichtet. Er schreibt das Puppenspiel, weil es ihn freut, sich daran zu erinnern; er behandelt die Hamlet-Tragödie, weil sie ihn beschäftigt — und er kann gewiß von sich sagen, daß er seine Romane samt und sonders zu seiner Selbstbefreiung geschrieben hat. Aber mit dieser Selbstbefriedigung hat grade er, der im Drama zur strengsten Form sich hinwendet, der ganzen unkünstlerischen und planlosen Launenhaftigkeit der Romantiker den Weg gezeigt. Ein Kunstwerk ist der Werther eigentlich allein — denn auch in den Wahlverwandtschaften ist der erste Plan bestimmt nicht in seiner Reinheit festgehalten.

Wilhelms Anziehungskraft für die Frauen, mit denen er zusammenkommt, beruht auf seiner schlichten Bürgerlichkeit, die alles, selbst den Scherz ernsthaft nimmt. Weder den Schauspielerinnen, noch den vornehmen Frauen ist ein solcher Mann begegnet. Er ist, trotz seiner hin- und herwandernden Neigung, eigentlich beständig; das heißt, er glaubt immer diese Aufwallungen festhalten zu können, und es festigt sich auch alles an ihm. Er belädt sich mit Mignon und mit dem Harfner, er möchte, Marianne solle Mutter werden und verlangt sich als Vater ihres Kindes fühlen zu können — er hat ein Stück von einem Hausvater, auch vom Mittler in sich — und bei allem was er thut und unternimmt, wird man des Gedankens nicht los, daß er auf

solidem Grund und Boden erwachsen ist, daß er gelernt hat, das Soll und das Haben zwischen graden Linien regelrecht gegeneinander abzuwägen. Er ist reiner, besser, ehrlicher, glaubensvoller an die eigene Empfindung und an die fremde Empfindung als alle anderen Männer in dem Werke — es übersehen ihn alle — aber dafür lieben ihn die Frauen. — Die Theorie von dem passiven Helden, die man zu Ehren dieses Romanes erfunden hat, ist eine Redensart; es giebt dafür keine Theorie, kann keine geben. Es kann uns eine Gestalt höchstens ebenso durch das anziehen, was sie erleidet, als durch das, was sie thut — mehr zugeben oder behaupten ist lächerlich und abgeschmackt.

Aurelie ist selbst in ihren Empfindungen immer voll Reflexion. Weil sie immer tragische Rollen spielt, ist sie sich selbst zu einer tragischen Heldin geworden; die Künstlerin ist in ihr vollkommen Meister über den Menschen. Sie erlebt alles nur als Darstellerin und ist einer unbefangenen Empfindung, ohne daß sie darüber ein Bewußtsein hat, gar nicht mehr fähig. Daraus erklärt sich ihr Abscheu gegen Philine ebenso wie die Thatsache, daß sie auf die Länge allen Männern quälend wird. Sie und Philine sind völlige Gegensätze, und Goethe hat sie selbst äußerlich als solche hingestellt.

Wilhelm. Es ist ein Meisterzug von Goethe, sagt Adolf, daß er Wilhelm, den er in so mannigfache Berührungen mit Frauen bringen will, mit der Erinnerung an eine eben zerstörte Herzensverbindung und zugleich mit gesättigter Sinnlichkeit in den Beginn des Romans eintreten läßt, denn das macht ihn der Teilnahme an den Frauen ohne eigene wilde Begehrlichkeit fähig und giebt ihm bei allem Schwung der Jugend eine gewisse Nüchternheit und Mäßigkeit, welche die

Frauen sicher macht und ihm eine Art von Uebergewicht über sie verleiht, das er sonst seiner Natur nach nicht besitzen würde.

Philine ist mir immer vorgekommen, als ob sie selbst nicht allmählich geworden, sondern, wie sie es von den Kindern wünscht, gleich fix und fertig „vom Baume geschüttelt" wäre. Sie ist wie eine Personifikation des Augenblicks, sie ist die Göttin des Augenblicks und der Augenblick ist ihr Gott. Über den Augenblick geht ihr Wollen und ihr Denken nicht hinaus: sie hat auch gar keine Gedanken, aber die geistreichsten Einfälle. Indes diese Einfälle erklären zu sollen, ist ihr schon zuviel. „Ich werde euch meine Einfälle auch noch erklären sollen," ruft sie ungeduldig aus. Sie wirft sie fort — an den Ersten den Besten, wie sie den Vorübergehenden ihr Halstuch und ihren Hut zuwirft, und wie sie sich gelegentlich auch selber wegwirft. Bei großer Selbstgewißheit und bei einer Elastizität des Geistes, die sich immer schnell aufrafft, sich gleich in einer neuen Lage es nach Bedürfen bequem macht, ist sie ohne alle und jede Selbstachtung und völlig unbekümmert um den nächsten Tag. Ja alle Folgerichtigkeit ist ihr zuwider. „Alle Tage an einem andern Orte zu essen" ist ihr eine wahre Lust, und beharrlich ist sie nur in der Freude am Wechsel. Liebe, Leidenschaft sind Dinge, die sie nur vom Hörensagen kennt; sie hat nur zärtliche Aufwallungen und phantastische Gelüste; und selbst ihre Sinnlichkeit ist nicht heiß, sondern flüchtig und eben auch nur augenblicklich. Sie ist die „lockerste" Gestalt, die ein Dichter zu schaffen gewagt hat und dabei so naturwüchsig, daß man sich nicht einmal fragt: wo ist sie her, wie ist sie so geworden? — Sie ist da und sie ist eben sie — Philine!

2. April. „So lange du lebst und meiner denkst, bin ich unsterblich!“ sagte ein sterbender katholischer Geistlicher in Brczsk Litewsk zu meinem Bruder Moritz, als dieser ihn fragte, was er von der Fortdauer der Seele denke — und diese Fortdauer in den uns liebenden Überlebenden ist darum noch um so schöner, weil sie in diesen bis zu einem gewissen Grade eine unwillkürliche ist. Diese Nacht z. B. träumte ich von Heinrich Simon. Er war für Stunden aus einem Gefängnis entlassen, war jung und schön wie in der Jugend, und ich liebte ihn wie damals. Er verkehrte heiter mit mir und mit den Gräff'schen noch kleinen Kindern, sprach von Flucht und der Aussicht, nach dieser mit mir vereint zu leben, und ich wagte nicht, ihn in seiner Heiterkeit und in seinen Hoffnungen zu stören, obschon ich wußte, daß er hingerichtet werden solle. — Er lebte mir völlig, und ich liebte ihn und litt um ihn, als wäre es kein Traum — er war mir also nicht gestorben, er lebte mir — und das einzige Traurige bei solchem Traume ist nachher — daß man ihn eben allein erlebt. — Wenn ich einmal Adolf so allein erleben müßte — man darf das gar nicht denken, ohne den Boden unter sich wanken und sein Hirn schwindeln zu fühlen. Und doch — muß ich das nicht wünschen? Mein geliebter, geliebter Adolf! —

11. April. Etwas Tüchtiges zu leisten, einen großen Erfolg zu erringen, ist nicht schwerer und nicht seltener, als kein Narr zu werden, wenn man ihn errungen hat. Der von Narrheit freieste Mensch, den ich gekannt habe, war mein Vater, und ich glaube, davon habe ich etwas geerbt. Es gehört dazu ein starker, vergleichender und abwägender Verstand, der sich in jedem

Augenblicke mit den Menschen und den Zuständen um sich her gerecht vergleicht und stets das gewollte Ideal dem wirklich Erreichten gegenüberstellt.

12. April. Meine Weisheit habe ich eigentlich zumeist von dummem Vieh, von Spinnen, von Blutegeln, von solchen Tieren erlernt. Die Menschen, und zwar diejenigen, welche sich für besonders bedeutend und für Charaktere halten, rennen oftmals mit dem Kopf gegen die Wand und wollen das, was sie wollen, grade in einer bestimmten Form und auf einem bestimmten Punkt und für immer. Das ist einfältig. Eine Spinne versucht — versucht zehnmal, zwanzigmal, wo sie sich anheften kann — ein Blutegel macht's grade so — und beide lassen los, wo nichts mehr für sie zu thun und zu hoffen und zu holen ist. Es ist ein Vergnügen, zuzusehen, wie vernünftig ein Blutegel sich seinen Fleck aussucht und wie entschlossen er losläßt. — Ich klammre mich jetzt nicht mehr an die Menschen und die Dinge, die ich nicht halten kann, ich lasse los — und damit gewinne ich die Möglichkeit, mich anderweit hilfreich anzuheften und Freude zu haben in neuen, lieben Sorgen und auch Freude zu bereiten oder doch mindestens tröstlich zu sein.

20. April. Wie man seinen eigenen Entwicklungsgang am deutlichsten beobachten kann, wenn man die Wirkung ermißt, welche ein und dasselbe Dichtungswerk in verschiedenen Zeitpunkten auf uns macht, so kann man dieselbe Prüfung auch an wiederkehrenden Ereignissen vornehmen. Ich mache z. B. jetzt, wo wir ein neues Dienstmädchen zu uns genommen haben, die Erfahrung, daß ich mich den ganzen Tag über ihre freundliche, heitere Bereitwilligkeit, über ihren Wunsch, es uns recht zu machen, wundere. Es hilft nichts, daß ich mir

sage, ich bezahle ihre Arbeit. Erstens bezahlen wir diese Arbeit und das völlige Aufgeben des freien Willens in den Dienenden mit ihrer Ernährung und drei Groschen täglich viel zu gering, denn sie gewinnen damit nicht die Möglichkeit, in den Jahren ihrer Kraft für ihre spätere kraftlose Lebenszeit vorzusorgen — zweitens aber habe ich völlig den naivhochmütigen Glauben der sogenannten Gebildeten, der Besitzenden, verloren, daß die weniger Gebildeten und weniger Besitzenden zu unserer Bequemlichkeit auf der Welt sind. Mit voller Klarheit empfinde und erkenne ich es jetzt, daß wir samt und sonders doch noch in dem Herrenbewußtsein der Sklavenhalter erzogen sind und in ihm gelebt haben — und — daß wir aus demselben heraus müssen. Das Wort „Dienstboten" muß aus der Sprache heraus, es muß wie „Leibeigenschaft" als Begriff in die Raritätenkammer des Sprachschatzes verbannt werden — und wir müssen zu der Bezeichnung „Gehilfen" kommen, die die Amerikaner schon haben. Haushaltsgehilfen, Hausgehilfen — so etwas muß geschaffen werden, um dem Verhältnis den Stempel des Sklaventums abzunehmen, mit dem das Bewußtsein der meisten Herrschaften es noch belastet.

24. April. An der ganzen jetzigen Bewegung in unserem europäischen Staatsleben interessiert mich eigentlich am meisten, daß die Lehre von den allmählichen Umgestaltungen in allem Bestehenden wieder eine so glänzende Bestätigung erhält. Sobald ein Organismus für eine Umgestaltung reif ist, vollzieht diese sich, allen Hindernissen zum Trotz. Mitten unter der Herrschaft einer noch völlig mittelalterlichen Monarchie erklärt das Volk zu Tausenden, daß es keinen Krieg zu führen verlange. Es behandelt also

das Recht der Kriegserklärung als Res publica, als seine Sache, und wenn dies nicht erst von den stimmberechtigten Bürgern geschieht, sondern wenn das allgemeine Stimmrecht erst jeden vierundzwanzigjährigen Mann daran gewöhnt haben wird, seine Meinung auszusprechen, so möchte ich die Bauernbursche und Arbeiter sehen, die ein Gelüsten danach trügen, sich zu Krüppeln oder totschießen zu lassen, statt bei ihrer Arbeit zu bleiben und ihre Familien zu ernähren. Ich hatte gestern in der Beziehung eine heitere Unterhaltung mit Frau von W. und ihrem jüngern Schwager.

„Ich glaube nicht," sagte sie, „daß der Krieg jemals aufhören werde, wenn ich all den Zank und Zwiespalt in den Familien sehe!"

„Man ist aber doch trotz dieses Zanks und Zwiespalts in den Familien so weit gekommen, sich nicht zu prügeln!" wendete ich ein.

„Aber man thäte es oft gerne!"

„Freilich! Dennoch unterläßt man's und kommt schließlich zu einem minder gewaltsamen Auskunftsmittel, das dann zuletzt doch immer ein ruhiges Weiterleben auf die eine oder die andere Weise möglich macht."

„Und," bemerkte der jüngere Herr von W., „Sie glauben nicht, mit welcher Freude die Offiziere an den Krieg denken."

„Daran zweifle ich nicht, ich glaube aber und weiß es, daß die Soldaten diese Freude durchaus nicht teilen."

„Die jungen Adligen gehen in den Krieg wie zu einer Vergnügungspartie!" versicherte W.

„Sehen Sie," entgegnete ich, „daß ich von Ihren Standesgenossen besser denke als Sie selbst. Ich halte es nämlich

für möglich, daß man selbst den jungen Edelleuten mit der Zeit den Geschmack an edleren Vergnügungen, als „das Prügeln und Morden" — denn weiter ist ja der Krieg nichts — beibringen können wird; und ich habe es erlebt, daß zur Zeit des Krimkrieges französische Offiziere, Offiziere des kriegerischen Volkes par excellence — die freilich keine Edelleute waren, es widerwillig aussprachen: c'est un métier de boucher qu'on nous fait faire là bas! — Man muß also an niemand und an nichts, weder an dem deutschen Adel, noch an der Vernunft verzweifeln." — Sie lachten, ich lachte, und wir trennten uns mit Händeschütteln.

25. April. Johann Jacoby sagte einmal, in einem regelrechten Lebenslaufe muß der Mensch bis 30 Jahre lernen, bis 60 Jahre arbeiten und danach betrachten, was geschaffen ist und was geschaffen werden muß. Ich finde, man kann ebenso gut sagen: in der Jugend muß der Mensch leben lernen, im Alter sterben lernen, und ich denke oft daran, daß es doch etwas Großes und Schönes in den Alten war, daß sie das Andenken an ihren letzten Augenblick als an ein Würdiges zu hinterlassen wünschten. Es ist schön, daß ein Imperator stehend sterben sollte. Ist der Mensch so weit selbstherrlich geworden, daß er sein ganzes Dasein als ein von ihm geschaffenes Kunstwerk ansieht, so muß er verlangen, es soweit möglich auch schön und ruhig abzuschließen, und ich halte mir im innern Gemüte die Notwendigkeit des Scheidens immer vor, damit sie mich, wenn ich in dem Augenblicke Bewußtsein habe, nicht unvorbereitet finde und die andern nicht durch meine Verzweiflung noch mehr leiden. Das ist nicht Eitelkeit — nicht vorbedachte Schauspielerei — sondern Selbstachtung und Liebe für die Überlebenden —

denn aufhören zu müssen ist fürchterlich, und es gehört die größte Kraft dazu, diese Entsagung ruhig über sich zu nehmen. — Milder als in den Worten: „süße, freundliche Gewohnheit des Daseins, von dir soll ich scheiden?" ist dieser Schmerz nie ausgedrückt.

Mai. Den 4., 5., 6. Mai war Adolf an einer Lungenentzündung gefährlich krank, so daß ich ihn zu verlieren fürchten mußte, und in all dem bittern Herzeleid hatte ich immer nur das eine Gefühl einer, ich möchte sagen barbarischen, eisernen Entschlossenheit gegen mich selbst. Ich fühlte immer: ich muß es ertragen, denn ich habe ihm ja versprochen, daß ich ihn überleben würde, **nun muß ich Wort halten!!** Über den Moment kam ich mit meinen Gedanken nicht hinaus. Nur einmal fiel mir ein, daß mir an dem Tage, an dem wir in diese Wohnung gezogen waren, und ich die Treppe in die Höhe gestiegen war, der Gedanke durch den Kopf geschossen war: wen von uns beiden wird man diese schöne Treppe zuerst hinuntertragen? — und es wollte mir jetzt fast das Herz zerreißen, daß Er es sein sollte. — Ich saß immer und sah ihn an und dachte: wie lange werde ich ihn denn noch sehen? — Und ich hätte mein Hab und Gut darum gegeben, ihn küssen oder nur meine Hand auf seine legen, oder sein schmales Haupt in meine Hände nehmen zu dürfen — und dann hätte ich gern wissen mögen, ob er deutlich wüßte, daß ich bei ihm sei — und zwischendurch klang immer die Frage: wie lange noch? — und dröhnte das entsetzliche: ich muß Wort halten. Das sagte ich auch zu Körte[59]). Ich konnte gar nicht weinen — mir war auch gar nicht zum Weinen, sondern viel ernster, **größer**, gewaltiger und verzweifelter!

zu Mute. Und dann wieder dachte ich: wie kannst du dich sträuben, über dich zu nehmen, was Charlotte Schiller und die Königin Viktoria und so viel große und herrliche Frauen ertragen mußten? Du stehst vor dem Menschenschicksal und mußt es tragen — so tragen, daß Er keine Ahnung von der Pein bekommt, die in dir ist. Und ich war glücklich, daß ich ganz allein mit ihm war Tag und Nacht, daß mich niemand trösten wollte und ich niemand zu trösten brauchte — daß er selber, wie ich hoffte, von sich nicht deutlich wußte — daß ich alles ganz allein litt. — Erst am sechsten des Abends, als Körte die Gefahr für beseitigt erklärte und ich im Dämmerlicht an Adolfs Bett saß, konnte ich weinen — aus Mitleid mit mir selbst. Es waren schwere Tage und ein großes Erleben! — Möge ein gütiges Geschick die Wiederholung weit, weit von mir hinaus entfernen — ich darf nicht sagen, sie mir ersparen — denn es zu leiden ist zu entsetzlich! — Besser ich als er! — Man muß es vorahnend empfunden haben, um es zu ermessen — und dabei lag mir immer der Bibelvers im Sinne: „also hat Gott die Welt geliebet" — denn ich fühlte, daß ich ihn genug, daß ich ihn so sehr liebte, ihn überleben zu wollen, damit es ihm erspart bliebe, mich zu überleben.

31. Mai. Sie rühmen meinen Verstand, aber wenn es ihnen paßt, wollten sie, daß ich ihn auf die Seite legte. Sie könnten mir gerade so gut sagen: sei so gefällig und habe heute keine Augen oder keine Nase.

22. Juni. Krieg! Krieg und Mord! und wofür? — Nur das Volk selbst und die Volksvertretung haben diesen Krieg möglich gemacht. Ein Volk verdient immer, was es erträgt; aber was hilft diese Erkenntnis

dem Machtlosen, dem wie mir das Grauen vor dem Kriege das Blut empört. Wenn die Erde eine divergierende Bewegung einnähme, würde man zu Grunde gehen — und sie empfinden es nicht, daß die Umkehr aller Vernunft mit dem Kriege über sie hereingebrochen ist. — All unser Denken, Thun, Trachten ist auf den Frieden basiert, und obschon ich nie einen großen Krieg — außer den polnischen Befreiungskämpfen — erlebt hatte, war ich mir doch der Segnungen des Friedens immerdar mit Glücksgefühl bewußt. — Hundert und aberhundertmal, wenn ich mich abends niedergelegt, das Licht gelöscht hatte und dann des geliebten Mannes Kopf an meiner Schulter ruhte, sagte ich: so, nun brennt die Nachtlampe, nun sind wir zur Ruhe, nun kann Berlin auch schlafen. — Es war das ein scherzendes Wort für etwas sehr ernst Empfundenes. Ich genoß dann die ganze Segnung friedensvoller, auf Kultur gegründeter Sicherheit, ich dachte an alle diejenigen, die dieses Glück mit mir teilten, und die eben auch nur den Naturbedingnissen des Daseins unterworfen waren. Aber jetzt!! — Wenn ich mich niederlege, sehe ich die zahllose Menge der Verblutenden, der Toten, der Verstümmelten — ich höre ihren Jammer — die Thränen derer, denen sie angehören, fallen mir auf das Herz — und all die zertretenen Felder, die zerstampften Saaten, die zerstörte Arbeit von Jahren und Jahren. — Es liest sich sehr rasch: die Bewohner der Festung Cosel haben die Weisung erhalten, die Stadt zu verlassen, wenn sie sich nicht für drei Monate verproviantieren können. Aber wer denkt es aus, das Elend der Armen, die auf diese Weise von Haus und Hof vertrieben werden. — Sie denken nicht, die Albert Meiers mit ihrer satten, zahlungsfähigen Genügsamkeit, und

sie lesen und lernen auch nichts. Was wissen sie von der Not der Heimatlos-Bettelnden?

Und daneben Bernstein[60]) in seiner Volkszeitung, der es nicht begreifen kann, wie man die Italiener nach Deutschland rufen kann? — Als ob die Italiener ruhen könnten, ehe der Spielberg in Mähren geschleift und all das Elend gesühnt ist, das Silvio Pellico, Maroncelli, Ottoboni[61]) und wie viel Hunderte ihrer edelsten Patrioten dort ertragen haben! —

Bahrendorf.

8. Sept. Die Kölnische Zeitung meint: Ein Mann wie Johann Jacoby müsse sich schämen, wenn ihm für seinen Protest gegen die kriegerische Gewaltpolitik und das Besitzergreifen von Ländern und Menschen — von vielen Seiten Dankadressen dargebracht und er der einzige und letzte sich selber treue, deutsche Mann genannt wird. — Dazu sagt Adolf sehr richtig: jede Zeit und jedes Volk hat in der Regel **einen** Mann, den sie für verpflichtet halten, für **alle** tugendhaft zu sein, und den sie zum Dank für seine Ausnahme-Bewährung mit vornehmer Verachtung als einen unpraktischen Idealisten bezeichnen. Wenn dieser tugendhafte Mann es sich aber einfallen ließe, etwa wie Twesten bei von der Heydt zu essen, so würden die „weltklugen Politiker" die Ersten sein, die ihn wegen seiner Gesinnungslosigkeit und seines Treubruchs geißelten und verfolgten.

13. Sept. Alfieri sagt: Molto oprar, poco dir, nulla vantarsi Base son, di chi vuol libero farsi.

13. Sept. Während ich diese Worte Alfieris einschreibe, blättere ich zugleich in diesem Buche und finde, was ich am

22. Juni — vor noch nicht drei Monaten — in dem Grauen vor dem Unheil des Krieges geschrieben hatte. — Nur drei Monate, und eine völlige Umwälzung aller Verhältnisse hat sich in Deutschland vollzogen — und ich stehe vor der überraschenden Erfahrung, daß alles anders gekommen und geworden ist, als ich es gewünscht habe, seit ich über die allgemeinen Zustände nachdenke, und daß ich dennoch in dem Geschehenen einen wesentlichen Fortschritt zu dem Ziele erkennen muß, nach dem wir streben. — Frage ich mich, wie das zugeht, so bleibt mir nichts übrig, als mich — und diejenigen, mit denen ich gleich gedacht, gewünscht, empfunden hatte — eines Verstandesirrtums anzuklagen. Wir haben, um Schillers Ausdruck zu brauchen, gelebt „als Bürger der Zeiten, welche kommen sollen." — Weil wir mit unseren Wünschen und Hoffen über die gegenwärtigen Zustände hinaussahen, vergaßen wir, daß sie thatsächlich noch existierten. Wir sehnten uns nach einem einigen und freien Deutschland und überlegten nicht, daß in allen Ländern die Umwerfung der Feudalherrschaft geschehen sein mußte, ehe man an Einigkeit im Lande und vollends an Volksfreiheit denken konnte. Weil Deutschland durch seine „großen Barone", die Habsburg, Hohenzollern, Welfen u. s. w. so völlig unterjocht war, daß die Hörigen eigentlich verlernten, über ihrer Herren Grenzen hinauszusehen, hielt man in jeder dieser Baronien endlich die Mannen des Barons, mit denen man es zunächst zu thun hatte, für die eigentlichen Gewaltigen, für die Feudalen, gegen deren Tyrannei man kämpfte. Dabei übersah man es, daß diese Unterthyrannen machtlos waren ohne den Halt, den sie an ihrem Herren hatten, von dem sie — als Eisböcke und Bollwerke gegen den

Volksandrang erhalten und gestützt wurden. — Die Revolution im Jahre 48 mußte mißglücken, weil die Revolution noch nicht gemacht war, welche ihr notwendig vorhergehen mußte — die Niederwerfung der großen Barone. — Die Arbeit, welche in Frankreich Ludwig der Elfte übernommen hat, leistet jetzt König Wilhelm in Deutschland, und zwar unter Verhältnissen, welche jenen französischen Zuständen nicht mehr gleichen, und in denen er also diese Arbeit nicht mehr für sich, sondern für diejenigen macht, welche auf den Untergang aller angeborenen Vorrechte, ihre einzige Hoffnung auf Erhebung gründen können. —

Montreux. **1868.**

24. Febr. Bei dem Lesen des Lebens Savonarolas von Villari[62]). Es ist ganz unmöglich, mit genauer historischer Kenntnis eines Charakters und mit der Absicht, diese Kenntnis zu verwerten und sich treu an den Thatsachen zu halten, einen Roman zu schreiben, der einen historischen Charakter zur Darstellung bringen soll. Man geht wie an einem Hafenquai spazieren, an dem zahlreiche Schiffe angebunden sind — alle Augenblicke stolpert man über einen Strick. — Man kann mit dem vollen Wissen nur dann frei selbstgestalten, wenn man das Bild des Helden oder der Zeit so losgelöst und bestimmt in sich trägt, daß man über der eigentlichen Wesenheit alle Details vergessen kann und neue Details erzeugen kann, wie sie der geschichtlichen Möglichkeit und dem Zweck des Dichters entsprechen. Die Mühlbach, die glaubt, es komme ein historischer Roman zu stande, wenn sie die Pagina der Archivakten unten hinsetzt, hat grade soviel Einsicht wie ein Maler, der sich einbilden würde, das Bild

eines schönen Weibes dadurch zu schaffen, daß er aus dem Beinhaus ihre Knochen hervorholte und diese redlich kopierte. „Fehlt leider nicht nur das geistige Band, sondern auch das Fleisch.“

Gradezu bewundernswert ist in Villari die Einfachheit, mit welcher er die allgemeinen Zustände Italiens deutlich hinstellt, aber so, daß sie doch nur zum Hintergrunde des Helden werden, den er hervorzuheben beabsichtigt.

12. Febr. Mit der Erklärung, daß die Meteorsteine kosmische Produkte, nicht tellurische, dem All, nicht der Atmosphäre der Erde angehörende Substanzen sind, ist für mich der letzte Zweifel daran verschwunden, daß sie Stücke von zerfallenen Weltkörpern sind. Und ist dies der Fall, so wird auch **dabei** ganz dasselbe Gesetz des organischen Werdens, des Entstehens, der Fortbildung, der Produktionsfähigkeit, des Erlöschens derselben und des Aufhörens und Zerfallens herrschen, wie bei dem Individuum, das wir Mensch nennen. Die Sicherheit (wenn man dies Wort brauchen kann), für das Fortbestehen der Erde beruht darauf, daß sie noch produktiv ist. Wie lange das Material, aus welchem sie besteht, noch Pflanzen erzeugen, Tieren Nahrung geben kann, ist nicht vorauszusehen. Erschöpfen wird die Kraft sich einst. Ob dann eine allmähliche Rückgestaltung in der Weise stattfinden wird, wie die Vorwärtsgestaltung sich gemacht hat, ob mit der Rückbildung zur Unfruchtbarkeit der Mensch verschwinden, und die Organismen, die ihm vorangegangen sind, ihn — weil sie anspruchsloser sind — auch überdauern werden, bis selbst für sie das Fortbestehen unmöglich wird: — das ist freilich bis jetzt eine Frage, mit der nur die voraussetzende Phantasie sich beschäftigen kann. — Eine andere

Frage ist: ob Welten nur durch allmähliche Desorganisation oder auch durch gewaltsame Ereignisse zu Grunde gehen können? — also: ob sie nur zerstört werden können durch Erschöpfung oder auch durch Zusammenstöße mit anderen Welten? Indes dies Letztere würde auf eine Regellosigkeit in dem Weltsysteme schließen lassen — und dies annehmen, heißt die Möglichkeit des Bestehens aller Dinge überhaupt verneinen. Wo man das Wie und das Woher durchaus nicht begreift, bleibt nichts übrig, als an eine unumstößliche Regelmäßigkeit, an eine unwandelbar einige Gesetzlichkeit zu glauben. Einen Zufall im Weltsystem denkbar halten, heißt den ganzen Kosmos verneinen und zerstören, heißt allem Werden die Möglichkeit ableugnen, und für den Menschen würde es zum Wahnsinn führen müssen.

1. März. La Storia di Girolamo Savonarola von Pasquale Villari. Es klingt thöricht, wenn man von einem Italiener als ein Charakteristisches besonders hervorhebt, daß er eben ein Italiener sei; wenn man aber den gewaltigen Einfluß, den Savonarola auf die Menschen geübt hat, vollständig begreifen will, so muß man jene Seite hervorheben. Es muß eine merkwürdige Zeit gewesen sein, das fünfzehnte Jahrhundert — wie ein Frühjahr — voll Werdekraft, voll Gestaltungskraft mitten in dem gährenden Kampfe der Geister. Die Gestaltungskraft ist aber etwas den Italienern überhaupt und den Italienern jener Epoche ganz besonders Eigentümliches. Savonarolas Begabung ist neben einem sehr starken Verstande eine überaus große von seiten der Phantasie. — Er hätte ebensowohl ein großer Dichter oder ein großer Maler werden können. Vergangenheit, Ge-

genwart und Zukunft sind, so weit er sie übersieht, gleichmäßig lebendig in ihm und für ihn. Er erlebt die Schöpfungsgeschichte und die Sündflut, wie sie in der Bibel dargestellt werden. Wenn er seiner Gemeinde seine wundervollen Predigten über die Magier hält, die das Kind Christus schon in seiner Krippe anzubeten kommen — oder wenn er die Geschichte erzählt, wie Christus Magdalena und Petrus erwählte, obschon sie Sünder vor ihm waren — so meint man Bilder von Fra Angelico oder von Tizian vor sich zu haben, und ein Maler könnte nur immer gleich nach seinen Schilderungen arbeiten, ein Dramatiker sie in Dialogen niederschreiben, so außerordentlich plastisch sind sie in ihrer einfachen, ganz schmucklosen und doch grade darum so ergreifenden Sachlichkeit. — Aber ganz ebenso, wie er die Gestalten der biblischen Tradition von ihrem Hintergrunde loslöst, um sie zu Mitlebenden der Hörer, der Gemeinde zu machen, grade so löst er sich von sich selber ab, und führt im Dialog auf der Kanzel sich, den Frate als eine Gestalt ein, mit der er diskutiert. — Wenn man diese gestaltgebende Phantasie und die ganze religiöse Richtung jener Zeit vor Augen hat, hört man auf, sich über die visionäre Seite in diesem starken, seiner Zeit sonst weit vorausgeschrittenen Geiste zu verwundern. Hat doch selbst der so viel gröber angelegte Luther seine Teufelvision gehabt und auf seine Weise bekämpft.

Eine sehr auffallende Parallele ist es, daß — während Savonarola die staatliche Gewalt, die weltliche Macht des Papstes angreift, und, wie mir scheint, in der Vereinigung der beiden Gewalten ein Unheil sieht — ihm selber durch seinen geistlichen Einfluß die Notwendigkeit der weltlichen

Herrschaft aufgedrängt wird. Dem Papa Re steht er als Frate Dettatore gegenüber — und es ist in ihm ein Beispiel eines geistlichen Volkstribunen vorhanden, wie meines Wissens — außer annähernd in Calvin und wenn man will in Knox — kein ähnliches erlebt worden ist.

Daß solch eine idealische Herzens- und Sinnesreinheit, solch ein ungeheurer praktischer Verstand und eine so angeborne Befähigung, nicht nur zur Herrschaft, sondern auch zur Gesetzgebung und zur Verhandlung nach außen hin — daß solch eine ganz auf Freiheit und Sittlichkeit, auf Liebe und Werkthätigkeit gestellte Natur in die Kutte des Mönches geraten mußte — aus falschem, in der Zeit liegendem Begriff — daß er der Beschränktheit seiner Zeit, der Zeit, die er neugestalten will — selber unterliegt, und eben dadurch sich der Macht fortwährend unterordnet, gegen die er sich doch auflehnt, darin liegt das Tragische, das Dämonische, an dem er zu Grunde gehen mußte, auch wenn er nicht den politischen Kämpfen seines Vaterlandes zum Opfer gefallen wäre. — Daß er sich beständig als „direkt von Gott dazu getrieben" hinstellt, das hat er zu seiner eigenen Rechtfertigung ebenso nötig als zu seiner Rechtfertigung vor seiner Zeit. Zwischen Empörer und Propheten, zwischen Ketzer und Gottgesandtem gab es für ihn in seiner Zeit und in seiner Kutte kein Drittes; und während wir ihn ein Volk versittlichen und hoch über seinen gewohnten Zustand hinausheben sehen — bietet er doch immerfort den traurigen Anblick eines Menschen, der die Quadratur des Zirkels sucht und sie bisweilen gefunden zu haben glaubt. In der größten Bewunderung wird man das Mitleid mit ihm nicht los. Er ist immer erhaben, immer

bejammernswert — recht im großen Sinne eine tragische Gestalt. Und was ihn über Mohammed hinaushebt, über Cromwell u. s. w. ist, daß er in aller Unschuld und ohne den Schatten von Selbstsucht handelt, daß es ihm um nichts auf der Welt zu thun ist, als wirklich das Reich Gottes, wie das Christentum es in der Nächstenliebe und Selbstveredlung zu erreichen strebte, herzustellen.

Dabei ist er in seinem Idealismus so klug. Er verlangt die Wandlungen in den äußeren Sitten um der innern Versittlichung willen, und verlangt sie doch nicht, ohne für das Aufzugebende einen Ersatz in einer neuen Form zu geben. Auch darin ist er gestaltend. Er verwandelt die Karnevalsroheiten in christliche Feste — er disziplíniert überall — im Kloster die Mönche — auf der Straße die Jünglinge — und wie er den Mangel überall entdeckt, findet er immer gleich auch die befriedigende Hilfe. Er dichtet sogar, wenn das Volk Lieder und Hymnen nötig hat — er ist eine wundervolle Gestalt. Ein mannhafter Streiter für die wahre christliche Liebe — die den Menschen erhebt und ihn nur da zur Demut nötigt, wo die Schranke seiner Natur ihm gezogen ist.

Ist übrigens an einem Menschen das heillos verwirrende Element des katholischen Christentums zu erkennen, so ist es an Savonarola. — Überall, wo er es mit den menschlichen und weltlichen Dingen zu thun hat, als Gesetzgeber, als Diplomat, als Berater seiner Commune oder anderer Communen und einzelner Personen, ist er vollkommen klar, praktisch, und dabei von jener Einfachheit im Ausdruck, die gebieterisch wirkt, weil sie nicht mißzuverstehen ist. Wenn die Klosterfrauen von Annaluna ihn bitten, er solle sie schrift-

lich beraten, so antwortet er ihnen (Villari II, S. 54): Lo scrivere continuamente è inutile, quando chi legge non lo adopera. Io ho scritto già tanto che ho abracciato tutta la vita cristiana; onde non posso prendere di nuovo la penna, per moltiplicare inutilmente i trattati. Il dire e ripetere più volte le stesse cose, può giovare nelle prediche, perchè le parole fuggono e non restano bene impresse; ma negli scritti bisogna leggere e rileggere. Il sacro vangelo non fu scritto in carta, nè sopra tavole di pietra; ma fu impresso nel cuore degli apostoli, e così operà tanti miracoli. Es ist ihm unmöglich, ein Unnützes zu thun, er ist ganz Verstand in diesen Dingen; sowie es aber an die christliche Doktrin kommt, giebt er diesen Verstand gefangen und argumentiert sozusagen kopfüber; z. B. im Trionfo della croce bei der Beweisführung für das Dasein Gottes; und merkwürdigerweise steckt in diesem konfusen Argument doch zugleich wieder ein ganz richtiges Erkennen einer Wahrheit — nur daß diese Erkenntnis falsch angewendet wird. Er sagt: Nessuna inclinazione della natura è vana; ora siccome tutto il genere umano ha fede e crede naturalmente nella esistenza d'un Dio, così bisogna inferirne ch'esso veramente esista; altrimenti noi dovremmo dire, che una inclinazione della natura è vana, il che è contrario alla esperienza universale. — Diese Art, von dem Gefühl und Bedürfnis auf die Existenz des Begehrten zu schließen, kommt auch wieder seinem Glauben an seine direkte göttliche Mission zu Hilfe. Er ist Gottes direkter Bote, weil er sich als solchen in den Momenten der Ekstase fühlt, weil er das Bedürfnis nach diesem direkten Zusammenhang empfindet; und der felsenfeste Glaube an diesen höheren Beistand wird zur positiven Kraft,

zu einer Kraft, die wieder den Glauben befeſtigen hilft. — Das Wort „betrogene Betrüger" paßt auf ſolche Naturen nicht — denn weder der Selbſtbetrug, noch ſeine Folge und Wirkung auf die andern ſind bewußt oder freiwillig — und Savonarola bricht zuſammen mit dem Zweifel an ſich ſelbſt. Es iſt eine furchtbar tragiſche Erſcheinung — dieſes Untergehen an ſeinem entſchwindenden Glauben an ſich ſelbſt. Es iſt ein Weltuntergang in Miniatur.

Geradezu ſchreckenerregend iſt die Art und Weiſe, in welcher dieſer klare Verſtand im Kampfe mit ſeinem Glauben mit den chriſtlichen Dogmen zurechtzukommen ſucht. Gesù Cristo che sarebbe egli, se non fosse veramente un Dio? — Rovesciare tutte le religioni, tutti gl'idoli; farsi credere una cosa stessa con Dio; far credere alla Eucarestia ed alla verginità di sua madre: che nome potrebbero aver queste cose, se fossero state fatte con inganno? E sarebbe egli stato possibile convertire a questo inganno tutto il mondo; avere una moltitudine infinita di martiri; rovesciare l'imperio; dar Roma in mano di un pescatore; e far tutto ciò contro i sacerdoti della vecchia legge etc. etc. — senza oro, senza armi — nè per mezzo di ragioni naturali! etc. — chi si mette a contemplare quest' opera muß Gott danken und ſich überzeugen, daß er wirklich mit Gott Eins geweſen, daß Chriſtus unſer letztes Ziel, und nur durch ihn unſere Erlöſung möglich iſt." — Darin liegt im tiefſten Kern der Gedanke ausgeſprochen, „die Geſchichte und die Doktrinen ſind ſo unmöglich, daß nur ein Gott ſie den Menſchen glaublich machen konnte! Es wird alſo aus der eigentlichen Unmöglichkeit die Wirklichkeit — auf den Widerſinn die Notwendigkeit der Wahrheit bewieſen. — Man meint ſelber den Verſtand darüber verlieren zu können, daß

die Menschheit von diesen Hirngespinsten noch beherrscht und für sie in den Tod getrieben werden kann.

15. März. Es ist mit der Wirksamkeit aller bisherigen Reformatoren ein eigenes Ding. Sie kamen alle, weder Savonarola, noch Calvin, noch Luther, von sich selber los, weil sie — Theologen waren, also in dem Glauben eine Schranke fanden, vor welcher sie sich freiwillig Halt geboten. Freiheit und Glauben sind aber völlig unvereinbare Gegensätze, und eine Befreiung der Menschheit durch einen Gläubigen ist eine vollkommene Unmöglichkeit. — Wir leben eben deshalb noch immer in einer Adventszeit — in einer Zeit vor Tagesanbruch, vor Sonnenaufgang, in der Dämmerung. Savonarola, dem es zu statten kam, daß er in einer Republik lebte, hatte von den Reformatoren die klarste Anschauung von dem befreiten Staate und der wahren Brüderlichkeit der Menschen. Er blieb aber von dem Banne seines Supernaturalismus und unter seinem Glauben an die Dogmen der römisch-katholischen Kirche befangen. — Er und Calvin hatten das gemeinsam, daß sie, von der Kirchengewalt ausgehend, zu staatlicher Gewalt gelangten, und daß beide zu einer Sittenvereinfachung und Besserung drängten, die jedoch von Savonarola als Akt freier Entschließung gefordert, von Calvin als Gesetz dekretiert wurde. Luther machte mit seinen Bestrebungen bei der Reformation der Kirche Halt und lieferte die Volksbewegung zur staatlichen Befreiung in die Hände der Fürsten, als er sich gegen jene erklärte. — Es käme darauf an, was aus einer neuen Reformation unserer Zustände werden würde, wenn ein Mann der Wissenschaft mit starken sittlichen Überzeugungen, mit klaren nationalökonomischen Einsichten und mit einem

organisatorischen, dem Gedanken Gestalt und Form gebenden Talente an ihrer Spitze stände. Ein theologischer Reformator ist mir für die Zukunft nicht mehr denkbar — ebenso wenig aber ist ein abstrakter Denker zum Reformator geeignet; denn mit Abstraktionen ist die Menge weder zu überzeugen, noch zu fassen und zum Thun zu bringen.

27. März. Adolf sagt: nicht das Schwierige ist schwer, sondern das Einfache und Leichte. Die Menschen begreifen die größten Probleme, aber nicht das $2 \times 2 = 4$. — Angewendet auf unsere Kriegs- und Staatsverhältnisse.

6. April. Wenn man neben dem Bilde von sich selbst und dem, was man zu leisten hofft und wünscht, beständig die Bilder der großen Menschen vor Augen hat, die Großes geleistet haben und deren große Leistungen in der Geschichte der Menschheit doch nur Unterbauten und Piedestale geworden sind, so ist man vor Selbstüberschätzung völlig sicher.

6. April. Die wenigsten Menschen sind sich bewußt, daß die Muße eine trostlos öde Wüste ist für denjenigen, der nicht den Samen und die Arbeitskraft mitbringt, welche dazu gehören, sie fruchtbar und angenehm zu machen. Es ist oft geradezu komisch es anzusehen, mit welcher Angst sogenannt thätige, d. h. an äußere ihnen auferlegte Arbeit gewöhnte Menschen vor ihrer freien Zeit stehen und nicht wissen, was sie mit ihr machen sollen. Derjenige, welcher ihnen den Befehl geben könnte, Boten zu laufen oder Steine zu klopfen, wäre oft ein wahrer Wohlthäter und Erlöser für sie.

Genf.

21. Juni. **Graf Ferrari sagt:**[68]) Il ne faut jamais faire des projets de vie pour l'avenir, parceque nous-même changeons: Ce que nous tente et attire aujourd' hui n'est plus dési-

rable pour nous quelques années plus tard. Je n'ai connu de plus grand bonheur que la liberté et je n'ai pas voulu me marier pour cela. A vingt ans, à trente ans ma vie libre et indépendante m'enchantait. A quarante ans je trouvais tout d'un coup que je n'étais pas plus libre que les autres et que j'étais isolé — eh bien! je me suis marié, je me suis dit: il faut se donner une famille et tâcher de garder néanmoins ses habitudes de garçon u. ſ. w.

Berlin.

12. Nov. Bei dem Leſen von Frau Quinets Mémoires d'Exil[64]) habe ich wieder recht eingeſehen, wie falſch es iſt, wenn die Freiheitspartei — mag ſie ſich nennen, wie ſie will — ſich in Zeiten reaktionärer Obermacht freiwillig verbannt, wie Quinet es gethan hat — oder freiwillig vom Schauplatz abtritt, wie unſere Demokratie nach der Oktroyierung der Verfaſſung. Es iſt grade ſo weiſe, als wollten die Mannſchaft und die Paſſagiere eines Schiffes, das durch die Schuld des Kapitäns geſcheitert iſt, ſich zur Ruhe niederlegen und den Unfähigen oder Böswilligen nun allein zuſehen laſſen, was daraus werden wird. Sie vergeſſen die Kleinigkeit, daß — die Wellen auch über ihren Köpfen zuſammenſchlagen. Sich auf's Zuſehen verlegen, ſtatt: „alle Mann aufs Deck, all Hand ans Ruder" zu rufen — iſt ebenſo dumm als mutlos. Je ſchlimmer der Zuſtand, je notwendiger die That.

19. Nov. Ich betreffe mich oft auf einer Unluſt am Leben, die ſicherlich eine Folge der abnehmenden Kraft iſt. Ich habe nichts mehr, was ich eigentlich erreichen möchte, erreichen müßte, und weil mein ganzes Leben ein raſtloſes Müſſen und energiſches Arbeiten geweſen iſt, kommt es mir

unnütz vor, seit ich dies eiserne Müssen nicht mehr vor mir habe. Dazu fehlt mir der Glaube an meine Lebensdauer, so daß ich nicht den Mut habe, eine größere Arbeit zu beginnen — und wenn dann all mein Mühen, Adolf heiter und gutgestimmt zu erhalten, scheitert, kann ich recht müde werden. Ich wußte, was das einsame Leben in Montreux für mich wert war — und alltäglich sehne ich mich dorthin zurück.

24. Dez. Mich hat selten ein Buch mehr erschüttert, als das von Riel[65]), obschon ich es mir nicht merken ließ, weil das Sachen sind, die man in sich und mit sich abmachen muß. Das Innichtszerfallen hat für die Phantasie etwas so Grauenhaftes. Der Gedanke an den Untergang der Welt, oder vielmehr die Zerstörung der Erde — unserer Welt — ist mir in früheste Kindheit gegenwärtig gewesen, aber meine Angst davor war eine rein physische. Hätte mir damals jemand gesagt: unter der Erde sind zwei feste Stützen, die kann gar nicht untergehen, so wäre ich ganz beruhigt und zufrieden gewesen; dabei erinnere ich mich, daß der Bibelvers: „so lange die Erde steht, soll nicht aufhören Regen und Sonnenschein" etwas wundervoll Tröstliches für mich hatte, während dies „so lange die Erde steht" mich eigentlich hätte entmutigen müssen; und daneben hatte ich eine große Zuversicht, wenn ich wieder einmal den Regenbogen sah, den Gott zum Friedenszeichen zwischen sich und den Menschen aufgerichtet haben sollte. Ich dachte dann stets: „es wird wohl so schlimm nicht sein, der Regenbogen ist doch da, es wird also wohl noch alles eine Weile halten!!" — Es war das kindlichste Gemisch von Grübelei und Glauben. — Jetzt vor dem Rielschen Buche, vor dem Fallen der Weltenschlacken, die wir Meteorsteine nennen, war das anders. Das

„Alles fließt" war mir seit Jahren geläufig — ich war gewöhnt, an meine eigene völlige Endlichkeit zu denken, aber ich hing doch mit einer Art von gläubigem und gedankenlosem Vertrauen an der Idee der „dauernden Menschheit", welcher die Frucht meines Thuns zu nutze kommen sollte. Mit dem unwiderleglichen Erweis für die — näher oder ferner bevorstehende — Zerstörung und Vernichtung des Erdballs und der Menschheit war mir die letzte heimliche Zuflucht für mein Unsterblichkeitsgelüsten genommen, und ich fand mich mit einer grauenerregenden Klarheit vor dem Gedanken, daß alles Streben, alles idealistische Schaffen für die Zukunft, alle Opferthaten und Entsagungen ganz unglaubliche Thorheiten seien. Der Genuß des Augenblicks schien mir das einzig Vernünftige und Gebotene für den Menschen, und der Egoismus die einzige Möglichkeit, ja die einzige vernünftige Triebkraft in uns. Daneben aber fühlte ich doch, daß ich in den meisten Fällen kaum eines völlig rücksichtslosen Genießens fähig sein würde, und ich mußte mir endlich sagen: es ist den gutorganisierten Menschennaturen ein Bedürfnis der Hingebung, des Wirkens für andere eingeboren, dem sie zu ihrer eigenen Befriedigung nachkommen müssen. Sie leisten aus innerer Notwendigkeit das Förderliche, das Fortzeugende in der allgemeinen Undauerhaftigkeit — und weil sie dies thun müssen, schreckt sie selbst die Undankbarkeit, die sie erfahren, nicht von ihrem Wege zurück. Damit kommt man dann dahin, wie Goethe, der Allweise, wie Goethe, das erhabene Kinderherz, es rührend ausdrückt, zu thun, was man aus innerm Drange thun muß, und „das übrige Gott zu überlassen!" — „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen!" — Jetzt sind sie

gegangen, sich an den Ausbrüchen des Vesuv und des Ätna zu erlustieren. Das ist grade so amüsant, als zuzusehen, wie das Schaffot zu der eigenen Hinrichtung aufgeschlagen wird. Sie fürchten den Schnupfen, der ihnen den Tod bringen kann — und das Feuer, das die Schlacken von dem Boden in die Höhe wirft, auf dem ihr Eintagsfliegendasein wurzelt, ist ihnen nicht beängstigend. — Das ist ja schon solch eine alte Sache, daß die Vulkane Feuer speien!! — Eben darum!!!

Berlin. **1869.**

6. Jan. Es ist von Eltern sehr wohl gethan, wenn sie ihren Kindern, als einem unverlierbaren Schmuck, schöne Namen mit auf den Lebensweg geben. Es liegt in einem schönen, wohlklingenden Namen, wenn er anständig getragen wird, etwas angenehm Auszeichnendes, das man seinen Kindern nicht entziehen sollte, am wenigsten aber dann, wenn auch der Familienname wohlklingend und zur Zusammensetzung mit schönen Taufnamen gut geeignet ist.

Die wahre Liebe hat doch überall ihr eigentliches Genügen und ihr Glück im Lieben, Hingeben, Leisten — sie bedarf es kaum, daß derjenige, der diese Liebe empfängt, sich derselben bewußt wird. Ich hatte heute unser Enkeltöchterchen bei mir. Es verlangte und forderte alles, was es von mir wollte, mit dem Gefühl der unwiderleglichsten Berechtigung, es machte mich völlig zu seinem Werkzeug, und was ich ihm leistete, war ihm das Natürliche. Und in wenig Jahren, wenn es herangewachsen sein wird und ich vielleicht hinweggegangen sein werde, wird kaum etwas andres von all meiner Liebe in seinem Gedächtnis lebendig geblieben sein, als daß es „die Großmutter Fanny auch gekannt habe".

So geht die Liebe hin wie der Sonnenschein, sie verschwindet für die, die sie empfangen haben — aber sie hat doch gewärmt. Schade nur, daß die Sonne nicht beseelt und keine Person ist — daß sie das Glück nicht empfindet, welches sie bereitet.

30. Jan. Neutestamentliche Zeitgeschichte von A. Hausrath[66]) Seite 395. Seine Familie zweifelt an der Mission von Jesus. Sie sagen: „Er ist außer sich geraten!" als sie ihn seine Wunder wirken und seine Gewalt über das Volk ausüben sehen. Sie möchten ihn gefangen nehmen, ihn entfernen, und bringen, da sie dies nicht können, wenigstens Einige dazu, daß sie ihn stören, indem sie ihm sagen: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir." Und er antwortete ihnen und sprach (die unvergleichlich wahren Worte): „Wer ist meine Mutter und meine Brüder?" Und er sah rings auf die, so um ihn im Kreise saßen und sprach: „Siehe, das sind meine Mutter und meine Brüder. Wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter." — Das Gleiche wiederholt sich seinen speziellen Mitbürgern in Nazareth und endlich dem ganzen Judentume gegenüber. Es tritt damit die Befreiung von der orientalischen Tradition ein, die den Menschen an die Familie, und von der spezifisch jüdischen Tradition, die ihn mit Ausschließlichkeit an sein Volk bindet. Das Christentum entreißt damit den Menschen den engen Schranken seiner Familie und dem Bann der Volksangehörigkeit, die beide etwas durchaus Zufälliges sind, um ihm mit der Freiheit der Selbstbestimmung die weite Bahn des Weltbürgertumes für seine thätige Liebe anzuweisen. Familienliebe

und Vaterlandsliebe sind durchaus keine christlichen Tugenden — und in der katholischen Kirche ist das noch heute in dem Ordens- und Klosterwesen vollständig erkennbar. Die freierwählte Gemeinde des Klosters ist die Familie, das Kloster die Heimat, der Wille des Papstes über jedes Landesgesetz für den gläubigen Katholiken in allen Zonen bindend und lösend. — Hausrath erklärt es vorzüglich gut, wie Jesus als ein Kind seiner Zeit, und erzogen in den Prophezeihungen seines Volkes, dahin kommen mußte, sich als den erwarteten Messias zu betrachten — aber damit schnappt dann seine historische Einsicht plötzlich ab; und statt zu beweisen, wie trotz dieses Irrwahns die ungeheure Kraft der neuen Lehre durch die Jahrtausende eine umgestaltende und noch lange nicht erschöpfte Wirksamkeit haben konnte und gehabt hat und noch haben wird, geht er unerwartet in den Ton der biblischen Legende über und bricht seiner ganzen Arbeit mutlos die Spitze ab. — Aufgefallen ist mir übrigens in dem Werke, daß und wie die Lehre von der Seelenwanderung in die Prophezeihungen der Propheten und in den Glauben der Juden übergegangen war. Sie sehen in Johannes dem Täufer den wiedergekehrten Elias — und in Jesus den fortgesetzten oder wiedergekehrten Johannes — es war also alles vorbereitet für den Glauben an die Auferstehung Christi — und auch vorbereitet für die abstrakte Auferstehungslehre. —

12. März. Nicht die Jugend bedarf bei ihrem Schaffen der Ermunterung, sondern das Alter; denn die Jugend, die nicht weiß, wie viel Großes, Bewundernswertes, Gutes schon gemacht ist, und nicht weiß, was gemacht werden soll, die gar keine Selbstkritik, desto mehr

aber Selbstüberschätzung hat, ist mit ihren Werken immer ganz außerordentlich zufrieden und glaubt bei mäßigen Leistungen ein Großes, Bleibendes, Heilbringendes geschaffen zu haben — während unsereiner mit einem reif ausgebildeten Ideale im Herzen immer nur zu deutlich empfindet, wie weit er hinter demselben zurückgeblieben ist. Und bedenkt man vollends die Geschmacksverrohung und Begriffsverwilderung, die trotz Lessing, Goethe und Schiller in aller unserer Litteratur eingerissen ist, so möchte man seine schwachen Hände vollends in den Schoß legen, weil man sich sagt: was kannst du nützen? — Nur daß im Arbeiten das Bewußtwerden des Lebens liegt.

14. März. Wenn ich die Arbeiten von gar vielen unserer jüngeren Schriftsteller sehe, die ohne alles Können ihre knochenlosen Schemen durcheinanderwürfeln, ist mir gerade zu Mute, als sähe ich ein von einem ungeschickten Baumeister aufgerichtetes Haus auseinanderfallen. Es macht mich förmlich schwindlig, dumm und übel wie die Seekrankheit. —

12. Mai. Aus der Zeitung den Tod von Adolfs trefflichem Freund und Lehrer Karl Ernst August Schmidt[67]) in Stettin erfahren, der Adolf sehr erschüttert. Es bleibt im Alter gar nichts übrig, als sich das Herz eines Soldaten in der Schlacht anzuschaffen und sich an den Vers des Liedes zu halten: Gilt es mir oder gilt es dir? — Merkwürdig aber ist es, wie selbst solche Personen, die sich für religiös frei halten, doch von einem unbestimmten Wahne über den Moment des Sterbens beherrscht sind. Sie „wünschen ihn mit Bewußtsein zu erleben" — „das Freiwerden der Atome zu erfahren" — „das Aufgehen in das

All zu empfinden" — und mit welch andern Redensarten sie sich es verstecken, daß sie doch an etwas anders denken und glauben, als an ihre grausame individuelle Vernichtung. Es ist grade, als wollte ein zerbrechendes und zerbrochenwerdendes Glas darüber nachdenken, ob es nicht vielleicht eine Tasse oder ob es Kiessand oder was es sonst werden wird. Das Dasein ist so schön, daß wir uns nicht eingestehen mögen, wie es ganz unabhängig von unserm Wollen oder Nichtwollen von — wer weiß es welchen Gewalten? — in dem rätselhaften Mechanismus, den wir das All nennen, zerschmettert wird. Im Genuß erzeugt — ein Leben voll Genuß, wenn's glückt — dann Zerschmetterung — und im besten Falle eine überlebende Erinnerung bis zu weitrer allgemeiner Zerschmetterung. Das ist's! — Und dazu der Drang zum Forschen! Die Begier zu wissen und zu verstehen! und die Unmöglichkeit, dies zu erreichen! — Das hat Goethe sicherlich mit seinen Worten gemeint: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!" —

29. Mai. Es ist kein Wunder, wenn das Alter gern in der Vergangenheit lebt. Was hinter ihm liegt ist Jugend, Streben, Glauben, Hoffen, ist Leben! Was vor ihm liegt — Ermüdung, Welken, fruchtloses Ringen gegen — den Tod! —

30. Mai. Höchst auffallend ist Goethes Unglaube an die Fortentwicklung der deutschen Malerei. (Eckermann Bd. 1. 263.)[68]) Er erwartet besten Falles etwas von dem „Kommen eines großen Talentes". Das aber ist für mich eben die mir noch unerklärte Wandlung, daß sich jetzt die Umgestaltungen und der Fortschritt weit weniger als früher durch einzelne hervorragende Personen vollziehen.

Das Können und Streben ist verteilter, es ist in die Massen gedrungen und entwickelt sich in diesen. Sie arbeiten alle an dem Fortschritt; was nicht ausschließt, daß es in der Masse doch wieder einzelne mit größerem Erfolge thun. Es wird aber freilich in Griechenland zur Zeit des Phidias ebenso Massen-Talente gegeben haben, wie es zur Zeit der großen italienischen Kunstblüte Maler von den verschiedensten Talentgraden vor und neben Rafael und Tizian gegeben hat — aber nur die größten Kräfte überleben und ragen aus der Masse hervor. Goethes Aeußerung klingt, als sei ein großes Talent der Same, der die Massen befruchtet, während es wahrscheinlich nur die von dem Können der Massen erzeugte Blüte ist. — Dann wieder kommt es mir vor, als hinge das künstlerische Können mit dem politischen Leben zusammen — und als herrsche auch da jene Einheit des Grundgesetzes, daß die Menschheit in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen die Macht in dem Einzelnen oder in den Massen verkörpert. Vielleicht erzeugen sich in monarchischen Zeiten einzelne namhafte Talente, in republikanischen ein allgemeineres Können. — Das sind, glaube ich, noch ununtersuchte Erscheinungen in der Menschheitsgeschichte. — Unsere Zeit hat entschieden den Zug, auf die Massen und durch die Massen zu wirken; und das Können und Streben ist ebenfalls in die Massen verlegt — und doch leben wir in Monarchien in Europa. Darin liegt vielleicht grade der Widerspruch und das Unharmonische in unsern Zuständen.

4. Juni. Mich wie ein Kind gefreut über einen kleinen Hund, der einen Spielzeugwagen zog. Der Mensch hat eigentlich eine so ungemein leicht anzuregende

„Freu-Fähigkeit" in sich, daß es ein Jammer ist, wenn sie niedergehalten wird. Wenn man sich alle Tage über drei- oder viererlei freuen könnte, man müßte innerlich ganz jung dabei bleiben.

4. Juni. Die sogenannte „Zerrissenheit" der Menschen hat für mich nur einen Sinn: Das Streben nach Dauer, nach Unsterblichkeit mit dem Bewußtsein der Sterblichkeit und Endlichkeit. Darin liegt eine unlösbare Disharmonie — und mit der Erkenntnis von der Endlichkeit des Erdballs und der Menschheit steigern dieser Mißklang und diese Dissonanz sich noch wesentlich. Das Thun um des Thuns willen ist nicht für jedermann — und selbst Goethe klammerte sich an den Glauben der persönlichen Fortdauer wie an einen Rettungsanker an.

Karlsbad.

19. Juli. Ueberall interessiert uns die Individualität am meisten. Vögel fliegen sehen, als Kollektiv-Begriff, ist kein besonderer Genuß — Meisen, Staare, Amseln, Buchfinken interessieren uns als Individualitäten, wenn wir sie kennen, und nach dem Grade, in welchem wir sie kennen. Ebenso ist es auch mit den Pflanzen, den Steinen, den Gestirnen und mit dem Menschen selber. Der Naturkundige, der Wissende führt dadurch ein erhöhtes Leben, aber die Naturwissenschaft ist nicht idealistisch, und der Zwiespalt zwischen dem Wissen von der allgemeinen Endlichkeit und das Verlangen nach Dauer für das eigene Ich und das von uns Geleistete ist unlösbar. Nur die Erkenntnis des förderſamen Ineinandergreifens aller Kräfte kann vor dem rohesten Materialismus bewahren.

9. Aug. Wenn die Jugend wüßte, was das Alter

ist, würde sie sich eigens dafür erziehen. Man muß darauf eingerichtet sein, den Enttäuschungen mit Fassung Stand zu halten; man muß es lernen, sich in sich selbst zurückzuziehen und sich an das Schaffen zu halten, das einem noch vergönnt ist, wenn man auch den Glauben nicht mehr hegt, damit wer weiß welche Wunder und Umgestaltungen zu vollbringen. Wie sehr ich es, eben bei dieser Erkenntnis, hier täglich als ein Glück empfinde, in dem Herzen so vieler guten Menschen fortzuleben, so bedeutenden Männern wie Czermak[69]), Lübke[70]) u. a. geistige Anregungen gegeben zu haben, das kann ich nicht genug betonen. Es hat mir dies Bewußtsein auch über die Kränkungen einzelner fortgeholfen — und wenn ich noch mehr Undank erführe — wenn Adolf mir bleibt und meine Kräfte mir bleiben, will ich jeden Tag lieben, der mir zu leben vergönnt ist.

Barr (Bas Rhin).

21. Okt. Wir Deutsche sind recht eigentlich dadurch heraufgekommen, daß wir selbst uns gegen die andern Nationalitäten so lange herabgesetzt haben; denn indem wir uns die wirklichen oder vermeinten Vorzüge der andern stets lebhaft als Etwas, was uns fehle, zum Bewußtsein brachten, wurden wir unwillkürlich darauf hingewiesen, solche Vorzüge als erstrebenswert anzusehen und uns um ihren Besitz so lange zu bemühen, bis wir weit mehr erreicht hatten, als jene besaßen.

Berlin.

30. Nov. Wer es liebt, sich bemitleiden zu lassen, wird immer bemitleidenswert. Ich glaube, ein Teil meiner Kraft stammt aus dem Abscheu gegen das Mitleid

der Menschen, das immer eine Herablassung und eine Gnade ist — die meist nur demjenigen wohlthut, der sie gewährt. Hilfe leisten! Ja! Das ist etwas! — Mitleid haben — was will das sagen? Und was hilft's?

11. Dez. Bei Gelegenheit von Hermann Grimms Aufsatz über Marianne Willemer[71]), der Freundin Goethes, von der einige der Suleikagedichte herstammen, braucht Grimm den Ausdruck: „Es handelt sich dabei weniger um Geist und Bildung, als um den Genuß am Austausch von Gedanken, zu dem heute niemand mehr die Ruhe besitzt. Wir gehen, da wir auf anderen Gebieten so viel gewonnen haben, auf dem der geselligen Poesie oder der poetischen Geselligkeit einem Zustande von Roheit entgegen, der freilich ein Zeichen derberer Gesundheit des öffentlichen Lebens sein mag, aber den zu erleben, wenn man ihn anders gekannt hat, für den Einzelnen etwas Melancholisches hat. Die Zukunft liegt uns zu sehr in den Gliedern, um diesen für den Genuß der Gegenwart die rechte Leichtigkeit zu gewähren. Die Zeit ist kein unendliches Kapital mehr, wir leben mit der Uhr in der Hand. Wir wissen zu genau, was jede Stunde wert ist, die wir benutzen oder unbenutzt gelassen haben." Das ist richtig, und daraus erklärt es sich, wie die Frauen so weit heruntergekommen sind, daß ihr Dasein nur zwischen der Kinderstube und dem Toilettentische schwankt. Die Frauen sind — wie in den uralten Zeiten — nur die notwendigen Bettgenossinnen des Mannes geworden. Bei der Heirat stehen die Geldfragen an der Spitze. Der Mann braucht Geld für seine industriellen Unternehmungen, braucht Geld, um in den Staatsämtern leben zu können, die schlecht besoldet sind,

braucht Geld, um Muße für eine politische Carrière zu haben — und hat er dann die erstrebten großen Unternehmungen, die großen Aemter, die politische Carrière, so bleibt ihm weder Zeit noch Neigung für den andauernden geselligen Verkehr. Ehrgeiz und Spekulation überwältigen ihn, reißen ihn an sich, er ist müde, abgehetzt und will am Abende Ausspannung oder Zerstreuung — nicht Sammlung in irgend einem idealen Thun. Die Posse, die Oper, die Loretten leisten ihm, was er braucht — die Frauen der gebildeten Gesellschaft sind aufgegeben worden; und es kommt einem wie ein Wunder vor, wenn man hie und da noch einem Manne begegnet, der einen Genuß darin findet, mit Frauen über ein geistig Allgemeines zu verkehren. Die Männer sprechen von dem Detail des parlamentarischen Lebens mit eben solcher Breite, wie die Frauen von ihrem Haushalt, und eines ist ebenso nur Mittel zum Zweck wie das andere. Anton Dohrn, Prof. Lübke u. a. wußten es wohl, was sie meinten, wenn sie es aussprachen: In Ihnen und in Stahr haben wir noch einen voll durchgebildeten Humanismus, wie er in den jetzigen Menschen nicht mehr vorkommt. Aber wir fühlen die Lücke um uns her auch lebhaft.

Berlin. **1870.**

6. Jan. Ich habe in diesen Tagen an meiner Erzählung Die Unzertrennlichen[72]) wieder einmal meine alte Erfahrung bestätigt gefunden, wie wenig die sogenannten, aus dem Leben genommenen originellen Motive für die Dichtung brauchbar sind. Das ist aber sehr natürlich. Was uns im Leben auffällt und überrascht, ist nicht nur das Ungewöhnliche, sondern oft auch das Unver-

nünftige, das ſchließlich bisweilen dennoch zu einem guten Ende führt. In der Dichtung aber, die unter einem perſönlichen Gottregiment, unter der Vernunft des Dichters ſteht, darf eigentlich nichts Unvernünftiges geſchehen, oder dies Unvernünftige muß dann auch zu Grunde gehen an ſich ſelber und an der Gewalt des Vernünftigen, von dem es umgeben iſt.. Eine wahre Heidennot hat mir die kleine Geſchichte gemacht, weil ſie einer im Leben vorgekommenen thörichten Thatſache nacherzählt iſt, die ich pſychologiſch erklären und vernünftiger als in der Wirklichkeit auslaufen laſſen wollte.

4. Febr. Ich ſaß gegen den Abend, ſo um 6½ Uhr im Eßzimmer auf dem Sofa und hatte Adolf im Arm, der ſeinen Nachmittagsſchlaf halten wollte. Die Lampen waren in beiden Zimmern heruntergeſchraubt, es war eben nur alles ſichtbar und ganz ſtill. Wie ich ſo die beiden Stuben entlang, alles an ſeinem Platze, alles leer und ſtill ſah, und draußen die Wagen vorüberfahren und das Leben auf der Straße ſich aus der Ferne bewegen hörte, dachte ich: ſo grade wird es hier ſein, wenn der letzte von uns beiden geſtorben ſein wird — hier zunächſt noch alles, wie Liebe es geordnet und gepflegt hat, und draußen das tägliche Leben in ſeinem gewohnten Gange, als wären wir niemals dageweſen. — Es bewegte mich, ließ mich aber doch ruhiger als ſonſt, obſchon ich unſeres atmenden Daſeins von ganzem Herzen froh war; aber es war wie eine Erkenntnis, die über mich kam und die mich in mir förderte.

5. Mai. Adolf ſagt: Die größte Erfindung, die der Menſchengeiſt gemacht hat, iſt die Unterſcheidung zwiſchen Gut und Böſe, das deutet auch die Sage der

jüdischen Schöpfungs-Dichtung an, wenn sie den National-Gott Jehovah sagen läßt: Adam ist worden wie unser einer, er weiß (nachdem er vom Baume der Erkenntnis gegessen hat), was gut und böse ist; deshalb aber sind diejenigen, welche diese Begriffe fälschen und verwirren, die eigentlichen Feinde der Menschheit.

20. Mai. Wenn man sehen will, wie die Menschen überall und in allem unter dem Bann der herkömmlichen Begriffe und Redensarten stehen, braucht man sich z. B. nur an die unvernünftige und überall gläubig nachgebetete Phrase zu halten: Der natürliche Beruf der Frau ist Gattin und Mutter zu sein! — Als ob dasjenige der Beruf eines Menschen sein könnte, was er durchaus nicht leisten kann aus eigner Machtvollkommenheit, sondern wozu ihm nur die nicht zu erzwingende freie Entschließung eines andern verhelfen kann. Wie die Jahrtausende das Verhältnis und die Lebensstellung der Geschlechter herausgebildet haben, könnte man mit ungleich größerem Rechte den Satz aufstellen: Der natürliche Beruf des Mannes ist Gatte und Vater zu werden! Das ist aber noch keinem Philosophen, noch keinem Staatsmann, noch keinem Theologen, ja noch keinem vernünftigen Menschen eingefallen. Von dem Manne nimmt man als selbstverständlich und mit Recht an, daß er sich zunächst Selbstzweck ist. Daß er auf der Welt zu seiner eignen Entwicklung und Selbstbefriedigung lebt, und da der natürliche, durch die Liebe veredelte Trieb das Geschlecht fortzupflanzen ihn nötigt, sich mit einem Weibe zu verbinden, so wird die Ehe und die Vaterschaft zu einem Teile seiner Selbstentwicklung und Selbstbefriedigung. Er wird Gatte und Vater, weil er

kann, was er will und muß — wie er Teilnehmer an einer geregelten Staats-Gemeinschaft wird, weil er sich in solcher besser befindet, als in der Isolierung. Vermöge des Rechtes des Stärkeren hat er sich in den ersten Zeiten des Menschendaseins die Verhältnisse nach seinem Bedürfen geordnet. Er hat sich das Recht der Wahl, das Recht der Entscheidung über das Schicksal des Weibes zuerkannt, hat die Frauen wie Heerdentiere in Rudeln für seinen besonderen Gebrauch in sein Zelt genommen, sich — noch zu Zeiten der Juden — mit freiem Belieben von ihnen geschieden — und die Frauen, die in den ersten Zeiten sicherlich in ihrer geistigen Entwicklung nicht hinter dem Manne zurückgestanden haben können, haben sich dies Recht des Stärkeren ebenso aufzwingen lassen, wie die Männer die Willkür-Herrschaft der Junkergeschlechter, welche sich zu ihren und zu der Länder Herren gemacht haben. Unter dieser vieltausendjährigen Willkürherrschaft hat sich das weibliche Geschlecht in einer Weise entwickelt, die nun einmal da ist, und die man als Thatsache anzuerkennen, auf die man zu fußen und von der man auszugehen hat, wenn man nicht ebenso in das Abgeschmackte verfallen will, wie diejenigen, welche der Frau es als *ihren natürlichen Beruf* vorstellen, darauf zu warten, ob ein Mann sie geeignet finde, mit ihr die Fortpflanzung des Geschlechts zu betreiben, und sich durch sie die Selbstbefriedigung zu geben, die es ihm gewährt, Gatte, Vater und Begründer einer Familie zu sein. Findet sich dieser Mann nicht, und es bleiben unter einer Million Menschen 40 000 Mädchen in der Regel ungewählt, — so hat die Frau ihren natürlichen Beruf verfehlt — aber es fällt niemandem ein zu sagen, der Mann habe seinen natür-

lichen Beruf verfehlt, wenn er unbeweibt bleibt, wenn er nicht Gatte und nicht Vater wird, sofern er nur überhaupt irgend etwas ist. — Natürlich ist es sehr bequem, eine Weltordnung aufrecht zu erhalten, in welcher der Mann sich — und der Fall ist nicht selten — eben nur für das bitter karge Brot, bei harter Behandlung — eine Hausſklavin aneignet, die ihren Beruf, einen Gott wohlgefälligen Beruf, zu erfüllen glaubt, wenn sie sich erschöpft und müde dazu hergiebt, alljährlich ein Kind in die Welt zu setzen und aufzunähren, und im Hause still zu halten, um Gottes Gebote willen, gleichviel, ob der Mann sich und den Namen, den er ihr statt des ihren aufgenötigt hat, wie der Gutsherr die von ihm gekauften Tiere stempelt, mit Straßendirnen und Konkubinen im Kot herumzerrt.

3. Okt. Ich habe drei gute Eigenschaften: ich bin gutmütig, beharrlich und geduldig. Und so bin ich stets gewesen.

29. Okt. Versöhnung setzt gänzliches Vergessen des geschehenen Unrechtes voraus, und dies Vergessen erfordert Liebe. Liebe vergiebt und vergißt, weil sie zu lieben verlangt. Sie freut sich, wenn es ihr gelingt, die Fehler des Geliebten verschleiern, sich über seine Mängel täuschen zu können; sie will nicht Rechte fordern, nicht gerecht sein, sie will gewähren, Nachsicht üben und, wenn es sein kann, bewundern und beglücken. (Aus meinem alten Roman Eine Lebensfrage.)

3. Nov. Eines der schlagendsten Worte über die Notwendigkeit oder Rechtmäßigkeit der Annexion von Elsaß und Lothringen hat gestern der Oberbürgermeister Ziegler in seinem Briefe an seine Breslauer Wähler aus-

gesprochen: Wir sind in einem Kampfe um die Existenz! — es ist das eine andere Form für Lassalles: In der Politik ist alles eine Machtfrage! — und es läuft schließlich wieder zu meiner höchsten Befriedigung auf eine Einheit des Grundgesetzes, auf die Darwinsche Theorie von dem Kampf um das Dasein hinaus. — Wäre die Welt auf ein Bestehen ihrer einzelnen Teile angelegt, und nicht im Gegensatz auf ein beständiges Vergehen des Bestehenden, um Neubildungen zu ermöglichen, so könnte man auf die Bekehrungen durch Liebe, als auf den Haupthebel für das, was geschehen soll, rechnen; aber da die Menschen keine Ausnahme von den anderen Geschöpfen machen, so ist es für mich fraglos, daß Rassen auch künftig untergehen werden, wie sie früher untergegangen sind — und möglich ist es immerhin, daß die Axt an den Stamm der Franzosen gelegt worden ist, daß sie mit diesem Kriege einen Hieb bekommen haben, der in das Mark gedrungen ist, und von dem sie sich nicht wieder erholen, an dessen Folgen sie absterben. Die bewegende Kraft in ihnen war ihr übermäßiger Glaube an sich selbst — ist dieser zerstörbar, so wird er jetzt zerstört, und was an seine Stelle treten soll und kann, ist noch nicht abzusehen. Freilich ist Eitelkeit ebenso schöpferisch im Selbstbetrug, als sie dadurch unzerstörbar ist. Ein Eitler, den man halb tot prügelt, ist noch im stande, alle Welt zur Bewunderung der Zähigkeit aufzufordern, mit der er so ungeheure Ohrfeigen und Fußtritte ausgehalten hat — und viele Juden und die Mehrzahl der Franzosen sind dieses Selbstruhms fähig. —

5. Nov. Adolf sagt: „Dein Walten im Hause für mich und andre ist wie das Walten der Natur so still unmerklich

und so regelmäßig und unaufhörlich. Man gewöhnt sich, darauf zu bauen und wie auf ein Naturgesetz zu vertrauen!" — Ich nenne das maschinenmäßig! Aber ich glaube, daß darin etwas Wahres liegt.

11. Nov. Mir ist es immer aufgefallen, wie verkehrt es eigentlich ist, einem Leidenden zu sagen: Tröste dich damit, daß es mir auch schlecht geht! Man kann eigentlich gar keine beleidigendere Voraussetzung als diese machen, einem Menschen gar nicht deutlicher sagen, ich denke sehr gering von deinem Herzen und von deiner Freundschaft für mich! — Aber es ist eine konventionelle Roheit — und man begeht sie deshalb ganz naiv und ungeniert.

11. Nov. Wenn das Sterben so massenhaft betrieben wird, stumpft das Mitleid für den Einzelnen sich ab, und es ist in meinen Augen ein doppeltes Unglück, eben jetzt aus der Welt zu gehen, in dem Gedränge zum Acheron!

11. Nov. Wäre der Gottglaube in der Menschennatur zerstörbar, so müßte er jetzt zerstört werden. Ein verbrecherischer Abenteurer — ein Bastard — steckt die Welt in Brand, um seine sogenannte Dynastie — das Kind von Frankreich und von einem Stallknecht, sagt Kladderadatsch — zu erhalten. Der Plan mißlingt, und Hunderttausende friedlicher Bürger büßen ihr Leben, büßen ihr Glück und all ihre Hoffnungen ein — zwei große Völker werden gegeneinander gehetzt, und das soll Gottes allweise, von jeher gedachte Absicht gewesen sein! Wer das zu glauben vermag, bei dem sitzt der Gottglauben fest. Aber je schwächer der Einzelne sich fühlt, um so nötiger hat er den äußern Anhalt an dies unsichtbare Wesen, und eben das

Gefühl des einzelnen Menschen, daß er sowohl den Naturgewalten als der menschlichen Gesamtheit und auch dem stärkern Einzelnen gegenüber so ohnmächtig ist, daß er tausend Zufällen ausgesetzt ist, gegen deren Hereinbrechen all seine Vernunft und all seine Rechtschaffenheit und Vorsicht nichts vermögen, drängt den schwachen Menschen unwiderstehlich dahin, sich so dringend nach einem unfehlbaren Beschützer, nach einer über allen mächtigen Kraft zu sehnen, daß er endlich dahin gelangt, an das zu glauben, was er wünscht. Der Glaube an einen persönlichen Gott wird in der Brust der Schwachen, also der Menschheit im allgemeinen, immer fortbestehen; und wenn ein Johann Jacoby mir sagen kann: „Ist eine Sache, eine That notwendig, so muß und wird sie geschehen; ist es notwendig, daß sie durch mich geschieht, so zwingt diese Notwendigkeit mich, daß ich sie thue!“ so sehe ich nicht den wesentlichen Unterschied zwischen dieser Weltanschauung und dem Fatalismus und dem christlichen Deismus ein. — Ergebung in eine fremde Macht ist niemals Freiheit — denn auch dieses sich Ergebenmüssen ist ja Notwendigkeit — und je mehr ich in die Wirkung hineinblicke, welche die Philosophie auf die Philosophierenden und deren Thun ausübt, um so unfruchtbarer finde ich sie, um so unbrauchbarer für das Herzens- und Geistesbedürfnis der Menschennatur. Man kann sich damit forthelfen, wenn man nicht glauben kann und nicht mit der bittern Empfindung: Es ist alles nur eine Bewegung, ein Prozeß, den wir nicht verstehen! an allem teilnahmslos werden will. Erhebend, stützend, tragend wirkt die Philosophie nicht — sie macht Säulenheilige und Schwärmer — oder verzweifelnd entsagende Betrachter. Und wie

wenig ich mir in der Kirche Troſt erholen könnte — ich bin ſehr froh, wenn ich Sonntags die Hundert und aber Hunderte, deren Herzen ſorgen und bluten, jetzt aus den Kirchen kommen ſehe — getröſtet und hoffend — und nicht fragend wie unſer einer: Und was nachher? — Hätte man das tägliche Lieben nicht, man könnte nicht leben ohne den Gottglauben inmitten der auf Selbſterhaltung und Selbſtbefriedigung geſtellten Menſchheit. —

12. Nov. (Vaters Geburtstag.) Die Nachrichten aus dem Süden Frankreichs und von der Loire-Armee ſind ebenſo wenig gut, als die Nachrichten über das Zuſtandekommen der deutſchen Einheit. Es haben eben alle Zuſtände, wie der einzelne Menſch, ihre Jugend, in der alles ſich fügt, alles vorwärts geht, alles gelingt — und dieſe Zeit des ſtürmiſchen Wollens, Entſchließens, Vollbringens iſt, wie ich fürchte, für den Krieg und die deutſche Einheit jetzt vorbei. Die Hinderniſſe ſtellen ſich der Entwicklung in den Weg, und wir haben nur zu wünſchen, daß es nicht auf den Sinn des Epigramms hinausläuft, das mit den Worten abſchließt: Still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis! — und doch war der Jugendſturm ſo ſchön, ſo erhaben, ſo vollberechtigt in ſeiner ſichern Zuverſicht und Freude! —

30. Nov. In einem kleinen Heft von Dr. Heinemann über Leſſing und in einem anderen Buche über Leſſing[73]) von Alfred Schöne wieder einmal den Beweis dafür gefunden, wie fernſichtig das Geiſtesauge der Menſchheit iſt, wie es das Große, das Erhabene, das Edle nicht ſieht, es verkennt, ſo lange es in ſeiner Nähe iſt, wie es erſt recht und richtig zu ſehen anfängt, wenn es ihm durch Jahrzehnte

und Jahrhunderte entrückt ist. Die Menschen um Lessing her und zum Teil so ganz geringfügige Menschen gehen mit ihm um und sprechen von ihm, als wären sie völlig seines Gleichen. Der Klatsch aller Art verfolgt ihn; selbst seine sogenannte edle Freundin Elise Reimarus schreibt ihm von Hamburg, man behaupte, er sei in seine noch nicht achtzehnjährige Stieftochter verliebt, und behalte sie nur deshalb bei sich — er! der herzzerrißne Einsame, dem das Kind seiner Eva ein Trost ist! — und er verteidigt sich dagegen. — Leisewitz spricht sich an dem Morgen, an welchem er die Nachricht von Lessings Tod erhält, erschüttert darüber in seinem Tagebuche aus; zwei Stunden später denkt er schon daran, daß doch der Platz vakant geworden sei und daß er ihn erben könne. — Ebenso wie von Lessing ist von Goethe die Rede. Leisewitz, der ihn besucht, schreibt: Ich fand Goethe doch recht angenehm! — Und jetzt! — Wie sehen die Größten und Besten jetzt zu den Heroen empor! — Wie würden sie aufgenommen werden, wenn sie wiederkommen könnten! — Man müßte überhaupt wiederkommen können, um dessen froh zu werden, was man geleistet und gewirkt hat — um auch geliebt zu werden, wie man es gewünscht hat. Daß mir das Glück einer so großen, dauernden Liebe, wie die von Adolf zu teil wird, das erhebt mein Leben über das gewohnte Geleise und macht mich gleichgültig gegen den Undank. —

7. Dez. Man könnte den jüngern Dichtern große Vorteile zuwenden, wenn sie an die Erfahrungen glauben wollten, die man an sich und an seinem Schaffen gemacht hat. Das große Geheimnis, sich und sein Talent frisch und fortschreitend zu erhalten bis ans Ende,

besteht darin, daß man niemals festes, übermäßiges Zutrauen zu dem eignen Können in sich aufkommen läßt, daß man sich niemals auf seine Fertigkeit, seine mit der Zeit erworbene Virtuosität verläßt, wie sicher man ihrer auch sein mag — und daß man den Grundsatz in sich festhält, daß in der Kunst wie in der Natur jedes Kleinste dieselbe ausgebildete Gliederung, dieselbe Vollendung haben müsse, wie das größte Werk. Wer an seine letzte Arbeit mit derselben Sorgfalt und Liebe herangeht, wie an seine erste, wer der kleinsten Arbeit durch ihre Vollendung so gerecht werden will, wie der größten kommt vorwärts bis auf seine letzte Stunde. Und schließlich sind diese Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit, die Liebe und Hingebung und die Geduld im Arbeiten Sache des Charakters; so daß auch hier mein altes Wort zur Geltung kommt, ein Mensch kann nichts machen, das im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes besser wäre als er selbst.

10. Dez. Mit Spielhagen[74]) abermals eine Unterredung gehabt über das Wesen und die Grenzen und die Behandlung des Romans, ohne uns völlig verständigen zu können. Erst als ich zu Hause nochmals darüber nachdachte, konnte ich mir selbst meine Meinung so klar formulieren, daß ich meine, in dieser Form müsse ich auch Spielhagen überzeugen können. Er will sehr scharf und bestimmt zwischen dem Historiker und Epiker, zwischen dem Historiker und Dichter unterscheiden — will im Romane nur das kundgegeben haben, was die Personen von sich selber aussagen oder durch ihr Thun kundgeben und behandelt danach auch den Roman — dramatisch. Der Romandichter, der Epiker ist ganz entschieden ebenso sehr Historiker als Dichter —

muß das Erstere sogar sein, um das Letztere sein zu können; aber er ist erfindender Historiker, Historiker eines Einzellebens oder einer Gruppe von Einzelleben. Was ihn von dem Historiker der allgemeinen Ereignisse unterscheidet, ist erstens, daß er nicht von dem Zusammenstoß und der Entwicklung von Ereignissen und Menschen zu sprechen hat, die Jahrhunderte nötig haben, um sich aus der Verwirrung ihrer jeweiligen Leidenschaft zur Vernunft herauszuarbeiten; zweitens, daß er es nicht mit Gestalten zu thun hat, die er vorfindet und nehmen muß, *wie* er sie vorfindet; drittens, daß er sie nicht summarisch zu behandeln hat, weil sie mit dem Allgemeinen zusammenhängen. Der Dichter wählt und schafft sich die Gestalten, die er braucht und haben will, gruppiert sie nach seinem Ermessen, sucht und mißt sich selbst die Spanne Zeit aus, während welcher er ihnen ihre Dauer gönnen will, sondert sie von dem Allgemeinen ab — und ist dann auch verantwortlich dafür, daß die Entwicklung dieser Individuen und Gruppen eine schöne, vernünftige, befriedigende selbst in den Fällen sei, in denen das Individuum unterzugehen bestimmt, von ihm zum Untergehen an den Verhältnissen bestimmt ist. — Dieses vernunftgemäße Schöne und Wahre haben wir von dem Dichter zu fordern, und er kann dieses am sichersten leisten, wenn er völlig unparteiisch von dem Thun und Erleiden seiner Geschöpfe *berichtet*. Läßt er sie ganz frei nach ihrer Individualität sich selbst ausbreiten, so zieht er uns in die Mitleidenschaft, spannt uns, reißt uns hin, macht uns begierig nach dem Ende — und hört damit auf, uns zu fesseln und ruhig zu beschäftigen. Er ist frei *schaffender historischer Künstler*, wenn er ein wahrer

Dichter ist — er verzichtet auf die Möglichkeit dieser epischen Kunstvollendung, wenn er, wie ich im Roman Louis Ferdinand — wirklich gewesene Gestalten als Träger seiner Dichtung nimmt — und er verzichtet ebenso auf die Möglichkeit letzter künstlerischer Vollendung, wenn er auf sein Recht des Erzählers verzichtend, die Aktion der Gestalten als fortführende Kraft benutzt. Man darf nie die höhere Hand vergessen, die das alles weise leitet — im Goethe fühlt man sie in jedem Augenblicke mit der beruhigten Empfindung, mit welcher der gläubige Christ den größten Natur- und Lebensereignissen gegenübersteht. Auf diesem Glauben an die Macht und Allweisheit des führenden Dichters beruht das Behagen des Menschen an der Epik. Läßt uns der Dichter diese Macht vergessen, überläßt er es uns, unbeschützt von ihm, uns zwischen die Erlebnisse seiner Helden zu stellen, so nimmt er uns die ruhige Zuversicht, mit welcher wir allen seinen Schilderungen folgen, ja er macht sich — eben weil er selber sich die ängstliche Spannung des Lesers klar vorstellen kann und muß — das breite, detaillierte Ausmalen, das geschickte Retardieren unmöglich, das Goethe doch als das Geheimnis der Epik aufstellt; und mit all seiner glänzenden dialogisierten und aufregenden Lebendigkeit erreicht er zunächst, daß der von ihm zur Unruhe aufgestachelte Leser das Nächste überschlägt, um seiner Hast und Spannung ledig zu werden und das Ende zu wissen, damit er dann ruhig weiter lesen kann.

Weil wir aber entschieden Historiker sind, weil in jedem Roman auch ein biographisches Element enthalten ist, so muß der Figur oder der Gruppe, die das Hauptmotiv macht, nach meiner Meinung durchaus eine breite kultur-

historische Unterlage gegeben werden, als der Sockel, auf dem das Kunstwerk sich erhebt. Je bedeutender die Gestalten sind, je ferner ab von der Gegenwart sie stehen, um so größer muß der Unterbau auch sein.

18. Dez. Frauen, die aus wirklicher Liebe und Leidenschaft gegen die sogenannte Sitte sündigen, habe ich in den gebildeten Ständen wenige, sehr wenige gekannt — weder Mädchen noch Frauen. Die meisten wurden aus Neugier, aus Nachahmungssucht infolge von Romanlektüre dazu verleitet, spielend in ein Abenteuer einzugehen. Sie wollten sehen, wie es thut und ist, das Sündigen — und nie ist eine Charakterzeichnung wahrer gewesen als Flauberts Madame de Bovary[75]). Sie sind zu beschränkt und engherzig, um sich frei an eine große Leidenschaft hinzugeben. Sie sehen nur den Anfang, nicht das Ende — und selbst eine Frau, die eine große Leidenschaft hat, ist ihnen meist zuwider, weil sie ihnen einen Verkleinerungsspiegel vorhält.

18. Dez. Die üblen Eigenschaften, die ich auch unter den sogenannten guten Menschen viel verbreitet gefunden habe, sind Eitelkeit, Selbstüberschätzung und infolge davon gelegentlich auch Neid. In den Familien wird davon massenhaft erzeugt — und darauf beruht häufig die große Teilnahme für die bemitleidenswerten Familienmitglieder, sie flößen keinen Neid ein. Die Familie, wie sie gegenwärtig ist, ist oftmals nicht viel mehr als ein Assekuranz-Institut für die Mittelmäßigen und Unbedeutenden auf Kosten der Begabten, der Lässigen auf Kosten der Thätigen — aber wie soll und kann man das ändern? Was hat Lessing davon gelitten!

31. Dez. „Meine Lebensgeschichte“[76]) ist ebenso gut „Dichtung und Wahrheit“ wie die von Goethe. Die „Dichtung“ aber und ihre verklärende Darstellung habe ich den andern zu gute kommen lassen, die Wahrheit ganz und voll dagegen von mir selbst gesagt.

1871.

18. Jan. Was mir Körte als Hausarzt so unschätzbar macht, ist sein Charakter. Er ist teilnehmend ohne Zudringlichkeit, zutraulich ohne Vertraulichkeit und durchaus verläßlich und zurückhaltend in Bezug auf dasjenige, was er durch freiwillige Mitteilung erfährt oder durch Beobachtung erkennt. Das sind alles Eigenschaften, die nur kluge, gute und edle Menschen haben können — und da ein Hausarzt zugleich ein Stück Seelsorger ist, kommt es bei ihm ebenso auf den Charakter als auf das Wissen und Können an, um ihn nützlich und wirksam zu machen.

27. Jan. Man muß nachpflanzen bis ins späteste Alter, wenn man an Menschen nicht verarmen will, sagte Adolf heute, als wir in der Zeitung lasen, daß Jacoby in seiner eigenwilligen Abstraktion auch gegen die Adresse protestiert hat.

3. Febr. Gambettas[77]) Erscheinung erklärt sich vollständig durch die Mischung der drei Nationalitäten, die in ihm zusammenkommen. Wenn auf die Unverschämtheit und Zähigkeit des Juden italienische Phantastik gepfropft und solch ein Gewächs von früh auf mit französischer Eitelkeit genährt und begossen wird, so kann die Frucht, die wir vor Augen haben, gar nicht ausbleiben. Auffallend ist er durchaus nicht, nur das Volk ist eine auffallende Erschei-

nung, das sich einem solchen Usurpator, ohne alle freie Wahl, ohne irgend eine Garantie, mit allem, was es hat und ist, vollständig überantwortet. Man muß sich daran erinnern, daß es die Franzosen waren, die sich von Peter von Amiens willenlos in die Kreuzzüge hineinreißen ließen, um den Heerden-Charakter des Volkes zu erkennen und zu verstehen, wie gar kein anderes Volk so für die Ertragung der Tyrannei gemacht ist, wie dieses. Es geht den Franzosen, wie den lüderlichen Frauen, die immer von Tugend und Ehre sprechen. Je tiefer sie in Tyrannei und Schande versunken sind, um so lauter sprechen sie von Freiheit und von Ruhm — je weiter sie von wahrer Ehre entfernt sind, je eifriger halten sie auf den Anschein äußerer Ehre — und jetzt hat das entartete, verlogene, von jedem wirklichen Sittenbegriff abgefallene Volk sogar die Scheu verloren, sich dieses Scheins von Ehre zu entkleiden. Es ist ein ekelerregender Anblick, das jetzige französische Volk, und wer ihm das Wort redet, erniedrigt sich selbst.

6. Febr. Abends, während Adolf am Klavier reizende Walzer phantasiert — an unserem Hochzeitstag — 25 Jahre nach unserer Herzenseinigung. Etwas Genußreicheres, als mich mit einem guten, mir angenehmen Tänzer im Takte schöner Musik schwebend zu bewegen, habe ich eigentlich nicht gekannt und nichts, wobei man sich des frohen Daseins mit so anhaltender Befriedigung und Seelenleichtigkeit bewußt bliebe. Der Tanz in der Jugend ist eigentlich die höchste Poesie der Lebenskundgebung, und vielleicht noch geistiger und schöner als die leidenschaftliche Hingebung in der Liebe. Er ist ätherischer und nicht erschöpfend, und die Teilnahme der

Zuschauenden, das Gemeinsame, erhöht seine Freude. Noch heute klopft mir das Herz und ich fühle die Schwingungen der Musik mit wahrhaftem Genuß; ja ich kann mir im sitzenden Hören noch völlig die Empfindung des Tanzens vergegenwärtigen, so daß ich mich jung, mit Blumen bekränzt, und im Herzensgrunde fröhlich fühle. Erhalte mir das ein gut Geschick — denn es ist Jugend — und ich bin doch sechzig Jahre.

7. Febr. Ich glaube selbst, daß ich in einer glücklichen Stunde geschaffen bin, weil ich mich so über alles freuen kann!

7. Mai. Eigentlich unglücklich sind nur solche Menschen, die mit sich selber unzufrieden sind, und deren Zahl ist äußerst klein. Wer mit sich selbst zufrieden ist, klagt im Mißgeschick und im Mißlingen nicht sich selber, sondern das Schicksal an, und hat auch da noch in dem eigenen Bedauern und Beschönigen einen Trost, wenn die andern ihm einen solchen versagen.

Selbstgenügsamkeit ist, wenn sie sich mit Eitelkeit paart, d. h. wenn sie nicht ein festes und darum von keinem andern Anerkennung begehrendes Beruhen in sich selbst ist, ein großes Hindernis im sittlichen und geistigen Vorwärtskommen.

Nichts wird im Leben häufiger miteinander verwechselt und ist doch im Grunde seines Wesens einander entgegengesetzter, als Eitelkeit und Selbstbewußtsein. Der Eitle wird nie ganz glücklich und nie ganz ruhig, weil es immer noch Menschen giebt, die die große Meinung nicht teilen, welche er von sich selber hegt, und weil immer und überall kleine und große Befriedigungen und Kränkungen

seiner Eitelkeit auf seinem Weg sich finden. Der Selbstgewisse ist nie ganz unglücklich und stets gefaßt und ruhig — denn wenn ihm die Außenwelt Anerkennung und Teilnahme versagt — sein Gewissen ist gut, er sieht und wartet nicht auf Beifall und erwartet Zustimmung in Ruhe. Er weiß, was er ist und kann — was er nicht ist und nicht kann — und komme was mag, er besitzt sich selbst. — In diesem Gefühl und Zustand liegt mehr Glück, mehr Kraft, mehr Macht, als der Eitle auch nur ermessen kann.

In der Selbstgefälligkeit liegt für die Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit eine Art von Ersatz für die mangelnde Begabung. Sie ist das eigentliche Kennzeichen des Dilettantismus, der immer mit sich zufrieden ist, während der wahre Künstler sich selten genug thut und noch seltener jenes Glücksgefühls teilhaftig wird, das man dem Gelungenen gegenüber mit stolzer und doch fast erstaunter Schöpferfreude genießt.

8. Mai. Wie glücklich wäre man, wenn im Menschenleben Saat und Frucht einander so entsprächen, wie in der Pflanzenwelt, wo trotz der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens doch eine Frucht aufgeht, die mehr oder minder der Saat entspricht. Aber wieviel Liebe haben wir gesäet, die nichts erzeugt als Undank! Man könnte zuletzt zu dem Worte von Franz Liszt gelangen: Tu as donc trouvé un homme reconnaissant?

Berlin.

31. Juli. Spielhagens kleine Vorlesung „Finden und Erfinden“,[78]) welche den eigentlichen Prozeß des dichtenden Schaffens erklären soll, erklärt eigentlich für mein Verständnis nichts, weil es die Sache ins Abstrakte

zieht, statt sie an Beispielen oder allenfalls durch Bilder zu versinnbildlichen. Zu sagen, wie ein Mensch, der überhaupt ein Dichter ist, seine Anregungen erhält, ist darum nicht wohl möglich, weil dies auf so gar verschiedene Art, oft durch den geringfügigsten äußeren Anlaß geschehen kann. Es sind in jedem Dichter die menschlichen Doppel-Anlagen: Zeugungsfähigkeit und Empfänglichkeit vorhanden. Er empfängt die äußeren Eindrücke lebhafter als andere und belebt sie aus seiner innern Kraft so, daß sie von ihm entwickelt und ausgetragen, zwar den empfangenen Keim in sich schließen, aber doch ein neues und selbständiges Ganze werden. Immer — sie mag von innen oder von außen kommen — ist die Anregung eine momentane, plötzliche, in der Regel überraschend und einleuchtend zugleich. Oft ist's ein Gedanke, der uns reizt, ihn — wie Spielhagen das sehr richtig schildert — in allen seinen uns zugänglichen Verzweigungen nach- und auszudenken. Und weil man bei dem Ausdenken der Möglichkeiten, zu welchen die Verhältnisse führen, mit denen dieser Gedanke zusammenhängt oder die aus diesem Gedanken entspringen, notwendig Figuren haben muß, auf die er wirkt, so ist das Gestalten-Schaffen in diesem Falle ein unwillkürliches Thun, und sie sind da, ohne daß wir sie rufen. — Anderseits begegnen uns bisweilen so eigenartige Gestalten im Leben, daß sie, ihr bloßes Sein, uns anregen, den Verhältnissen nachzudenken, in denen sie sich möglicherweise bewegt haben können. — Dann wieder treten uns Scenerien entgegen, die uns auffallen, denen man es anzusehen meint, es müsse in ihnen etwas Besonderes geschehen sein — oder es wird vor uns ein Erfahrungssatz, eine Thatsache ausgesprochen, die an

allen andern unbeachtet vorübergeht, die uns aber sofort ergreift, sofort in uns lebendig wird und uns nicht verläßt, bis wir sie wieder von uns als ein für sich bestehendes Ding losgelöst haben. — Für alle diese Arten des Schaffens habe ich die Belege in meiner Erfahrung. Alle meine ersten Romane — die Stahr die pathologischen nennt, und mit Recht so nennt, weil ich mich in ihnen ab- und aufzuklären trachtete, gingen aus bestimmten Gedanken hervor, mit denen ich mich lange beschäftigt hatte, und mit denen ich für immer fertig war, wenn ich die letzte Seite des Buches geschrieben hatte. In den ersten — „Clementine" und „Jenny"[79]) — war das Arbeiten in sofern ganz subjektiv, als ich, was Spielhagen von ersten Arbeiten auch richtig bezeichnet, mich selbst in gewissen Seiten meiner Natur zum Modell hatte — und auch für die andern Figuren hatte ich Modelle, die ich zum Teil jedoch nur in sofern benutzte, als ich das Typische an ihnen festhielt. — Später, z. B. in dem Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" bin ich mir nicht bewußt irgend ein Modell für irgend eine Gestalt gehabt zu haben — ebenso wenig wie für alle meine späteren Arbeiten, d. h. für diejenigen, die nach den „Wandlungen" entstanden sind, in denen ich noch in einzelnen Figuren einzelne Züge von mir bekannten Figuren benutzt habe. Im Friedrich Züge von Adolf — in Helene von Therese Bacheracht — im Georg von meinem Bruder Moritz — im Doktor das Typische von Jacoby. —

Dagegen habe ich aber von außen „Anregungen durch Thatsachen" für das „Mädchen von Hela" mit den Worten bekommen: Magaschotta war eine sehr ordentliche Person (sie diente im Hause meiner Freunde von Hennig), weil

sie's aber nicht wie die andern mit den Männern trieb, hielten diese sie für eine Hexe!! — Dann, als ich Wochen nachher die Halbinsel Hela vor mir liegen sah, kam mir der Gedanke, den Roman, der innerlich schon sehr weit gediehen war, auf dieser öden Sandscholle sich zum Teile abspielen zu lassen, um die geistige Isolierung leicht erklärt zu haben. — Eine andere solche Anregung brachte ich ebenfalls von Hennigs mit, als mir Frau von Hennig einmal einen Jungen, einen Schweinehirten zeigte, und dabei, weil mir sein Aeußeres auffiel, die Bemerkung machte: Er ist aber nicht zu brauchen, er ist halb verrückt vor Hochmut. Weil er verwaist war, nahm ich mich seiner an, und nun hat er die Idee: Die gnäd'ge Frau ist meine Mutter, die kann mit mir machen, was sie will, kein andrer hat mir was zu sagen! — Daraus entstand die Erzählung „Jasch" — bei der die Scenerie abgeschrieben, zu dem verkommenen Schlachtzig ein Vagabund ähnlicher Art benutzt, alles andere erfunden ist.

Durch Scenerie entstand der „Seehof" — ich sah ein Bauernhaus, dem man's in seinem Verfall anmerkte, daß es einmal bessere Tage gesehen haben mußte — und es stand thatsächlich eine alte Spieluhr darin, von der die Besitzer — das Haus hieß Straußenruh bei Stettin — nicht wußten, wie sie dahingekommen sei. Sie sagten einfach: Die ist schon immer dagewesen.

„Graf Joachim" entstand durch das Portrait einer häßlichen vornehmen Frau in Schloß Rheinsberg, von der der Kastellan nicht wußte, wen sie darstellte.

Andrerseits bin ich mitunter Menschen begegnet, wie dem liebenswürdigen Tänzer Alexander Casorti — dem man

alle möglichen Abenteuer zutrauen konnte — galante, sentimentale, wohlthätige, praktische, weltmännische — so daß man sich versucht fühlte, sie ihm anzudichten. Er wurde also der Träger für die drei Erzählungen, die ich „Villa Riunione" benannte.

„Geld und Leute" (aus den Dünen- und Berggeschichten) war ein Peitschenhieb, mit dem ich einmal gegen eine splitterrichtende Gesellschaft schlug — und so bin ich mir vieler von außen kommender Anregungen bewußt.

Nach meiner Erfahrung aber beirrt das Arbeiten nach bestimmten Modellen mehr, als es fördert. Man muß in sich große Typen feststehen haben, und aus der ganzen Fülle seiner Beobachtung und seines Wissens von den Menschen die Einzelnen erschaffen — wo dies nicht geschieht, wo man sich bestimmte Modelle vorhält, kommt dasselbe Hindernis wie bei den sogenannten historischen Gestalten zum Vorschein, wenn schon in geringerem Grade.

Außerordentlich richtig ist, was Spielhagen von den „zufällig auftauchenden, im Moment der Not erscheinenden Gestalten" sagt, die oft so außerordentlich wirksam sind. Es sind recht eigentlich unsere „heiligen Nothelfer".

Zuletzt aber ist's, wie Goethe es nennt: „Es bleibt immer etwas Anonymes dabei —" und man kann nach langer Selbstbeobachtung begreifen, wie die gute Paalzow darauf kam, zu sagen: „Gott giebt mir das alles, ich weiß selbst nicht wie!"

Am reinsten aus mir selbst ist der Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" entstanden. Es lag mir im Sinne, ein Stück Menschendasein in seiner weiten Verzweigung und Entwicklung, die Berechtigung der einzelnen historisch

gewordenen Stände-Typen — und das ebenso berechtigte und ebenso notwendige Untergehen dieser einzelnen Stände-Typen an sich selbst und an ihren besten Eigenschaften darzuthun. Ich erinnere mich, daß Freytags vortreffliches Genrebild „Soll und Haben" mir nicht tief genug angelegt zu sein und den Adel nicht gerecht genug, den Kaufmann nicht groß genug zu schildern schien — und daß ich dachte, diese Gegensätze müsse man in ihrer historischen Bedeutung einander gegenüberstellen — in ihrem Nieder- und Emporsteigen historisch behandeln — und so wuchs das Werk empor, das eben deshalb zweiteilig — und umfangreicher werden mußte, als ich es für künstlerisch wünschenswert halte. Die Notwendigkeit, die im Motiv gegeben war — es durch zwei Generationen fortzuführen und Teilnahme für zwei Generationen von Gestalten bei dem Leser zu erhalten, bot eine große Schwierigkeit, und ich selbst kann nicht beurteilen, in wie weit sie von mir überwunden worden ist.

Goethe sagt bei Eckermann bei Gelegenheit der Bemühungen der Aesthetiker, das Wesen der Poesie und des Dichters durch abstrakte Definitionen auszudrücken: „Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten."[80])

An einer andern Stelle unterscheidet er den objektiven, wahren Poeten von dem bloßen Darsteller subjektiver Empfindungen und Erfahrungen folgendermaßen: „So lange ein Dichter bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen versteht, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr bißchen

Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht." — (Vgl. Goethe, Ital. Reise. Brief von Rom, 18. Dezemb. 1787 — technische Kunstgriffe in der Kunst.)

Teplitz.

24. Aug. Seit einigen Tagen sammeln sich die lieblichen Schwalben zum Abziehen, und man wird es nun entbehren für lange, lange Monate, diese eigentlichen Segler der Lüfte schwirrend hin und wider schießen zu sehen, wenn man es überhaupt noch einmal wiedersieht. Es ist nicht allein die ungemeine Zierlichkeit dieser Tiere, nicht ihr blauschwarz glänzendes Köpfchen und die rotbraune sammetweiche Kehle oder das fein geschnitzte Gefieder, das sie uns so anmutend macht — ja nicht einmal, daß sie uns die Verkünder des Frühlings sind, — ihr Hauptreiz für uns liegt darin, daß wir sie nur kommen und gehen, leben und sich freuen, daß wir sie nicht sterben sehen, und daß sie uns also als etwas Unvergängliches erscheinen. So lange wir zurückdenken können, sind es uns immer dieselben Schwalben — wir haben keine besonders gekannt, wir haben keine vermißt und verloren — alljährlich sind sie gekommen, haben an unseren Fenstern ihr Nest gehabt, ihre Jungen gefüttert und fliegen gelehrt, sind mit ihnen fortgezogen und treulich wiedergekommen — immer dieselben — immer dieselben! — Von welchen Menschen können wir uns dessen rühmen? — Wer hat mit uns ausgehalten von den Tagen des ersten Bewußtseins bis in das Alter hin? — unverändert und immer nur erfreuend! — Sie sind für mich eine Verkörperung unzähliger Erinne-

rungen und ihr Gehen und Kommen gehören zu den rührendsten Eindrücken des Jahres.

28. August. (Goethes Geburtstag.) Nach allem, was ich von Tacitus weiß und gehört habe, scheint mir seine eigentliche Bedeutung in dem Ausspruch des Grundsatzes zu liegen, daß es der sittliche Wert ist, der die Bedeutung der Nationen bestimmt und ihnen zu Macht und Herrschaft verhilft. So sehr die Franzosen sich aber auf das Altertum stützen, und oft einfältig genug versteifen, ist grade diese Erkenntnis ihnen wer weiß wie fern. Sie meinen es mit einer neuen Heeresorganisation zwingen zu können und sehen nicht, daß sie gar keine Gesellschaft, keinen Staat als in sich organisierte Gesellschaft mehr haben, die des Verteidigens und Erhaltens wert wäre; und wir selber erhalten in Bezug auf die Bedeutung der strengen Zucht in der Erziehung, in Bezug auf die Sittlichkeit, die Familie, die Beschränkung in äußerm Lebensgenuß eine Menge von Lehren, die wir nicht genug beherzigen können, und denen gegenüber wir viele alte Glaubenssätze, die wir als Irrtümer erkennen müssen, abzulegen haben. Der Kommunistenprozeß in Frankreich wirkt wie ein elektrisches Licht, bei dem man erkennt und sehen muß, was man sonst in dem verschleiernden Nebel der Ferne und der Zukunft sich gern selbst verbarg, weil es mit den Ueberzeugungen nicht zusammenstimmte, auf die man sich etwas einzubilden gewohnt war. Aber „der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein!“ sofern dies Freisein ein Freisein von den Schranken bezeichnet, die notwendig sind, um das Wohlbefinden, die Ruhe und Sicherheit der andern — das ist des Allgemeinen — aufrecht zu erhalten. Und in

Paris zeigt es sich einmal deutlich, welchen Einfluß die zügellose Unsittlichkeit im Geschlechts-Verkehr auf den ganzen Zustand eines Volkes hat — wenn sie als ein Recht oder eine Notwendigkeit anerkannt wird. — Das Unheil, das Falsche sehen wir klar ein — aber wo liegt die Möglichkeit der bessernden Aenderung? — — Wer kann es feststellen und gesetzlich durchhalten, daß jeder Mann, der ein Mädchen verführt, ein Verbrechen gegen den Staat und die Gesellschaft begeht? — Mit Gesetzen, mit neuen religiösen Bekenntnissen selbst ist da gar nichts auszurichten. Man müßte darthun können, daß die Sittlichkeit den Frauenzimmern vorteilhafter, gewinnbringender ist, als die Zuchtlosigkeit — und wer will ihnen das zusichern? sie davon überzeugen? — Man müßte an diese Dinge gar nicht denken, wenn man nicht mit Sorge und Entsetzen immerfort daran denken will — und ich thue das nun schon an 45 Jahre! — und halte noch nicht viel weiter, als ich vor 45 Jahren hielt.

9. Sept. Bei der Rückfahrt von Dux kamen wir durch den Flecken Klostergrab, und am Brunnen unter den Bäumen spielte ein Trupp Musikanten. Das rief mir wie mit einem Zauberschlage jene Tage meiner Jugend zurück, in denen meistens im ersten Frühjahr solche Truppen von Bergleuten oder anderen Musikanten in den Straßen meiner Vaterstadt zu spielen pflegten. Sie kamen nicht alle Jahre, nicht regelmäßig — das Volk nannte sie Prager Studenten, und lange Zeit glaubte ich, daß sie es wären. Aber Prag! Wie unerreichbar fern war das für meine Phantasie, und welch eine Welt von Sehnsucht weckte das in mir auf. Es war gradezu ein leidenschaftliches und ganz

bewußtes Verlangen nach der Ferne, nach Leben, nach Liebe, nach Poesie in mir — und das unterschied mich von allen meinen Geschwistern mit Ausnahme von Moritz, bei dem es nur andre Formen angenommen hatte und sich auf andre Bereiche warf. Diese unüberwindliche und durch keine Gewalt niederzudrückende Sehnsucht nach voller Lebens-Erfüllung war meine Rettung und gab mir die Flügel, die mich über die Enge meiner Verhältnisse emportrugen. Nun habe ich das alles gehabt — alles! — habe es noch! — weiß mich geliebt, gekannt, geehrt, bin eines schönen Andenkens in meinem Vaterlande sicher — und neben mir sitzt mein Geliebtester wie gebrochen, vor sich hinstarrend in seiner Nervenabspannung — und ich höre die Klänge wie in meiner Jugend — und während die herrlichste Natur mich umgiebt, rollen mir die Thränen über die Wangen — und Adolf sieht es nicht! — So ist's im Leben! Wenn man so glücklich sein könnte, wälzt sich die Lawine des Alters vernichtend auf uns nieder.

11. Sept. In der Schlaflosigkeit der Nacht dachte ich über das Wesen der kommerziellen Vereinigungen, der Handelsbanken, und über die Umgestaltung aller großen gewerblichen Unternehmungen in Aktiengesellschaften nach — und mußte es im Prinzip billigen, sofern dadurch jedem Arbeiter in diesen letztern die Möglichkeit geboten wird, mit dem kleinsten von ihm erworbenen Kapital eine Aktie zu kaufen, und dadurch von diesem Kapital den bedeutenderen Zinsfuß zu erlangen, den sonst nur das große Kapital sich anzueignen vermag. Das setzt jedoch voraus, daß diese Aktienunternehmungen und diese Banken gewissenhaft verwaltet und nicht bloß als Mittel benutzt werden,

das Fett des ersten Steigens abzuschöpfen, und nachher das Unternehmen auf unsichere Wege zu führen, wenn die Gründer ihr Kapital und ihren Gewinn in Sicherheit gebracht haben. — Unsere Zustände haben aber den Wert des Geldes so verändert, daß es mit niedrigen Zinsen, mit dem „redlichen Gewinn", den Faust dem Wagner anrät, kaum möglich ist, sich auf dem Laufenden zu erhalten, wenn man ein kleiner Kapitalist und nicht wie wir durch den Ertrag der Arbeit im Gleichgewicht gehalten und zur reichlichen Vorsorge für das Alter bemöglicht worden ist. Die eigentlichen Handarbeiter sind jetzt bei weitem besser daran als früher — kleine Kapitalisten, die nichts riskieren dürfen, schlimmer. Sie verarmen, auch ohne daß sie einen Pfennig verlieren — weil ihre 500 Thl. Zinsen ihnen nicht mehr schaffen und erkaufen, was früher damit zu erkaufen war.

Friedrichsroda.

27. Sept. Abends in schönstem, mildestem Sonnenuntergang, mit Adolf und Georg Marchand von der Damm- oder Tannmühle durch das lieblichste Thal nach Hause schlendernd, fragten wir, da wir von den Schwalben sprachen, die Adolf und Marchand am Tage nicht mehr gesehen haben wollten, einen in der Dorfstraße im Fenster liegenden Schreiner, ob er sie noch bemerkt hätte, und er bejahte es. Ein alter, sehr alter Mann, der mit einem Korbe voll Kohlrüben-Blätter auf dem Rücken neben uns herging, wendete sich zu mir und sagte: Nein! Die Schwalben sind noch nicht fort! Die warten bis zum Vollmond, bis dahin halten sie Schule, und im Vollmond um Mitternacht ziehen sie ab — nach Mittag hin — bis ans mittelländische Meer! — wörtlich so. — Am

Morgen sagte ich zu unserm Stubenmädchen: Ob wir wohl noch besseres Wetter bekommen werden? — Ja freilich! sagte sie, es muß ja noch schön Wetter werden, das Grummet ist ja noch draußen! — Dieser zuversichtliche Glaube an die treue und notwendige Dienstbarkeit der Natur hatte geradezu etwas Ueberwältigendes — und daneben diese Logik etwas sehr Drolliges.

28. Sept. Menschen, die ein sehr großes Nachahmungstalent besitzen, sind mir unheimlich, ja, eigentlich widerwärtig, und in der Regel ohne eigene Bedeutung und ohne Charakter. Sie kommen mir vor wie jene in Hunderte von Falten eingeknifften Papiere, aus denen sich alles machen läßt: ein Schiff, ein Vogel, ein Kessel! — Macht man das Blatt aber auf, so ist's eben nur noch ein lockrer Lumpen und nichts mehr!

Nach dem Lesen von Voltaire von Strauß[81]). — Ein Wort zu finden, mit welchem man das Wesen eines Menschen umfassend bezeichnen kann, ist überall schwer, Voltaire gegenüber beinahe unmöglich, und doch möchte man sagen: Er ist groß, sobald es ein Allgemeines gilt, in welchem er zufällig nicht beteiligt ist, klein, gering, ja elend, sobald auch nur das geringste eigene Interesse in das Spiel kommt. — Es sind im Grunde lauter Widersprüche in ihm. Er ist ein mutiger Denker, hat sogar den Mut, ja, das Bedürfnis, seine abweichende Meinung auszusprechen und zu verfechten — aber — wo möglich aus einem unnahbaren Versteck. Er tritt entschlossen für einen Märtyrer ein — möchte aber keiner werden. Er hat in weltlichen, äußern Dingen das stolzeste Selbstgefühl, er erkennt seine angeborene Macht als

gleichberechtigt mit der Macht der Erdenherren, — aber — es kostet ihn nichts, seiner eignen tiefsten Ueberzeugung eine öffentliche Verleugnung zu bereiten, sobald sein äußrer Vorteil es erheischt. Er ist erhaben in richtiger Erkenntnis der Zustände, die ihn umgeben, erhaben in dem zuversichtlichen Glauben an seine Macht und seinen Einfluß, und daneben erbärmlich in seiner Kriecherei vor denen, als deren Gleichen er sich doch empfindet, und selbst in der Kriecherei vor denen, die er verachtet. Fragt man sich, was sein Glaube sei, nach welchen Grundsätzen er handle, so ist's, um den französischen Ausdruck dafür zu brauchen: die Utilität. — Man müßte einen Gott erfinden (wie ja einer sehr zweckmäßig auch erfunden ist), wenn er nicht existierte, weil er für die Erziehung und Bändigung der großen Massen nötig ist. — Er geht zum Abendmahl, weil er es für einen Gutsherrn vor seinen Leuten schicklich findet, obschon er das kirchliche Christentum verachtet und für die Kirche unter seinen Umgangsfreunden, bis hinauf zu Friedrich dem Großen, nur die Bezeichnung „l'infâme" in Umlauf setzt. Er findet sich mit den Geistlichen in Paris ab, um anständig begraben, und nicht wie Adrienne Lecouvreur[82]) behandelt zu werden. — Ihn kostet keine Selbsterniedrigung etwas, wo es seinen Vorteil gilt, und je kleiner die Selbstbefriedigungen und die Interessen sind, um die es sich für ihn handelt, um so kleinlicher wird seine Handlungsweise.

Ebenso zwiespältig erscheint neben seiner historischen seine philosophische Forschung. Auf der einen Seite ist seine Erkenntnis dessen, was den historischen Teil des Christentums ausmacht, sehr überraschend und klar für seine

Zeit — und dieſe Mitarbeiterſchaft an dem gleichen Zerſtörungswerke und Voltaires Kämpfe gegen die Tyrannei der Kirche ſind es, die Strauß offenbar beſtimmten, ihn auch ſittlich nicht fallen zu laſſen und nicht hart zu verurteilen, ſelbſt in den Fällen nicht, in welchen dieſe Nachſicht Strauß ſelber charakterlos erſcheinen läßt — auf der andern Seite begreift man von einem ſo klar- und ſcharfblickenden Denker wie Voltaire ſein Herumſchwanken auf dem philoſophiſchen Gebiete, ſein Herumkrebſen in einem völlig unhaltbaren Dualismus hingegen auch nur dann, wenn man es unter dem Geſichtspunkte der Utilität, d. h. der ſchließlichen Bequemlichkeit betrachtet. — „Gott iſt — er iſt das Gute, aber er kann das Böſe nicht hindern — der Menſch iſt frei im Handeln nach ſeinem Willen, aber ſein Wollen iſt nicht frei, ſondern Folge jenes höheren Geſetzes, das auch die Welten zwingt in ihren notwendigen Bahnen zu bleiben“ — — und dem allen gegenüber erſcheint das Goetheſche ſich demütig beſcheidende: „Und weiß nun, daß wir nichts wiſſen können!“ erſt recht wahrhaftig und von erhabener Unſchuld und Tiefſinnigkeit. Ich komme bei dem Voltaireſchen Beſtreben, ſich das Rätſel des Seins zu löſen, das ſo erfolglos bleibt, nicht über die Meinung hinaus, die ich oft genug gegen Anton und gegen Thereſe Sembritzky ausgeſprochen habe, wenn ſie mich von ihren philoſophiſchen Syſtemen und Spekulationen unterhielten: „Dem Menſchen iſt ein geiſtiger Klettertrieb, wie manchen Tieren ein äußerer Klettertrieb, angeboren. Dieſem Klettertriebe genügt er durch die geiſtige Gymnaſtik, die man Philoſophie nennt — aber geiſtig und leiblich klettert man nicht über die Wolken, die uns umgeben, in den Himmel hinein;

und von der höchsten Spitze der Kletterstange, der Türme und der Gebirge, muß man hinunter auf die Erde, nachdem man von der Höhe — in ein neues Leeres neugierig und verständnisbegierig hineingestarrt hat.“ — Und wenn Voltaire sich in der Unabsehbarkeit der Philosophie, in welcher damals die geistig vornehme Gesellschaft sich mit Vorliebe bewegte, auch — wie die Stellung, die er in der Reihe der vornehmen Geister einnahm, es mit sich brachte — genug herumgetummelt hat, baut er aus Utilitäts-Gründen, um der Leute willen und seines Friedens willen, dem christlichen Lieben-Herrgott eine Kirche und erkennt mit richtiger Einsicht, daß die Bildung der Menschen nicht von den untern Klassen gefördert, sondern von den oberen Klassen in die unteren hineingetragen werden muß, weil das aufgehende Licht zuerst die Gipfel beleuchtet und dann erst in die Thäler dringt. —

Voltaire ist engherzig und großmütig, je nachdem es ihm paßt. Seine Großmut gegen die widrige Nichte ist Rücksicht auf seines Hauses und seiner Familie Ehre — seine Großmut für die Corneille ist schicklich und wohlanständig für den Nachfolger von Corneille — und wenn auch hier sein Ich und dessen Befriedigung die letzten Triebfedern seines Handelns sind, so ist damit nicht gesagt, daß er nicht auch unter Verhältnissen warmer Empfindungen und anderer großer und edler Gefühle, in denen es ja dem Menschen wohl wird, fähig und zu ihrer Ausübung geneigt gewesen sei. — Trotz aller Mühe indessen, welche Strauß darauf verwendet, Voltaire auch von seiten des Charakters in ein gutes Licht zu stellen, bleibt etwas Hämisches, Kleines, recht eigentlich Perfides an ihm haften, so daß

man eine Art von Aerger empfindet, wo man ihn zu achten und anzuerkennen gezwungen wird. — Das Bibliſche: Er war ein großer Mann in ſeiner Zeit — das mein Vater in ähnlichen Fällen zu citieren pflegte, reicht hier weder zur Erklärung noch zur Entſchuldigung aus — und ſchließlich ſagt man ſich: Er war eben ein Franzoſe und gönnt ihn den Franzoſen. — Strauß aber, der das herrliche Leben des herrlichen Ulrich von Hutten ſo groß und würdig geſchildert hat, bleibt in dieſem Werke mit ſeiner oft unverzeihlich das Unwürdige beſchönigenden und vertuſchenden ſogenannten Unparteilichkeit weit zurück von der ſittlichen Höhe, in welcher er im Hutten erſcheint, und die ſittliche Verkommenheit Voltaires und ſeiner Zeit fälſcht und verwirrt gelegentlich das eigne Urteil von Strauß bis zu einem Grade, daß es ſeiner unwert iſt. — Trotz alledem iſt es ein wichtiges Buch für alle diejenigen, die den Namen Voltaire im Munde führen, ohne ihn zu kennen, wie ſie müßten.

Noch einmal Voltaire. Ein Punkt, welchen Strauß in ſeinem Voltaire auch nicht genügend behandelt hat, iſt das Verhalten Voltaires in Sachen des Gelderwerbes. Strauß bemerkt, daß im vorigen Jahrhundert die Schriftſteller, ſogar die Heroen der Litteratur, in den Erträgen ihrer Arbeiten keine hinlängliche ſichere und breite Grundlage ihrer Exiſtenz ſich zu ſchaffen vermochten. Er bemerkt, daß Klopſtock die Gnadengehalte des Königs von Dänemark und des Markgrafen von Baden, Schiller die Hilfe der beiden Grafen und das Gehalt für ſein Amt von Herzog Carl Auguſt, Goethe ſeine weimariſche Miniſterbeſoldung nicht entbehren gekonnt, und bemerkt dazu, daß „auch ſo noch dieſe Männer all ihrer Einfachheit und Genügſamkeit be-

durft hätten, um mit ihrem ſchmalen Einkommen auszureichen.“ — Wenn Voltaire auf ſolche Genügſamkeit nicht geſtellt war, ſondern im Gegenteil ſein ganzes Trachten darauf ging, ſich auch äußerlich und ökonomiſch den Großen der Erde gleich zu ſtellen, ſo hätte Strauß bei ſeiner Vergleichung des Franzoſen mit dem Deutſchen notwendig darauf hinweiſen müſſen, daß Voltaire in dieſer Beziehung der richtige Vorläufer der franzöſiſchen Poeten unſerer Zeit geweſen iſt — jener Balzac, Dumas, Muſſet et caet., deren letztes Ziel ein Gleiches, auf Luxus und Genuß gerichtetes geweſen iſt, zu welchem Zwecke ſie kein Bedenken trugen, ihr Talent zu mißbrauchen, ſo wenig als Voltaire Bedenken trug, ſich in die allerſchmutzigſten Geldgeſchäfte und Spekulationen einzulaſſen. Für die Klopſtock, Schiller, Leſſing, Goethe, Herder war es das höchſte Ziel, Dichter und Bildner ihrer Nation zu ſein, Voltaire aber wollte als letztes und höchſtes Ziel — zu ſeiner Selbſtbefriedigung — ein großer Herr — ein grand Seigneur ſein und hat dadurch ſich und ſeinem Andenken Schmutzflecken der Gemeinheit aufgebürdet, von denen die vertuſchende Hand des Biographen auch nicht einen unſichtbar und weniger ſchändend zu machen vermag.

Berlin.

12. Nov. Jeder Menſch genießt grade ſo viel Ehre, als er ſeinem Vater erweiſt, und ſo viel Achtung und Anerkennung, als er demſelben erweiſt. Die unwillkürliche dankbare Huldigung, die ich meinem Vater dargebracht habe, iſt mir in meiner weltlichen Stellung tauſendfach vergolten worden.

27. Nov. (In ungewöhnlicher Dunkelheit am Tage.)

Nichts ist mir an den Menschen auffallender, als daß sie so gar wenig ihre beängstigende Abhängigkeit von der Natur empfinden, die ich in jedem Augenblicke gegenwärtig habe. Was wollten die Menschen anfangen, wenn irgend eine Nebelkonstellation, eine Erdausdünstung, uns einmal durch Wochen in solche Finsternis verbannte? Arme Höhlentiere wären wir mit all unserm Gaslicht und unsern physikalischen und chemischen Mirakeln! —

29. Nov. „Eitle reden von dem, was sie gethan haben, Narren von dem, was sie thun wollen, Verständige führen das von ihnen Gewollte ohne viel Gerede aus."

22. Dez. Abends mit Adolf und Gierke lange Unterhaltung über die philosophischen Theorien von Schopenhauer und von Hartmann. Nach Gierkes Erklärung läuft die letztere darauf hinaus, daß die Menschheit einmal zu der Einsicht gelangen wird, daß diese Welt zwar die bestmögliche, Nichtsein jedoch besser sei, und daß sie sich also en masse vernichten wird. Wir sprechen über diese traurigen Zeichen der Zeit, suchen sie zu erklären, und ich sage: Mir sind solche Gedanken ein Beweis dafür, daß die Menschen nicht durch die Entwicklung ihres Geistes, durch den Fortschritt in der Forschung, namentlich der Naturwissenschaft, gefördert werden, wenn die Charakterbildung damit nicht gleichen Schritt hält. Alles Wissen hebt uns nicht aus und über die beiden Pole hinaus, zwischen denen unser Dasein sich bewegt, über die Wunder des eignen Entstehens und Vergehens; und so viel Philosophen auch ihre Philosophien mir haben wollen eingänglich machen, habe ich nicht gefunden, daß ihre Philosophien auf etwas andres hinaus-

gelaufen wären, als auf eine neue Phrase für das, „was wir nicht wissen können" und eine neue Redensart für die Resignation über das Nichtwissen und Sterbenmüssen. In den Verzweiflungsphantasien von Schopenhauer und Hartmann liegt für mich das unfehlbare Kennzeichen, daß es dem Geist und diesen beiden Geistern im besonderen, hart ankommt, sich in die Endlichkeit zu finden. Sie predigen Selbstvernichtung aus Unfähigkeit, sich liebevoll und in bescheidener Geduld mit der Welt und Menschheit in das Gleiche zu setzen, und predigen Selbstvernichtung aus Furcht vor der Vernichtung. Das ist aber vordem naiver ausgedrückt worden: „Aus Furcht zu sterben ist er schon gestorben!" — Wenn Schopenhauer und Hartmann nicht Vorläufer von Philosophen, oder besser von Theologen sind, die aus Furcht vor ihrem unvollständigen Wissenkönnen herzlich vergnügt zum Deismus und zum Christentum zurückkehren, so giebt es zwischen Ursache und Wirkung nicht mehr den richtigen Zusammenhang. Es wäre die neue Auflage von der Lehre, daß die Menschheit sich in Spiral-Linien bewegt, und also gelegentlich sich rückwärts wendet, um vorwärts zu kommen — denn gradeaus vorwärts über das Nichts und Nichtsein hinaus geht's einmal nicht.

1872.

12. Febr. Etwas sehnlich wünschen, ist ein großes Glück!

18. Febr. Es ist gar nichts zweckmäßiger für die Selbstbefriedigung als einem andern vertrauensvoll alles und jedes zu überlassen, um ihn dafür — verantwortlich machen zu können.

18. April. Es ist die Aufgabe des Dichters, dasjenige, was er erschaut und weiß, was er erschaffen und in sich lebendig gemacht hat, dem Leser sichtbar zu machen und es ihm so zu erklären, daß er es nicht mißverstehen kann.

26. Mai. Das Motto unserer Zeitgenossen lautet: „Jeder für sich! und Gott womöglich für mich allein!"

26. Mai. Der Hahn ist das richtige Wappenbild für die Franzosen! Krähen und Streitsucht! Wenn der gallische Hahn Hosen trüge, steckte er die Füße in die Taschen und ginge patzig umher!

Ragaz, An Althof.[88])

21. Sept. Es ist mit der Abschiedsempfindung und dem Scheidenmüssen ein eigen Ding! Hat man den Punkt einer Reise oder eines Zustandes erreicht, von welchem aus ein weiteres Vorwärts zunächst unmöglich ist, so kommt ein schmerzliches Unbehagen über uns. Man hängt mit allen Empfindungen und Gedanken noch an der eben durchlebten Vergangenheit, die uns beglückt hat. Sie ist und erfüllt noch unsere Existenz, und doch fühlt man sich schon über sie hinausgezogen, in eine uns fremd gewordene oder doch entrückte Existenz, welche noch zwingendere Ansprüche an uns hat, wenn unser Beruf in ihr liegt. Man ist rückwärts gefesselt und durch eine Notwendigkeit zum Vorwärtsgehen verpflichtet. Die Empfindung hängt an dem, was nun für uns vorüber sein soll, die Gedanken jedoch sind schon heimwärts gerichtet, von den Obliegenheiten der Zukunft hingenommen. Die ganze Last der Arbeit, die unserer wartet und zu bewältigen sein wird, türmt sich bereits wie ein Unüberwindliches vor uns auf — und zuletzt

empfinden wir es als eine Art von Erlösung, wenn der harte entscheidende Schritt gethan und uns keine Möglichkeit des Zögerns, Wählens, Umkehrens mehr gegönnt ist. Ich habe das wer weiß wie oft! erlebt und in dieser Beziehung die merkwürdigsten Erfahrungen an mir selbst gemacht. — So erinnere ich mich, daß, als ich in Neapel nach dem Scheiden von Stahr und von Rom 1846, die Nachricht von meines Vaters plötzlichem Tode erhielt, den ich aus verschiedenen Gründen früh zu fürchten gelernt hatte — eine Stunde völliger Ruhe nach dem ersten Aufschrei des Schmerzes für mich eintrat. Es war nun geschehen! Ich hatte alles verloren, den Geliebten, den Vater — es konnte mir eigentlich nun nichts Schreckliches mehr passieren, und ich hatte nun nur noch zuzusehen, wie ich damit fertig werden würde, das Stück Leben und die Arbeit, die nun vor mir lagen, zu bewältigen. — Es kommt aber im Leben immer anders, als man denkt, und so paradox es klingt, es ist immer ein großes Glück, wenn man wieder viel zu fürchten und zu verlieren hat.

Freiburg.

Berthold Auerbach[84]) ist im Grunde ein guter Kerl! Er kann nur das Prahlen und Patronisieren nicht lassen. Alles hat er gemacht, veranlaßt, gefunden, gesagt, geraten. Wenn ich nicht wüßte, wer mein Vater und meine Mutter gewesen sind, es könnte mir bange werden, daß er sich auch dafür ausgäbe.

Er kandiert sich und die andern ebenso wie seine Dorfbewohner, aber er meint es gut mit sich, mit uns, mit ihnen — und er glaubt daran. Er ist sehr gescheit, im Grunde sehr gut, und ein Dichter ist er ganz gewiß.

Berlin. **1873.**

18. Febr. Man muß von seiner Jugend schon weit entfernt sein, um die Herrlichkeit der Jugend im allgemeinen nach Gebühr zu würdigen, und man muß sie in sich einmal voll besessen haben, um die Begeisterung, den Glauben und den liebevoll beharrlichen Fleiß der Jugend noch in die spätern Lebensjahre mit hinübernehmen zu können.

2. Mai. An der Spitze der Vorurteile und Einbildungen, von denen Laien und Dilettanten, die von sich blind eingenommenen Künstler mit eingerechnet, fast durchweg besessen sind, steht der abgeschmackte Glaube an die Unübertrefflichkeit „der ersten Eingebung" — des ersten hingeworfenen Versuchs; und es hilft gar nichts, wenn man ihnen beweist, daß von diesem bis zum fertigen Kunstwerk — ja, man möchte sagen, von dem Einfall bis zu dem so klar ausgesprochenen Gedanken, daß jeder Gebildete ihn richtig verstehen muß, der Weg grade so langsam und so weit ist, wie vom Samenkorn bis zu der Blume Blüte. Es ist aber ungemein bequem, seine Einfälle für vollendete Meisterwerke zu halten: es macht keine Arbeit und ist so schmeichelhaft. Man kann so bequem herabsehen auf uns andre, die wir uns mühsam abarbeiten und uns mit der fertigen Arbeit nicht einmal genug thun!

23. Juni. Alexander Sternberg[85]) sagte in seiner Novelle: Die Zerrissenen einmal: „Unglücklich sind solche, denen das Butterbrot immer auf die Butterseite an die Erde fällt, die aus einer Schüssel Mandeln die einzige bittere herausfinden u. s. w., u. s. w." — Er hat den Zusatz ver-

gessen: Und denen das ersehnteste Glück den Tag nach ihrem Tode zufällt.

Baden-Baden.

15. Aug. Adolf sagt: Es geht den Menschen mit dem Genius und seiner Betrachtung, wie mit der eines körperlichen Riesen. Sie müssen das Haupt zurückbiegen, um zu seinem Antlitz aufzuschauen; das wird ihnen aber bald unbequem, und darum sehen sie ihm lieber auf den Leib und auf die Füße.

11. Sept. Wir winden uns mit unserer Vernunft vor der Zumutung des Glaubens an einen persönlichen Gott, der immer war und immer sein wird, so wie der aufgespießte Wurm an der Nadel — Als ob das schwerer zu glauben und zu verstehen wäre, als ein gewordenes seelen- und vernunftloses All, das sich nach unabweislichen Gesetzen mit folgerechter Notwendigkeit in sich bewegt, sich zerstört und neuschafft, und in diesem Zerstören und Werden immer in sich Eines, immer vollkommen und an Stoff und Gehalt dasselbe bleibt. — Als ob das Eine leichter zu verstehen wäre als das Andere, das Eine nicht schließlich geglaubt werden müßte wie das Andere! und als ob für die große Masse die personifizierte Vorstellung nicht viel faßbarer und leichter ausdrückbar wäre, als die Abstraktion! Man könnte von dem Gottbegriff fast wie von der eisernen Krone sagen: guai! à che lo tocca! — für die Masse gewiß.

Palmnicken.

6. Okt. Wenn die Menschen nur halb so vollkommen wären, als sie oft zu sein glauben, so müßte

es mit ihnen schon lange anders stehen, als es steht. Aber es ist auch in diesem Falle ein Selbstbetrug, der sogar manchen Gutwilligen die Besserung und das Fortschreiten unmöglich macht. Sie halten sich für dasjenige, was sie sein möchten, und wo sie einmal zu der Einsicht gedrängt werden, daß sie ihrem Ideale von sich selber nicht entsprechen, suchen sie die Hindernisse, welche sie davon zurückhalten, nicht in sich, sondern außer sich in andern.

4. Okt. Es ist die Würde des Menschen im Schriftsteller, was den Stil macht, nicht das Können.

6. Okt. Ein Schrecken kann einem ankommen vor dem Unheil, welches feste Doktrinen in solchen Köpfen anrichten, die zu einseitigem Denken geneigt, jede Doktrin auf sich selbst beziehen, und sie in der Weise anwenden, die ihren Wünschen oder Bedürfnissen schmeichelnd entspricht. Es kommt dadurch etwas Monomanes in diese Art von Menschen. Für mich ist die Zeit lang vorüber, in welcher ich zuversichtlich auszusprechen wagte, daß dasjenige, welches als Theorie richtig ist, auch in jedem bestimmten Falle, auf jede bestimmte Person oder jeden bestimmten Zustand anwendbar sei. Der Irrtum dieser Behauptung scheint mir darin zu liegen, daß die Theorie es sozusagen immer mit in sich vollendeten Personen, mit ganz klar gestellten Zuständen zu thun hat, während uns im Leben in allen einzelnen Fällen meist unvollkommene, unklare, in sich zerspaltene Menschen, und zwar in all den einbannenden und oft verzerrten Verhältnissen entgegentreten, in welchen sie durch ihren Zusammenhang mit andern verwickelt und zurückgehalten oder fortgetrieben werden. Es ist eben daher also im Leben niemals ein Voll-

kommenes so zu erreichen, wie es in der Theorie gedacht ist, und so gewiß als nicht zwei Blätter eines Baumes sich vollkommen ähnlich sind, so gewiß stellt sich das Leben widerspenstig der Theorie gegenüber. — Was will es sagen, wenn man von Menschen, die es nötig hätten, wie die Bibel es nennt, „in sich zu gehen", damit sie zur Einfachheit und Demut gelangen könnten, die Behauptung aussprechen hört: „Der einzelne Mensch kann sich und seine Naturbestimmtheit nicht ändern, denn er ist so, wie er ist, als Naturprodukt vorhanden — nur die Menschheit im großen ganzen kann und wird sich ändern, denn alles strebt der Perfektibilität entgegen!" — Ich möchte in meiner Dummheit dann immer fragen, wie die Menschheit das ohne den freien, an ein sittliches Ideal glaubenden Willen des einzelnen Menschen machen und anfangen will, der sich selbst überwindet und erzieht? — Wird denn Mehl mulstrig ohne das Faulen der einzelnen Körner? — Aber freilich, die Theorie von der Naturbestimmtheit des Menschen, die ihn selbst als willenlos hinstellt und die Verantwortlichkeit von ihm nimmt, um sie auf ein unsichtbares Allgemeines abzulagern — ist ungemein bequem, besonders da ihre Bekenner es dabei vollkommen in ihrer Wahl haben, die Hände in den Schoß zu legen, oder in alles und jedes mit gewaltsamer Grille und Tyrannei einzugreifen, wie es ihnen paßt — aus innerm Müssen, aus der Naturbestimmtheit, der sie unterliegen und die sie treibt. Wenn das Spinoza gelehrt hat — so gehe ich morgen, wenn auch nicht zu Doria, so doch zu Büchsel![86])

9. Okt. Du bildest dir ein, sagt Adolf, die Menschen reifen im Alter nach, wie Aepfel auf Stroh! — das

thun sie auch, wenn sie bis zu ihrer Lebenshöhe einen gewissen Grad von Reife erlangt haben. Sind sie aber bis zu dieser unreif geblieben, so reifen sie nicht nach, sondern faulen und verkommen im Alter vollends, grade auch wie die Aepfel.

19. Okt. Daß die Thiere, jedes für sich, ganz persönliche Liebhabereien und Gewohnheiten haben, innerhalb der dem ganzen Geschlechte eigentümlichen Bedürfnisse und Meinungen, das spricht entschieden dafür, daß sie nicht nur den sogenannten Instinkt (Antrieb), sondern ein wählendes Unterscheiden, mithin eine Erkenntnis und ein Urteil und einen freien Willen haben. Allabendlich habe ich hier die Pfauen, jeden auf die immer gleiche Weise, sein selbstgewähltes Nachtlager suchen sehen. Mit nie wankender Regelmäßigkeit flog die Henne auf der linken Seite der Veranda auf, ging Schritt vor Schritt behutsam von Latte zu Latte, bis sie auf der letzten Sprosse der rechten Seite angelangt, sich so niederließ, daß sie den großen Weg hinabsah und von der einen Akazie etwas beschattet war. Gelang es ihr nicht gleich, genau diesen Punkt zu finden, so setzte sie sich zwei, dreimal zurecht, bis sie es ganz so herausbrachte, wie an den vorhergegangenen Abenden; und ebenso wählten die beiden Pfauhähne an ganz verschiedenen Punkten immer denselben Platz. — Von dem Gedächtnis der Pferde erzählte mir heute unser Wirt, daß er vor zwei Jahren einmal mit seinen Pferden nach einem benachbarten Gute gefahren sei, und dann nicht wieder dorthin zurückgekehrt sei. In diesem Jahre fährt er dieselbe Straße, und sowie sie an das Gut kommen, nach dem zu fahren er nicht beabsichtigte, lenken

die Pferde mit raschem Zuge nach dem Hofe ein, so daß man sie abwenden muß.

Berlin.

27. Okt. Daß das Studium der Naturwissenschaften und die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse unter der großen Masse zur Versittlichung derselben beitragen soll, davon mich zu überzeugen bin ich nicht im stande; ja, ich möchte weit eher das Gegenteil behaupten. Das einzige die Natur durchdringende Prinzip — wenn überhaupt von einem solchen gesprochen werden kann, ist Selbsterhaltung auf Kosten alles andern — darin aber kann kein Beispiel liegen, welches den Menschen zu jener sich im Notfalle aufopfernden Selbstverleugnung antreibt, ohne welche das, was wir Sittlichkeit und Bildung nennen, für das förderſame Zusammenleben der Menschen gar nicht gedacht werden kann. Wenn also die Wanderprediger, welche der Verein für Volksbildung durch die Länder schickt, nicht neben der Verbreitung von Kenntnissen, die mit der sittlichen Erziehung und Bildung gar nichts gemein haben, nicht auch das Evangelium von der sich bescheidenden Zufriedenheit, von dem Dank für das, was man mühsam selbst zu erreichen vermochte — mit einem Worte, wenn sie nicht die Lehre von der unerläßlichen Entsagung und Selbstbeschränkung predigen — so werden sie nur denjenigen Sozialisten in die Hände arbeiten und Vorschub leisten, die rücksichtslos den Egoismus predigen, der zerstört, ohne für sich selbst damit ein Dauerndes schaffen zu können, weil hinter jedem erworbenen Besitz ein anderer, Besitz begehrender steht und stehen wird.

27. Okt. Noch im Jahre 1865 (20. Mai, oben Seite 85)

meinte ich, daß Adolf irre, wenn er behauptete, jene Art von ausgleichendem Wohlstand, welche alle zu einer Erwerbsarbeit nötige, und bei den gesteigerten Ansprüchen der Handarbeitenden und Diener, es nicht leicht einem einzelnen möglich mache, in Muße seinen Studien und Betrachtungen zu leben, würde notwendig der Untergang aller ästhetischen Bildung sein — und jetzt schon zeigt es sich, wie die Menschen trotz der Fortschritte in Wissenschaft, in Gewerbe, ja, selbst in gewissem technischen Sinne sogar in den bildenden Künsten und in der Musik — doch unglaublich zurückgekommen und verroht sind, gegen jene Zeiten, in denen wir Schiller, Goethe und die zu ihnen gehörende Gesellschaft in unserem Vaterlande an der Spitze des geistigen Lebens hatten. Die Flut des Mittelmäßigen, des Schlechten wird immer breiter und mächtiger, und man sieht sich vergebens nach den hervorragenden glückseligen Inseln um, zu denen man sich flüchten könnte.

28. Okt. Es hat mich gestern angenehm überrascht, als die alte, gute Fürstin Handjery den Gedanken aussprach, den ich schon in früher Jugend gehabt habe: Von wohlgesinnten Menschen nicht gern und freudig anzunehmen, was sie bieten können, ist ein Zeichen von einem nicht guten Herzen und von einem Charakter, in welchem falscher Stolz über das Zutrauen zu den Menschen die Oberhand besitzt. Wer es empfindet, wie glücklich es macht, helfen und geben zu können, kann dies einem Freunde nicht ohne Grund mißgönnen und keine Kränkung in einem Zeichen der Teilnahme finden, das mit Befriedigung gewährt wird.

17.—20. Nov. Nach dem Betrachten des Gesamtbildes der Decken in der Sixtinischen Kapelle. Was die alten Maler von den neuen unterscheidet und sie über dieselben setzt, ist ihr Idealisieren aller Natur bei vollster Kenntnis der letztern und höchster Fähigkeit, sie getreu darzustellen. Unsere jetzigen Maler halten sich über das Notwendige, an die Nachahmung der Natur ihres jedesmaligen Modells. Nun kommen aber in dem Individuum immer zufällige Abweichungen vor, die es eben kennzeichnen, aber meist den reinen Begriff der Schönheit — ich möchte sagen das Wesen der abstrakten menschlichen Schönheit beeinträchtigend, es an Ort und Zeit binden. Das haben die alten Maler nicht gethan. Es soll uns schwer fallen, beim Betrachten der Michel-Angeloschen, der Rafaelschen oder der Tizianischen Bilder, es herauszusehen, daß sie fast durchweg Italienerinnen und Italiener zu Modellen gehabt haben — wie wir in den Bildern der neuen Maler es meist herausfinden können, wo sie entstanden sind. Die Alten nahmen von ihren Modellen das Schöne und verklärten es in freier Schöpfung. Gestalten wie im Sposalizio — wie in Tizians Ehebrecherin oder in dem schönen Mailänder Bilde von Calisto da Lodi[87]) möchten vielleicht in der Wirklichkeit nirgend zu finden sein — und sind doch die höchste Schönheit, in welcher die Frauengestalt gedacht werden kann. Ganz dasselbe gilt von den Gestalten in den Deckengemälden der Sixtina. Sie sitzen, knien, liegen und bewegen sich in aller Natürlichkeit und Freiheit — in Freiheit bis zur Willkür — und doch ist jede Bewegung, jede Stellung schöner, edler, harmonischer und selbst in der Gewaltsamkeit maßvoller, also erhabener als im Leben. Und

eben durch das Maßvolle wird selbst das niedrige Thun erhaben. — Es ist in diesen alten Malern eine Art von Festhalten an den Regeln der Plastik, die nie über die Schranke der Gemessenheit hinausgehen kann, ohne abscheulich zu werden — (z. B. das Standbild von Ney am Observatoire in Paris), das Idealische wird durch das Vorherrschen des Individuellen des benutzten Modells schon beeinträchtigt in den Werken von Leonardo, von Veronese, von Palma Vecchio und vollends später von den Bologneser Malern. Da sieht man die Typen der provinziellen Modelle, der persönlichen Liebhabereien durch, und jene erhabene Harmonie in den Gestalten, die bei Rafael, Michel Angelo, Tizian gradezu wie Musik und wie Skulptur — je nachdem — auf den Betrachter wirken, machen menschlich bestimmtere, anspruchsvolle, vielleicht, um für das Moderne ein modernes Wort zu brauchen, reizendere, aufregendere Eindrücke — aber die besänftigende, den ganzen Sinn befriedigende, den Betrachter erhebende Schönheit ist ihnen für mein Gefühl nicht mehr in dem gleichen Grade eigen. — Was sich uns deutlich erkennbar annähert, uns in Eigenschaften und Eigenheiten anähnelt, kann uns erfreuen und gefallen, uns anziehen und fesseln — erheben kann uns nur das über uns und über dem Zufälligen stehende, absolute, durch die läuternde Phantasie des Künstlers verklärte Ideal — nur dies wirkt für alle Zeiten gleich — nur dies wirkt historisch.

Mich dünkt es daher auch falsch, die Kunstwerke je nach ihren Motiven als historische oder nicht historische zu bezeichnen. Das, was sie historisch oder genrehaft macht, ist nicht sowohl der Gegenstand als die Art, in

welcher der Maler oder der Bildhauer den Gegenstand gesehen und dargestellt hat, und wir haben deshalb historische Bilder, wie die von Menzel, die ganz genrehaft dargestellt sind — und Genrebilder, wie die ersten Bilder von Elisabeth Baumann, ehe sie ihr Talent verwüstet hatte — die durchaus historisch waren: die Polenbilder und die Römerinnen am Brunnen. — Die Lust zum scharfen Charakterisieren des Zufälligen führt immer in das Kleinliche und in das Genre. Die Portraits von Vandyk und von den meisten Niederländern — so auch das Portrait Bertins von Ingres — waren, weil sie sich an das wesentliche Ideale in den Originalen hielten, und das Zufällige nur benutzten, wo und so weit es schön war, im höchsten Sinne des Wortes historische Bilder — alle Portraits von Knaus, Karl Becker u. s. w. sind . . . . . Genremalerei — Gräf ist auf gutem historischem Wege — Gustav Richter, trotz seiner unvergleichlichen Fähigkeit und Farbe ist es weniger als Jener.[88])

Am schlimmsten aber ist es, wenn die Plastik von dem Abstrahieren abgeht — wenn sie sich dem Tage zu realistisch anpaßt, wie es mehr und mehr geschieht. Wenn man den Parthenonsfries mit den Basreliefs der Siegessäule vergleicht, hat man die Extreme — Gottesdienst und Menschendienst. Es ist reine Genre-Malerei — dem Volk verständlich, das gebe ich zu — aber der Kunst abgewendet, so weit als möglich.

Das bewußteste Abweichen vom Ideal, — bei den alten Italienern war es unbewußt, — zuerst zum Nationalen verdanken wir den Franzosen — Horace Vernet an der Spitze — und es ist denn schließlich in Menzel dahin ausgeartet, daß er den Heiland als Knaben im Tempel

predigend, als den fratzenhaftesten Judenjungen darstellt. — Niederländer und Deutsche, deren Ideale anfangs sie selber waren, bilden eine ganz besondere Abteilung in ihrer verdumpften mittelalterlichen Mufflichkeit.[89])

Kehren wir aber nicht in aller Kunst — die Litteratur natürlich nicht ausgeschlossen, sondern erst recht mit einbegriffen — von dem falschen, rohen Realismus zur Verklärung desselben in das Ideale zurück, so beschwören wir eine Barbarei herauf und reißen die geistige Schutzwehr nieder, hinter welcher wir uns immer wieder neu auferbauen können und müssen, um dem heranflutenden Pöbel und seiner materialistischen Roheit in uns eine Macht entgegenzustellen. Wir steigen so tief herab, daß er nicht nötig hat, sich zu erheben, um sich als unseresgleichen zu empfinden — und dann wehe uns!

20. Nov. Wenn die Leute mir immer entgegenschreien, wie schön ich noch sei, wie rüstig, wie kräftig — — so entheben sie sich damit jeder Rücksicht auf mich, auf mein Alter, auf meine Müdigkeit — sie fordern flott darauf los, ohne auch nur daran zu denken, was und ob ich's leisten kann — sie schmeicheln mir, um sich des Mitleids, ja gelegentlich des Erbarmens entschlagen zu können. — Wäre ich träge wie sie — so würde von meiner Rüstigkeit nicht viel mehr übrig bleiben. Es ist ihnen so bequem, mich dauerhaft zu glauben — mich für unverwüstlich zu halten! — Ich wollte um A's willen — ich wäre es!

24. Nov. Was den Verkehr mit Kindern so erfreulich macht, das ist, daß man sie zehnmal an jedem Tage wirklich glücklich machen kann.

1874.

14. Jan. Der Gedanke an die Vergänglichkeit geliebter Menschen, wie an die eigene Vergänglichkeit geht einem im Grunde doch nur in den Verstand, nicht in das Herz; und das „Alles fließt" bleibt uns ein Axiom, das uns zwar geläufig ist, uns aber in unserer guten Stunde wenig anficht. — Nach meiner innern Erfahrung ist auch mit den sogenannten Resultaten der Wissenschaft für diejenige Befriedigung des Menschen, durch die er sich in seiner Haut und auf der Erde behaglich fühlen soll, gar nichts gewonnen, wenn er sich bei dem geheimnisvollen „Urnebel" so wenig zu denken vermag als ich. Ich glaube nicht an den persönlichen Gott; aber ich erinnere mich sehr genau, wie es war, als ich mir noch eine mir glaublich scheinende Vorstellung von demselben machte und welchen Trost es mir gewährte, auf ihn zu vertrauen. Urnebel kann ich mir aber gar nicht vorstellen, die Attraktionskraft hat auch nichts Erhebendes, und das Konzentrieren der Atome und das Zerfallen des endlich Konzentrierten in neue Atome ist vollends unerquicklich. Dies endlose Arbeiten einer bewußtlosen Masse nach unfehlbaren Gesetzen, welche sich aus einer innern Notwendigkeit erzeugt, ist wahrhaftig nicht leichter zu begreifen als ein persönlicher Gott — ist auch nur eine durch scharfsichtige Kombinationen erzeugte Vorstellung des Unbegreiflichen — und etwas Untröstlicheres als diese sinnlose notwendige urewige Rastlosigkeit weiß ich gar nicht zu denken, nachdem ich es wer weiß wie lange versucht habe, mich mit ihr abzufinden und in das Gleiche zu setzen. Mich tröstet es gar nicht, wenn die Wissenschaft mir nachweist, daß alle Jahre so und so viel Beine gebrochen werden, wenn

zufällig eines dieser gebrochenen Beine das meine ist — und wenn mir ein geliebter Mensch stirbt, ist es mir keine Erhebung, daß sein „Stoff und seine Kraft" nicht verloren gehen, sondern in dem allgemeinen Urnebel oder Urbrei als Atome mit umhergetrieben werden. — Da wäre es doch wirklich schöner, wieder zu der alten gemütlichen Vorstellung zurückzukehren, nach der man in Jugendschöne und in Gesundheit, wohlgewaschen in ewigem Frühlingswetter mit seinen Geliebten Halleluja singend den Gott lobpries, der einem diese Behaglichkeiten zubereitet und der es uns vergönnt, noch obenein auf all das schlechte Gesindel hinabzusehen, das uns hier unten geärgert hat, und das nun dafür immerfort all das Böse leiden muß, das man ihm hienieden nicht hat anthun dürfen. — Was aber für die Versittlichung der aus dem Urnebel schließlich hervorgegangenen Menschenkreatur, aus der naturwissenschaftlichen Vorstellung von der Welt anderes hervorgehen soll und kann, als der Lehrsatz: „fort da! damit ich Platz gewinne!" — Das möchte sehr schwer deutlich zu beweisen sein — wenn man nicht die allmähliche zeitweise Zusammenziehung der Atome in ein vergängliches Gebild, als eine Lehre der Assoziations-Theorie für gemeinsam selbstische Zwecke gelten lassen will — was auch wieder nicht wohl angeht, da die Atome kein Bewußtsein haben und nichts Unbewußtes, Ungewolltes auf ein sittliches Thun anzuwenden ist. Es bleibt eben dabei: nicht das friedliche Nebeneinander-Bestehen ist der letzte Grundsatz, der aus der naturwissenschaftlichen Weltanschauung hervorgeht, sondern die Vernichtung des Einen zur Herstellung des Andern, das doch auch nur für eine spätere Vernichtung zu stande kommt — also der Kampf um das Dasein und zeit-

weiligen Genuß! — Es kann und wird nie eine Welt voll lauter selbstlosen Idealisten geben, die bereit sind zu entbehren, um andere genießen zu lassen. Nur daran zu glauben, dazu gehört ebenso viel verstandloser und kritikloser Glaube, als zum Vertrauen auf einen persönlichen Gott und auf die ewige Seligkeit. — Sich genugthun, seiner Überzeugung, seinem Bedürfnis nachleben, dahin allein wird es die Menschheit für den Einzelnen hie und da wohl bringen — und damit ist der Kampf in der Menschheit für die Zeit ihrer Dauer ein für alle Male festgestellt — und von dem ewigen Frieden, an den man so gern glauben möchte, keine Rede möglich.

23. Jan. Wenn mir eine Tochter geboren würde, und eine geneigte Fee fragte mich: „welche Eigenschaften soll ich ihr geben?" — so würde ich ihr antworten: „mache sie egoistisch, dann dienen die Menschen ihr — und mache sie vergnügungssüchtig, damit ihr das Leben im Alter noch eine Lust sei.

28. Jan. Kein Einzelwesen ist so begriffsverwirrt, als die Familie als Gesamtheit, — keines mitunter weniger verläßlich und so anspruchsvoll als sie. — Sie hat aus natürlicher Selbstsucht einen leidenschaftlichen Ehrgeiz für ihre Mitglieder; sie möchte, daß der Einzelne sich um ihretwillen auszeichne, indes er soll sich dessen womöglich nicht bewußt sein. Er soll sich nicht erniedrigen, er soll sich durchaus erheben, hoch erheben! Aber er muß dabei das kleine Wunder zu stande bringen, mit den Seinen, die weit hinter und unter ihm zurückgeblieben sind, als Gleiche zu verkehren, ohne auf sie herabzusehen. Er soll sie emporziehen, neben sich stellen, aber sie bei-

leibe nicht aus ihrem gewohnten Schlendrian reißen, und ihnen auch nicht den kleinsten Teil des Kraftaufwandes zumuten, von dem er ihnen in sich ein Beispiel gegeben hat. Er soll sie zu andern machen und sie belassen, wie sie sind — er soll ein anderer geworden und zugleich ganz genau der Alte geblieben sein! — Und machte Einer dies Wunder wirklich möglich, so wird die ganze Familie bereit sein, das Verdienst davon, so weit es irgend angeht, sich zuzuschreiben, der Familienbegabung, den Eltern — nur nicht ihm!

5. Febr. Die Menschen wollen nicht mehr leiden — das heißt, sich nicht mehr den Grundbedingungen des Daseins fügen — und aus Mangel an der unerläßlichen Selbstbeschränkung und Entsagung machen sie sich das Leben schwer — wie einer, der an einem Strick zerrt, von dem er doch einmal nicht loskommen kann.

6. Febr. Es giebt eine Art des Wohlthuns auf gut Glück, die auch nichts ist, als Gemüts-Genußsucht.

6. Febr. Wenn ich die Menschenkreise überschaue, in denen ich gelebt habe, und an die einzelnen Menschen in denselben denke, so finde ich, daß man sie, so weit es ihre Wandlungen und Entwicklungen betrifft, mit ziemlicher Sicherheit in drei Klassen teilen kann. In solche, welche willensstark und mächtig genug sind, die Verhältnisse, in denen sie leben, sich anzupassen, sich unterthan zu machen, und sich durch das Herrschen und Handeln zugleich mit den Verhältnissen zu entwickeln. In solche zweitens, welche ihre eigene Entwicklung dadurch vollziehen, daß sie sich den vorliegenden Verhältnissen anpassen, und mit diesen im Einklang das vorliegend Nötige thun.

Diese beiden Menschentypen kommen in sich auf die eine oder die andere Weise vorwärts. Die dritte Klasse aber, die grundsätzlich auf ihrer oft in frühen Jahren gefaßten Erkenntnis stehen bleiben will, die sich und den eingenommenen Standpunkt für das allein Maßgebende und Richtige hält, sich selbst als „rocher de bronze stabilieren" will, die kommt immer zurück, gleichviel auf welchem Boden sie zuerst gestanden hat. Es sind das die Narren des Prinzips, die sich mit ihrer Charakterfestigkeit und Unwandelbarkeit etwas wissen, in einer Welt, in welcher sich die Erscheinungen und Zustände um sie her, in jedem Augenblicke wandeln und neugestalten. — Schillers Wort: „Und wie alles in ewigem Wechsel kreist, Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!" — ist vielleicht ebenso tiefsinnig und richtiger zu verstehen, wenn man es aktiv und nicht passiv deutet, wenn man es also spricht: es beharret **im Wechsel** ein ruhiger Geist."[90])

10. Febr. Glückliche Jugend, die noch so zuversichtlich an die eigene Unfehlbarkeit glaubt, und so zuversichtlich ihre Gelöbnisse und Eide schwört, weil sie noch gar nicht ahnt, wie anders sie denken und empfinden, wie ganz ein anderer sie vielleicht geworden sein wird, in dem Zeitpunkt, in welchem sie ihre Gelöbnisse zu Wahrheiten zu machen haben wird.

14. März. Zu den Eigenschaften, welche ich an einem Menschen am höchsten schätze, gehört die eigentliche Arbeitslust, aus welcher der geduldige, treue Fleiß entspringt — und glücklicherweise haben wir sie beide, Adolf und ich. Wenn wir nicht still in uns begnügt bei unserer Arbeit sind, so sind wir beide sicher krank — und das erste Zeichen der beginnenden Genesung ist immer — wenn

wir an die Arbeit gehen. Erhalte uns diese Arbeitslust ein freundliches Geschick bis an das späte Ende.

22. März. Der Großherzog von Weimar war heute voll von Bewunderung für Goethe auch als Staatsmann, Geschäftsmann, Politiker. Was ich am höchsten an ihm bewundere, ist seine Selbsterziehung und die Art und Weise, wie er sich in den Jahren seiner Kraft im voraus für das Alter diszipliniert hat. Man muß sich bei Zeiten darauf einrichten, daß eine Zeit kommt, in der man nicht mehr Zeit verlieren darf mit unangenehmen Empfindungen, in der man so sehr einer gleichmäßigen Ruhe bedarf, daß es unbequem und schädlich wird, sich zu ärgern, zu erbittern, zu hassen. Und das ist gar nicht schwer für Naturen wie die meine. So wenig ich mit jemand noch rechten mag, mit dem ich sicher bin, in der nächsten Stunde auf Nimmerwiedersehen zu scheiden, — so wenig mag ich mich ereifern um Dinge, von denen ich naturgemäß in jedem nächsten Augenblick für immer geschieden zu werden erwarten muß. — Lieben mag man bis zum letzten Augenblick — lieben und leisten — denn das ist Genuß und Glück! — Zu hassen hat man im Alter nicht mehr Zeit!

Berlin.

24. März — mein Geburtstag. Es ist mir Liebe und Güte zugekommen von nah und fern! Niemand von den Nächsten hat mir gefehlt — aber ich selbst war diesmal noch nicht recht ich selbst und fühlte die Mattigkeit der Krankheit noch in allen Gliedern. Wo sind die Tage hin, da Wille und That bei mir gleichbedeutend waren? Wo ich nicht zu sagen brauchte, ich möchte morgen dies und jenes arbeiten und thun — sondern stolz und zuversichtlich sagen

konnte: morgen werde ich dies thun! — Die Anmaßung der Jugend erklärt sich sehr natürlich aus diesem stolzen Sicherheitsgefühl — ja! wenn man das Leben kennen gelernt und das Alter an sich erprobt hat, findet man, daß man im Alter so bescheiden wird, wie man die Jugend zu sehen wünscht.

Liebenstein.

21. Juli. Wenn ich mich frage, wie man sich in schwierigen Verhältnissen, in denen man mit der umgebenden Welt sich im Konflikt befindet, am besten durchkommt, so meine ich: mit Gewalt, wo man das Recht und die Macht hat; mit Geduld, wo man mit der Gewalt nichts machen kann; überall aber am sichersten, wenn man den Widerstand mit Gleichgültigkeit übersieht — oder sich mindestens das Ansehen giebt, ihn nicht zu bemerken.

28. Juli. Wenn im Alter man nichts mehr für sich wünscht, nichts mehr als Wesentliches zu hoffen, wohl aber viel zu sorgen und zu fürchten hat, so ist das Leben eine sehr ernste Arbeit — denn ohne Freudenaussicht und ohne Hoffnung ist alles Thun ein schweres Tagewerk und traurig, und in solchen Zeiten gäbe gewiß so Mancher sein Wissen von den Dingen — für jenen Glauben hin, der ihm nach dem immer weniger erfreulich werdenden hinfälligen Leben, statt des öden Nichts im All, eine neue ewige Seligkeit verspräche. Und im Grunde, was ist denn auch das sogenannte hypothetische Wissen, das zuletzt auf eine unbegreifliche Annahme hinausläuft, anders — als ein Glaube mit benannten Zahlen, eine Resignation.

Berlin.

Nov. Was ich an Karl Frenzel[91]) schätze, ist, daß er

den Mut hat, seine Meinung auch da öffentlich auszusprechen, wo er bestimmt weiß, daß sie mit der augenblicklich kursierenden Ansicht seiner Leser im Widerspruch steht, und von ihnen — namentlich in Bezug auf Religion und Monarchie — als veraltet bezeichnet werden wird. Das junge Deutschland hatte nie den Mut seiner Meinung — ja, es hatte eigentlich gar keine eigene aus ihm erwachsene, ihm zur Überzeugung gewordene Meinung. Es hatte nur eine ganze Menge aus Frankreich importierter Meinungen, mit denen es herumhausierte, ohne selbst irgendwie daran zu glauben — und darum wird auch nichts — aber gar nichts von allem stehen bleiben, was sie geschaffen haben. Was weiß denn die gegenwärtige Jugend noch von Gutzkow? Kühne? Laube? Wienbarg?[92]) — Dagegen Immermann[93]) und seinesgleichen!

21. Nov. Das Gefährliche an der Unbedeutendheit ist, daß sie sich eben aus dem Mangel an jeder Einsicht notwendig überschätzen muß. Für mich hat dumme Anmaßung den großen Nachteil, daß sie mich zuletzt, um nur der Dummheit nicht noch länger Stich halten zu müssen, dazu verleitet, der Sache mit einem harten Schlag ein Ende zu machen — und dazu ist im Grunde eines vernünftigen Menschen Hand zu gut und zu schade.

21. Nov. Wenn ich gegen Personen ein bestimmtes abmahnendes Gefühl habe, wenn sie mir widerwärtig sind, ohne daß sie mir etwas zu Leid gethan, so habe ich mit meiner schlechten Meinung von ihnen — mit allerseltensten Ausnahmen — noch immer recht behalten, und ich glaube, das hängt mit der dichterischen Seherkraft zusammen. Da wir darauf angewiesen sind, aus einzelnen

von uns wahrnehmbaren Zügen uns das ganze Wesen eines Menschen zu konstruieren, so daß wir es in allen seinen Charaktereigenschaften auch für andere kenntlich und glaublich hinstellen können — vorausberechnend, was ein solches Wesen nach den wenigen uns bekannt werdenden Merkmalen in allen Lebenslagen thun muß, in die es geraten kann — so gewinnen wir dadurch auch die Fähigkeit einer selten täuschenden Durchdringung der Personen, die uns im Leben begegnen — — und oft, wenn wir uns über sie täuschen, geschieht es gefliſſentlich, weil es bisweilen unbequem ist, zu wissen, was man nicht wissen mag, weil man es gern anders, die Menschen besser, redlicher, selbstloser haben möchte, als sie sind. — Klar zu sehen ist nur denen gegenüber ein Genuß, die man lieben kann und liebt, weil selbst ihre Schwächen und Fehler noch die Früchte großer Eigenschaften und Tugenden sind wie bei Adolf.

27. Nov. Frl. Solmar sagt in Bezug auf Rahels Briefwechsel mit Varnhagen zu Frau von Olfers: Rahel hat es in späterer Zeit gar nicht mehr gewußt, wie sehr sie den Varnhagen geliebt hat. „Ach ja!" antwortet die Olfers, „das glaube ich wohl, so was vergißt man immer!" Frl. Solmar ist 81 Jahre — Frau von Olfers 74 Jahre[94]) — beide wundervoll frisch.

Die Solmar ist sehr schwerhörig und ihre Augen sind schwach. „Ja!" sagt sie, „es ist ordentlich komisch, wie man sich selber allmählich abhanden kommt!" — — Das erstere wie das letztere ist wahr und von einer furchtbaren Tragweite. Sich selber kommt man abhanden, wenn man nicht mit aller Energie, deren man fähig ist, sich beständig sein Idealbild, das Bild dessen, was man in der

Zeit seiner Vollkraft gewesen ist, vor Augen hält und sich durch den geistigen Rückblick in sich selbst aufrecht erhält, befestigt und erhebt. Das kann man; und der Dichter, dem alles Gewesene in seiner Gesamtheit gegenwärtiger ist, als andern, kann es noch besser als sie — aber man kommt sich nicht allein abhanden — auch die andern kommen uns abhanden — und auch dagegen giebt es keine Hilfe, als den Rückblick auf das Ideal — — und man hat ihn oft recht nötig — denn wie Wenige und wie Weniges hält Stich, von allem, was wir liebten, was jung mit uns gewesen ist, wenn das Alter und das Leben die Menschen gewandelt und mürbe gemacht haben. — Das gepriesene Los des Achilles, in der Blüte der Kraft zu sterben, habe ich nie begreifen können, so lange ich nicht in mir empfunden hatte, was es heißt, durch das Alter Schaden in sich selbst zu nehmen und seine Ideale schwinden zu sehen. Und wenn ich das empfinde, wie mag es in manch anderem, in weniger Begünstigten und weniger Glücklichen aussehen!

Es stirbt, glaube ich, Jeder, ohne sein letztes Wort gesagt zu haben, und auch im Leben bleibt ein Letztes ungesagt. Adolf wollte das nicht gelten lassen, nannte es Einbildung und Thorheit, fand es, als ich das einmal aussprach, gemacht und abscheulich — ich glaube es aber doch! und ich glaube, es kann kaum anders sein, selbst bei der größten Liebe nicht — eben weil wir Menschen und voll Mängel und Fehler sind, die man einander ebenso wenig eingestehen kann, als man nackt die Wirkung aussprechen darf, welche die Schwächen und Fehler der andern auf uns macht, da doch zuletzt das Glück im Lieben und im Verehren seine Wurzel hat.

28. Dez. Ich schrieb heute einem Freunde: In Ihrem treu wiederkehrenden Gedenken meiner zum Weihnachtsfeste liegt für mich ein großer Reiz. Denn meine ganze Natur ist so sehr auf Zusammenhängendes, Dauerndes, Sichgleichbleibendes gestellt, daß in der regelmäßigen Wiederkehr eines mir Erfreulichen der eigentliche Genuß desselben für mich liegt; und ich glaube, der Frühling selbst würde mir nicht halb so viel Vergnügen machen, wenn ich, während er mich erquickt, nicht wüßte, daß er wiederkommt. Nur mit der Jugend ist es ein andres, und die müßte man eigentlich in ungetrübtem Glück genießen, eben weil sie nicht wiederkehrt.

Berlin. **1875.**

4. Jan. Bei Anlaß von Frau von Steins Leben von Düntzer[95]) kommt mir es wieder recht in den Sinn, wie sich förmlich eine Theorie des Sichliebenlassens in den aristokratischen Frauen gegenüber berühmten Männern ausgebildet hat, die nie und nirgends etwas anderes gewesen ist, als das eitle Verlangen, sich von den großen Genien mit möglichst wenig persönlicher Leistung und oft ohne jedes wirkliche Verständnis für deren Bedeutung einen Namen zu machen und sich eine Fortdauer in der Zukunft zu sichern. Die Stein und Goethe — Charlotte Kalb und Schiller — die Gallizin und Hemsterhuis — Elise von der Recke und Tiedge — die Gräfin Finck und Tieck — die Ahlefeld und Immermann — die d'Agoult und Liszt — dann die Wittgenstein und Liszt — das war immer dasselbe Stück und derselbe Grundton — und keinem von all den Männern ist es zum Heile, fast allen mehr oder weniger zum Unheil geworden. Mit Ausnahme der d'Agoult und Wittgenstein

waren die sämtlichen Frauen sehr unbedeutend: schmeichelnde Anempfinderinnen, bis sie Tyranninnen wurden; und dazu war in den Frauen, die sich um Schiller und Goethe bewegten — mit Ausnahme der Herzogin Luise und der Prinzeß Caroline — ein innerer Stock von Gemeinheit, die überall durchbricht, wo sie in das Fahrwasser des Klatsches kommen, in dem sie selbst die gemeinsten Ausdrücke nicht scheuen — wie die Minna Stock, die Stein und selbst Lotte Schiller sie von der Vulpius brauchen.[96]) — Es waren Schaumgold-Bildungen — und unglaublich viel erlernte Phrase und allgemeine landläufig gewordene Aufschminkungen mit Sentimentalität. — Für eine der bedeutendsten Frauen habe ich immer die Wolzogen gehalten. Bedeutende Frauen sind selten! Originelle, aus sich selber schöpfende Frauen noch viel seltener — die Gräfin Hahn hatte trotz ihrer Verbildung wirklich Eigenes — und die Verbildung war bei ihr oft Angelerntes, in dem sie sich gefiel.

7. Jan. Was inbrünstiges Lieben ist, das empfindet man immer schmerzlicher, je älter man wird. Mit wahrer Angst klammert man sich an sein Glück, an des Geliebtesten Besitz und möchte sein ganzes Empfinden in jedem Augenblick durch irgend einen besondern Akt kenntlich, erfreuend, beglückend machen, weil das in der Seele ewig erklingende: „Ach! nur ein kleines Weilchen!“[97]) nicht mehr zum Schweigen zu bringen und nicht zu übertönen oder zu betäuben ist! —

8. Jan. Wer seinen Lebensplan entwirft und seine Rechnung abschließt, ohne dabei immer bis zu einem gewissen Grade die menschliche oder weltliche Gemeinheit in Betracht zu ziehen, der verrechnet sich sehr oft!

3. März. (Nach schwerer Krankheit von Adolf und eigener Krankheit.) Es macht einen häßlichen Eindruck, wenn die Menschen Einem die Teilnahme so karg zumessen und das Trösten eigentlich so überflüssig finden, weil — man ja sein Teil Leben, Glück, Freude, Leid gehabt hat, und also „gehen kann!" — Sagen thut man sich das alles selbst nur zu deutlich, aber die kühle, klare Überlegenheit, mit welcher gerade ..... uns dies fühlbar machen — empfindet man doch als schmerzende Gemütlosigkeit und Herzensroheit — und legt es zu dem übrigen!

8. März. Immerfort fordern und verlangen, wünschen und als nötig bezeichnen, was man verlangt hat; für nichts, das man empfangen hat, danken, und auch von dem Erreichten eben nur notdürftig befriedigt erscheinen, das ist die Art, mit welcher kleine und selbstsüchtige Naturen unter den Frauen alles durchsetzen und sich ein wundervoll bequemes Leben zurechtzimmern. Sieht man, wie die Männer sich in dieses Schicksal und in ihre dienende Rolle mit Behagen, ja mit Glücksempfindung fügen, und wie sie im Allgemeinen wenig geneigt sind, die selbstlose Hingebung der Frauen zu würdigen — wie sie diese als ein Selbstverständliches hinnehmen — so muß man eigentlich sagen, daß die Männer zum Dienen geboren sind, und daß die Herrschsucht und anspruchsvolle Herzenskälte der Frauen sie glücklicher und liebenswürdiger macht als die weibliche Demut und Güte. Das klingt sonderbar, ich könnte es aber durch ganze Register von Beispielen unwiderleglich beweisen. Nach der einen, wie nach der andern Seite.

20. März. R. erzählt von Professor Hoffmanns vortrefflicher Vorlesung über die Spektral-Analyse, und ich

dachte mir dabei, wie weit dieses unfruchtbare Wissen, das der Mensch so eifrig erstrebt, um sich ganz fest davon zu überzeugen, wie erbarmungslos er den Naturgewalten anheimgegeben ist, absteht von der Poesie. Schiller hat das so unvergleichlich ausgesprochen:

> Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
> Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
> Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
> Helios in stiller Majestät.[98])

Und selbst in die nächste Nähe und in ein gewöhnliches Gleichnis übertragen, erweist es sich, daß ein unfruchtbares Wissen der poetischen Schönheit, dem Glück der freundlichen Empfindung feindlich gegenübersteht. Ein Feuer, das ich in weiter Ferne aus Waldesgrün im Dunkeln zu mir hinüberleuchten sehe, mutet mich an und zieht mich an. Aber was ist damit für meine Empfindung oder mein Glück gewonnen, wenn ich weiß, daß es Kartoffelkraut ist, das man dort verbrennt, um Dung daraus zu machen? — Was gewinnt der Adel der Menschheit, was gewinnt der sittliche Idealismus damit, wenn man herausrechnet, in wie viel Tausenden oder Millionen Jahren die Sonne ausgebrannt sein wird? und wie viel kürzer die Zeit bemessen ist, nach welcher die Erde in die Sonne stürzen muß? —

Adolf sagt in Bezug auf Schopenhauer, Hartmann und Hellwald: Diese modernen Herostrate sehen gar nicht ein, wie fluchenswert es ist, das Werk der Zerstörung, das sie aus Eitelkeit üben! Zugegeben, es *ist*, wie sie sagen: es giebt keinen allweisen Gott, der das All und die Erde in demselben und den Menschen auf der Erde mit vorbedachtem Zweck erschaffen hat. Zugegeben, der Mensch ist nichts als

das höchstorganisierte und darum seinem Mitmenschen gefährlichste und verabscheuenswerteste Raubtier; so folgt daraus nur, daß die Menschheit, weil sie erkannte, daß der Einzelne gegen die brutale Gesamtheit und ihre rücksichtslose Grausamkeit völlig wehrlos ist, sich Schranken erfand, in denen und durch welche die Gesamtheit von der willkürlichen Zerstörung des Einzelnen abgehalten werden sollte. Man erfand den Gottglauben, den lohnenden und strafenden Gott für diejenigen, deren Abstraktionskraft nicht ausreichend war, sich aus dem ebenso aus der Notwendigkeit hervorgegangenen Gesetz den Regulator ihrer Handlungen zu machen. Daß die Mehrzahl der Menschen jetzt keine Menschenfresser mehr sind, daß wir auf die Straße hinaustreten können, ohne daß der Nächste, der unser Geld begehrt, uns totschlägt, oder unsere Töchter überfällt, weil er Gelüsten nach ihnen hat, das verdanken wir der Erfindung des Gottglaubens, der Religion, der freiwilligen Zügelung durch die von Menschen erfundenen und von der großen Mehrheit anerkannten Grundsätze der Moral. — Und wer diese heilsamen, notwendigen Schranken in dem übermütigen und müßigen Hinweis auf den endlichen Untergang alles Bestehenden niederreißt — der ist ein Verbrecher, ist gemeinschädlich und verdient dafür den Untergang, den er der Sitte und Moral bereiten will.

26. März. Ein Nachteil des öffentlichen Lebens, der sogenannten Volksbildungsvereine und selbst des Parlamentarismus ist es, daß sie die Männer oberflächlich und zu Schwätzern machen. Die Volksvertreter in der großen Mehrzahl kommen zu dem souveränen Aburteilen über Dinge, über die sie sich erst zum Zweck des darüber Reden- und Entscheidenkönnens oberflächlich unter-

richtet haben. Sie stellen sich damit auf den Standpunkt der Fürsten, die es früher ihren wohlunterrichteten, verantwortlichen Räten oft so sauer machten. Wenn Parlamentarier Moltke belehren, wird einem Verständigen, der außerhalb steht, förmlich übel zu Mute. Ebenso ist es, wenn ich höre und lese, über welche Themas die Herren in den Volksvereinen die biertrinkende und rauchende Zuhörerschaft unterhalten. Sie lehren Dinge, die sie selber nicht verstehen, sprechen um ein Körnchen von unvollständig eingesammelten Wissen einen stundenlangen Brei herum, und dann sagen die Hörer sich: das also ist's um diese Wissenschaft? Das ist ja eine Kleinigkeit! — Sie erniedrigen den Wert des Wissens, die Achtung vor dem Gelehrten und vor seinem Fleiß, indem sie solche Brosamen des Wissens als Wissenschaft vor ununterrichteten Hörern ausstreuen. Ordentliche Unterrichtskurse sind gewiß ein Segen — diese Kneipen-Bildung halte ich für ein wahres Unheil. — Wenn schon gescheite Menschen sich überschätzen, was sollen ungebildete, unwissende Menschen von sich glauben, denen Viertelswisser einbilden, man könne sie in $1^1/_2$ Stunden in die Geheimnisse irgend eines Wissens einweihen. Lehrkurse müßte man eröffnen, mit tüchtigen Lehrern, an allen Ecken und Enden — aber die Kneipen-Vorlesungen über alles und noch einiges, von dem ersten besten gehalten, die schlösse ich je eher je lieber zu.

23. Mai. Nichts kommt mir thörichter vor, als das geflissentliche Suchen nach Originalität, besonders da, wo es auf das Aufnehmen oder Anerkennen eines Kunstschönen oder Naturschönen ankommt, das schon von andern geschildert worden ist. Statt

Italien so anzusehen und aufzunehmen, wie Winckelmann, Goethe, Wilhelm von Humboldt, Cornelius, Rauch und auch Stahr und ich es aufgenommen haben, quälen sie sich zu einer Originalansicht hinauf, die gar nicht ihr ausschließliches Eigentum ist, denn sie teilen diese Ansicht mit jedem ungebildeten englischen oder sonstigen Touristen; und sie hätten doch froh zu sein, wenn sie in sich die Erhebung erzeugen könnten, welche den Größten und Besten durch das Eindringen in den großen geschichtlichen Zusammenhang der allgemeinen menschlichen, und der Kunstentwicklung im besondern, in Italien zu teil geworden ist.

25. Mai. Nach der Aufführung des Fiesko durch Nesper.[99]) Wenn man Fiesko in der Szene an Leonorens Leichnam gesehen hat, so kommt einem der ihm bereitete Tod wie eine Erlösung vor — denn er hat in dem Augenblicke die größten Empfindungen in rascher Folge in sich durchlebt, das mit nichts anderem zu vergleichende Glück zu herrschen, wenn man die Kraft dazu besitzt — und den fürchterlichen Schmerz, das Geliebteste gemordet — freilich absichtslos gemordet zu haben. Das Stück, die Dichtung ist unsagbar groß — nur die Imperiali müßte durch das Spiel gemäßigt werden, und sie zerren die hochmütige, herzlose, kokette Fürstin immer durch Übertreibungen zur Marktfrau herunter.

26. Mai. Wenn ich Pflanzen u. s. w. durch die Lupe besehe, steigert sich meine Ehrfurcht vor dem großen ewigen Geheimnis, in dem wir leben, weben und sind, und mein Entzücken über die Schönheit des Unscheinbarsten, und ich frage mich dann oftmals, welchen Erfolg würde es haben, wenn man das geistige Wesen der

Menſchen, mit denen man es in der Welt zu thun hat, ebenſo bis in ſeine kleinſten Details erkennen könnte. Von den Nächſten darf man ſich der genaueſten Kenntnis ſchon verſichert halten — aber was weiß man von denen, die man in Bauſch und Bogen beurteilen muß? — In der tiefſten Erkenntnis von meines Adolfs Weſen hat mich es immer erſchüttert, wie voll ſein Glaube, wie ohne Schatten ſeine Liebe für mich ſind, und ich bin mir dann immer viel zu gering und entſetzlich wenig vorgekommen. Erhalte ihn mir der Himmel — er iſt mein Alles, Alles!

Liebenſtein.

7. Juli. Die Doktorin Engert — Surgeon to the Women's and Children's Hospital in Chicago — verteidigt in dem New-Yorker Belletriſtiſchen Journal das Recht der Frauen, ſich frei nach ihrer Begabung auszubilden und im Leben zu bethätigen, mit ganz unwiderleglichen und ſchlagenden Gründen gegen den Profeſſor Billroth in Wien. Ich denke bisweilen daran, welch einen vortrefflichen Arzt ich gegeben haben würde, mit der mir von der Natur verliehenen raſchen und ſicheren Beobachtung, mit meinem Talent der Kombination, meiner Pflichttreue und mit der Selbſtbeherrſchung, welche meine äußere Ruhe in betreffenden Fällen auch auf andere gebieteriſch überträgt. Ich würde dieſe meine Eigenſchaften wahrhaftig nicht aufzählen, wenn ich nicht darthun wollte, daß Frauen ſie haben können; und ich bin ja nicht die einzige, welche ſie beſitzt.

9. Juli. Der Kardinalfehler in allen Verhandlungen über die Berechtigung der Frauen zu Thätigkeiten, welche ſie bisher in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nicht ausgeübt haben, liegt darin, daß

man die Frage nach der Berechtigung falsch stellt. Nur dadurch kann die Antwort zweifelhaft und unbestimmt ausfallen. Man fragt: dürfen Frauen Dies oder Jenes thun? — Die Frage lautet aber ganz einfach: Ist jeder Mensch berechtigt, dasjenige zu lernen, wozu er die Neigung fühlt, und dasjenige auszuüben, was er zu seinem und anderer Menschen Vorteil gut auszuüben vermag? Dies zu verneinen ist völlig unmöglich! um so weniger, da mit der Berechtigung des Lernens und Ausübens des Erlernten, die jedem Einzelnen zugestanden werden muß, niemandem die Pflicht auferlegt wird, sich dieses Erlernten und dieses Könnens zu bedienen, sofern er es nicht für gut befindet. Aber so wenig man in einem Staate irgend einem Manne sagen kann: du willst Bildhauer werden, aber wir erachten es im allgemeinen Interesse für zweckmäßiger, daß du Ackerbauer, Schullehrer, Schlächter oder Kaufmann wirst — ebenso wenig darf und kann man eine Frau daran hindern, sich nach ihrem Begriff von sich selbst zu entwickeln und zu bethätigen — ebenso wenig kann man den Ausnahmen, die ihren Beruf nach eigenem Ermessen wählen, aus Nützlichkeitsgründen mit der Weisung entgegentreten: wir erachten es für das Beste, wenn du einem Mann sein Haus verwaltest, alle anderthalb Jahre ein Kind zur Welt bringst, diese Kinder erziehst und im übrigen dich mit dem Lose bescheidest, das dir durch die Hand des Mannes, dessen Augen du wohlgefallen hast, ganz nach seinem Ermessen, gut oder schlecht, bereitet wird. — Die Einwände gegen das freie Selbstbestimmungsrecht der Frauen sind so dumm und so roh, daß sie unglaublich gefunden werden werden in einer späteren Zeit

— ohne daß deshalb das Familienleben aufhören oder die Menschheit aussterben wird. — Doppelt thöricht aber wird der Widerstand der Universitäten und Akademien, Frauen in Lehre zu nehmen, gegenüber der Gesetzgebung des deutschen Reiches, in welcher die Gewerbefreiheit zugesichert ist. Freilich kann man den Einzelnen nicht zwingen, einen Unterricht zu erteilen, den er nicht erteilen will. Ich kann von Franz Liszt nicht fordern, daß er mir eine Klavierstunde giebt, denn er ist durch kein Amt dazu verpflichtet, es zu thun. Der Staat aber, der für die Heranbildung seiner Bürger zur Erlernung der wissenschaftlichen Berufsarten, welche einer oder der andere dieser Bürger auszuüben beabsichtigt, Lehranstalten errichtet und Lehrer zur Bildung seiner Bürger besoldet, hat das Recht, weil er die Pflicht hat, von diesen Lehrern zu fordern, daß sie ihr Wissen und Lehren den Frauen ebenso gut zugänglich machen wie den Männern — es sei denn, daß in dem Gesetze, welches dem Bürger des deutschen Reiches Gewerbefreiheit zusichert, ein Paragraph ausdrücklich lautet: die Gewerbefreiheit wird den Männern, nicht den Frauen zugesichert. — Es macht übrigens einen sonderbaren Eindruck, wenn man sieht und weiß, daß die jetzige Gewerbefreiheit es jungen hübschen Putzmacherinnen möglich macht, möblierte Zimmer an Männer zu vermieten — was sonst nur älteren Frauenzimmern nach einer besonders eingeholten Erlaubnis zugestanden wurde — während eben diese Gewerbefreiheit nicht die Zulassung gebildeter Frauen zu den Bildungsanstalten, den Realschulen, Gymnasien u. s. w. in sich schließt. — Und wie vornehm wir uns in unserem Rechtsstaat auch zu sein einbilden, thatsächlich sind in diesem Falle und in manchem andern die Frauen noch recht-

los — weil — die Männer die Gesetze im Hinblick auf ihre Bequemlichkeit gegeben haben. — Daß man die Kindesmörderin bestraft und ihren Genossen heiter spazieren gehen läßt, ist eine der empörendsten Ungerechtigkeiten. — Daß man die Dirnen unter Polizei-Kontrolle hält — um die Männer, welche sich ihrer bedienen, vor Schaden zu bewahren, ohne diese der gleichen Kontrolle zu unterwerfen, um die Mädchen zu bewahren, ist ebenso nichtswürdig! — Man sagt: das kann nicht sein! — Nichtswürdig bleibt es deshalb doch!

12. Juli. Bei Anlaß von Karl Frenzels Brief, in welchem er sein Verhältnis zu Italien auseinandersetzt.[100]) Was Rom im Jahre 1845 noch zu einem so ganz besonderen Aufenthalte machte, ist in gewissem Sinne jetzt zerstört. Viktor Emanuel hat zu einem der Diplomaten gesagt: On m'a dit que les étrangers n'aiment plus la ville depuis que je suis ici! — darin haben aber diejenigen, welche das alte Rom gekannt haben, gewiß nicht unrecht. Das alte, nicht durch Eisenbahnen mit der ganzen Welt verbundene, von allen Gesetzgebungen und Lebensbedingungen des zivilisierten Europa grundverschiedene, theokratisch priesterliche Rom war eine Welt für sich. Alle politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen waren wie durch einen Zauber aus seinem Bereich entfernt; man lebte ein Sonderdasein wie auf einem andern Stern oder auf einer im Ozean fernab von jedem Kurs gelegenen Insel. Alles stand still — es gab kein Vorwärts — mit den Sinnen genoß man den Tag, den man eben lebte, in unwandelbarer Ruhe — mit dem Geiste, wenn man ihn beschäftigen wollte, mußte man sich in die Vergangenheit ver-

senken, die hier seit Jahrtausenden ihren Mittelpunkt gehabt hatte — und so gewann man, wie nirgend anderswo, die Muße, sich selbst — und wenn es sich so gab, seiner Liebe und seiner Leidenschaft mit vollster Hingebung zu leben. —

26. Juli. Wenn ich hier täglich die schönen Mozartschen und Beethovenschen, oder auch die Kompositionen von Chopin, Strauß, Rossini, Auber höre, und die frisch und voll aufquellende Flut der Töne mich umwallt, daß man gar nicht an das außerordentliche Können des Komponisten denkt, weil man sein Werk wie ein Naturprodukt genießt — wie warme Luft, wie Sonnenschein und Baumesduft — so denke ich mit einem wahren Grauen an die sogenannte symphonische Zukunftsmusik, wie sie Raff, Liszt und Bülow zu Wege bringen zu können glauben. Das Ringen einer willensstarken Unfähigkeit ist fürchterlich, wenn sie sich zur Erscheinung zu bringen trachtet.

31. Juli. Adolf sagte in Jena zu Geheimrat Peter[101]): was das Genie von dem Talent unterscheidet, ist seine Nachwirkung. Wenn Schiller und Goethe heute auf die Erde zurückkehren könnten, so würden sie jetzt, auf welch fernstem Orte derselben sie plötzlich aufträten, ungleich mehr gekannt, bewundert, verstanden werden als in ihrer Lebzeit. Jeder, der sie sähe, würde sofort wissen: das ist Goethe! das ist Schiller! — durch die ganze zivilisierte Menschheit hin würde Verehrung sie empfangen und begleiten, und sie würden mit Überwältigung die Wirkung wahrnehmen müssen, die sie auf die Entwicklung der Menschheit im allgemeinen und im besonderen auf ihre Nation geübt haben. — Uns Nachlebenden, sagte Peter, die wir an ihnen emporzublicken haben, muß es zum Trost gereichen,

daß wir, soviel an uns war, dazu mitgewirkt haben, ihr Verständnis und die Verehrung vor ihnen in dem Geist und dem Herzen unseres Volkes mehr und mehr verbreiten zu helfen; und dazu hast du, Stahr, dein redlich und ein großes Teil gethan.

8. Aug. Gegen ein unverdientes Lob sollte man sich niemals wehren, sondern es ruhig einstecken, weil man doch auch so viel unverdienten Tadel einstecken muß.

14. Aug. Es giebt gutmütige Menschen, denen der Gedanke, etwas helfen und leisten zu können, so wohl thut, daß sie eine Art von Vergnügen daran finden, wenn ihnen Unglückliche begegnen. Ich habe selber unter meinen Bekannten eine Frau, die mich nicht halb so lieb haben würde, wenn ich ihr nicht oftmals von meinen Sorgen und Besorgnissen spräche, und sie nicht die Genugthuung hätte, mich beruhigen zu können. Die kleine Selbstsucht, die darin liegt, ist ein leicht zu verzeihender Fehler.

Daneben giebt es aber Menschen, die eine wahre Wollust darin genießen, sich beklagen zu lassen — das ist mir immer unbegreiflich gewesen. Sie machen ein Gesicht, das jedem zuruft: „fragt mich doch, was mir fehlt? damit ich klagen und ihr mich bedauern könnt!“ und — wenn es Männer sind, werden sie regelmäßig von den Frauen liebreich aufgenommen. — Darin steckt zuweilen bewußte Schlauheit, wie bei . . . . . in diesem Augenblicke hier, wie bei . . . . . seinerzeit in Rom — oder Nervenschwäche weiblicher Art. Für mich gehört es zu meiner Ehre, so wenig als möglich zu klagen, für mich allein und still zu leiden, was mich eben schmerzt und plagt. Mein Vater klagte **nie!** weder über geistige, noch körperliche Leiden.

19. Aug. Dem geliebten kleinen H. B. hatte man in sein Glas Wasser ein Stückchen Eis hineingethan, das er immerfort betrachtete — mit einem Male fing er bitterlich zu weinen an, denn sein Eis war fort, und er hatte es doch eben noch gesehen und wollte durchaus wissen, wer es ihm genommen hätte und wo es denn geblieben sei? Er war so traurig, daß es komisch wirkte. — Mich aber rührten seine großen, dicken Thränen, denn es geht uns Menschen mit dem Leben, wie dem armen Jungen mit seinem Stückchen Eis. Wir meinen es zu halten, wissen uns sicher in seinem Besitz — und es schmilzt uns unter unserem Denken weg und ist zu Ende und dahin, und wir fragen: wo ist es denn geblieben? — oder wie Walther von der Vogelweide: o weh! wo sind geblieben meine Jahre?

23. Aug. Wie der Heiland treten die Ärzte und die „Zuschauer" an den Kranken heran, der ja so gern ein Gesunder wäre und sagen ihm sehr entschlossen: „Stehe auf und wandle!" — Schade nur, daß sie die Kraft nicht haben und den Glauben nicht geben können, die das Wunder wirken.

2. Sept. Es giebt eine große Menge von Menschen, die sich in große Not und Leiden stürzen, weil sie kleine Widerwärtigkeiten nicht wie jeder andere geduldig ertragen wollen.

Berlin.

4. Okt. Ich kenne auf der Welt nichts Weiseres, als die kalte Gemütlosigkeit. Sie findet die traurigen Naturbedingnisse, unter denen wir leben, die Notwendigkeit des Hingangs unserer Geliebtesten, wenn das Alter sie ereilt hat, „in der Ordnung" und sagt gemächlich: „sich gegen die

Naturbedingnisse auflehnen ist unverständig". — Freilich ist es leicht, sich ihr zu unterwerfen, wenn man nicht darunter leidet!!

14. Okt. Wenn die Mehrzahl der Menschen wüßte, wie sie keine Ahnung, also auch kein Verständnis haben von dem, was eine Leidenschaft, und was die große, wahre Liebe, was das Einssein von zwei Menschen ist, so würden sie, je nachdem, sehr traurig oder sehr demütig werden; denn es liegt in dem bittern, verzweiflungsvollen Schmerz, den eine große Liebe bei dem Gedanken an ihre Trennung durch den Tod uns auferlegt, doch noch das Bewußtsein, gelebt zu haben, das eine Erhebung in sich schließt.

18. Okt. Bei der Betrachtung unserer klassischen Briefwechsel (Schiller-Reinwald[102]) z. B.) ist es sehr auffallend, wie das eigentliche Briefschreiben durch die Leichtigkeit und Billigkeit der Verkehrsmittel eher ab- als zugenommen hat. Man weiß sich jetzt in der ideelosen Zerfahrenheit unserer Zeit etwas damit, nur halbe Seiten lange Briefe im Telegraphenstil zu schreiben, und statt der Zeit, welche man sonst auf einen Brief verwendete, in dem ersten besten Bierkonzert den Abend in müßiger Zerstreuung hinzubringen. Unsere Großen hingegen ließen und gönnten sich die Zeit, sich in ihr eignes inneres Wesen zu vertiefen, und indem sie sich selbst deuteten und ihren Freunden klarzumachen strebten, diese und endlich auch die Nachwelt zu Mitteilnehmern desjenigen zu machen, was sie an sich selbst gefördert und herausgebildet hatten.

22. Okt. An Adolfs 70. Geburtstag. Wenn man ein schwer Gefürchtetes an sich vorübergegangen, ein heiß Er-

sehntes glücklich erreicht sieht, hat man neben dem Glücksgefühl eine Art Dankesbedürfnis — und wird mit einem entschiedenen Schmerz es inne, daß man niemand hat, dem man aus seinem vollen, frohen Herzen den Dank entgegenbringen kann. Und dabei ist mir heute wieder einmal der oft gehegte Gedanke in den Sinn gekommen, daß sicher der Dichter nicht ausbleiben wird, der — wie Schiller in den Göttern Griechenlands — die „entgötterte Natur" — die „von Gott verlassene Welt" beklagen wird. Niemand hat vielleicht lebhafter als ich das Bedenkliche des mit dem persönlichen Gottesbegriff verbundenen Prädestinations-Prinzips empfunden, und die daraus folgende, sich vor diesem Prinzip bequem bescheidende Unverantwortlichkeit des Einzelnen und der Menschheit als ein Unheil beklagt — aber nichtsdestoweniger kommt für jeden oder doch für die meisten Menschen von tiefer Empfindung und Phantasie, und sicher auch für die Menschheit im allgemeinen, gelegentlich ein Augenblick, in welchem sie ihren alten Herrgott gern neben oder über sich wüßten — ohne ihn und den Glauben an ihn je wieder in sich und im Bewußtsein der Gesamtheit wiedererzeugen zu können, wenn er verloren worden ist. Das Wort von Laplace: je n'avais pas besoin de cette hypothèse — und Voltaires: S'il n'y avait pas un Dieu, il fallait l'inventer — bezeichnen die beiden Richtungen des abstrakten Denkers und des philosophischen Dichters. Die entgottete Welt wird noch einmal vor sich erschrecken, ohne es ändern zu können!

25. Okt. Ich schrieb heute an Althof nach New-York: Seit ich ganz genau weiß, wie mir sein würde, müßte ich den geliebten Mann verlieren, werde ich nie wieder ganz

froh werden. Es giebt Schmerzen, unter deren Bann man dauernd bleibt, wenn man sie einmal voll empfunden und in ihrer Tiefe ermessen hat.

26. Okt. In einer Menge von Menschen liegen ihre guten Eigenschaften und ihre Fehler sozusagen unvermittelt nebeneinander, wie die Flitterchen und Steinchen in einem Kaleidoskop, und es kommt auf das ganz zufällige Schütteln an, ob der betreffende Augenblick uns eine schöne erfreuliche Erscheinung oder ein wüstes Durcheinander vor das Auge stellt. Es ist alles zufällig und unberechenbar in diesen kaleidoskopischen Menschen, das Gute wie das Böse — und sie können in der Hand verschiedener Menschen, unter dem Einfluß des Augenblicks selber so verschieden sein, daß man oft verwundert sich fragen möchte: ist das denn derselbe Mensch? und was denkt, was will er mit dieser Äußerung, mit dieser Handlung? — Er überlegt aber bei dem, was uns gelegentlich auffällt, gar nichts, und will auch nichts Bestimmtes; denn solche Menschen haben niemals klare, feste Ziele: sie geben eben haltlos dem Druck des Augenblickes nach.

31. Okt. Charakterfehler sind für das Glück des Menschen oft weit weniger gefährlich als Schwächen und üble Gewohnheiten. Unsere Charakterfehler machen meist andere leiden, unsere Schwächen und üblen Gewohnheiten untergraben unser eignes Dasein; und nichts ist unheilvoller, als die üble Gewohnheit, gern zu klagen, und die anscheinend so unschuldige Schwäche, sich gern bedauern zu lassen, gern Teilnahme finden zu wollen. Die Menschen haben im allgemeinen so wenig für die Leiden anderer übrig, daß sie sich sofort belästigt fühlen, wenn man ihnen von denselben spricht.

Sie werfen das Wort des leersten Mitleids dem Klagenden wie ein Almosen hin, um ihn baldigst los zu werden, und diese Obolen, die zu gar nichts nützen, türmen sich um den Klagenden zu einem Scherbenberg auf, von dem der Dümmste, Kälteste, Geringste auf den Klagenden herabsieht, und erniedrigen so oftmals einen Menschen, der ein Gegenstand der Verehrung zu sein berechtigt ist, zu einem Gegenstand gleichgültigsten und unfruchtbarsten Bedauerns.

5. Nov. Welchen Schaden Eltern und Erzieher ihren Kindern und Pflegebefohlenen damit thun, wenn sie sie nicht zu äußerlich formvoller Verehrung gegen ältere Personen anhalten, das ist gar nicht zu sagen. Ich beklage die Kinder, die nicht gewöhnt werden, ihren Eltern, ihren Großeltern mit einem Handkuß zu nahen — ich finde es unvernünftig und unheilvoll, daß man in den Schulen für die unteren Volksklassen die Kinder darauf dressiert, den Schulbesuchern und anderen Fremden, als wären es ihresgleichen, die Hand zu geben, und so oft mir das begegnet, weise ich es entschieden zurück. Man soll und muß die Altersunterschiede, die Standesunterschiede von früh auf in das Bewußtsein der Kinder einprägen, man soll und muß ihnen den Begriff ihrer Unbedeutendheit und die Verehrung der ihnen in irgend einem Betrachte überlegenen Personen beibringen — und es ist nichts weniger als ein Segen, wenn neben der Liebe, welche die Kinder den Eltern entgegenbringen, ihnen nicht zugleich in jedem Augenblicke das Bewußtsein von der weiten, auf Überlegenheit begründeten Entfernung in der Seele lebendig ist, welche die Eltern und sie von einander trennt. Die Liebe der Kinder für die Eltern gedeiht am sichersten auf dem Untergrunde der Ehrfurcht — die blinde

Unterordnung des Kindes unter das elterliche Gebot ist die unerläßliche Vorbereitung zu der späteren Unterordnung des reifen Menschen unter das Gesetz und unter das Gebot des eigenen Gewissens — und nebenher macht äußerlich bezeigte Verehrung den Menschen von früh auf gefügig und anmutig — die Frauen ganz vor allem!

11. Nov. Für mich hatte es immer etwas ganz Unheimliches, wenn die alten Helgoländer mir mit solcher Gelassenheit von dem doppelten Gesicht und der Fähigkeit den Tod im voraus zu sehen sprachen. Es pflegte mich kalt zu überlaufen, wenn Thein Thaten ruhig sagte: der stirbt, ich hab's gesehen! — oder: der geht unter, ich habe ihn ohne Hut auf meiner Treppe stehen sehen! — So aber ist einem auch ungefähr zu Mut, wenn man gelernt hat, oder dahin gekommen ist, mit raschem Blick das innere Wesen eines Menschen, ohne daß man es beabsichtigt, deutlich zu erkennen. Manchmal erschrecke ich davor, wie fürchterlich die Zukunft mir recht giebt — und ich wollte manches lieber nicht wissen und gewußt haben — denn der Erkenntnis Baum ist nicht der Baum des Lebens.

12. Nov. Wie glücklich könnte man seine Tage verleben, wenn die Menschen einem die Liebe und Anerkennung und Verehrung, mit der sie an uns denken und von uns sprechen werden, wenn wir nicht mehr sein werden, nur zu geringem Teil entgegenbringen wollten, während wir noch unter ihnen umhergehen.

1. Dez. (Nach längerer Krankheit.) Eines positiven Fehlers in meiner Lebensführung bin ich mir bewußt, der aus einer Schwäche entspringt. Ich habe mein Leben lang eine fast unüberwindliche Scheu vor sogenannten Scenen,

vor unangenehmen mündlichen Erörterungen, vor einem bösen Wort von Menschen, die ich liebe, gehegt — und darum, da ich von Natur geduldig und nachgiebig bin — so oft ich konnte, fünf gerade sein lassen, mich mit dem feigen Troste beruhigend: du kannst es ja hinnehmen, kannst es ja ertragen, es ist nicht bös gemeint. Aber die Menschen denken dann: ach! der fühlt das nicht! Warum soll ich nicht aussprechen, was ich empfinde? es erleichtert mich! — und diese Selbsterleichterung fällt doch wie eine schwere Last auf den andern und wird zuletzt so furchtbar drückend, daß man sich mit Empörung aufrichten, sich auf sich selbst, auf sein Menschenrecht besinnen muß, es hart betonen, es aufrecht erhalten muß, wenn man nicht unter die Füße getreten und vor sich selbst zu Grunde gerichtet werden will.

Und grade die Menschen, die ich am liebsten gehabt, zu denen ich am treusten gehalten, haben mir diese harte Notwendigkeit auferlegt.

9. Dez. Wenn uns das Äußere eines Menschen durch seinen Gesichtsausdruck — nicht durch Unschönheit der Formen — abstößt, so sollen wir ihn ganz gewiß vermeiden. Seine Gesichtsformen giebt dem Menschen die Natur, seinen Ausdruck giebt er sich selbst, durch die Gedanken und Empfindungen, welche er mit der Bewegung seiner Muskeln ausprägt; und daß ein Mensch, der einen lauernden, hämischen, selbstischen Ausdruck hat, gut sein könne, das machen mich die Versicherungen von anderen nicht glauben.

10. Dez. Das Goethesche: Nein! kein Ende! kein Ende! ist der höchste Ausdruck der höchsten Liebe. Und mit welcher händeringenden Angst und flehenden Hoffnung rufe ich das Tag und Nacht! — seit Jahren und Jahren!

12. Dez. Schon in frühester Jugend ist mir die Gestalt der Cassandra, die alles weiß, alles Unheil voraussieht, und mit all ihrem Sagen und Mahnen kein Gehör und keinen Glauben findet, bis das Unheil hereinbricht und sie mit verschlingt, unsäglich traurig erschienen. Und doch! — wer teilt ihr Schicksal nicht bis zu einem gewissen Grade, wenn er mit scharfem Blick und sicherer Voraussicht unter den Menschen lebt. Wie vieles könnte man gelindert, gehindert, vermieden haben — wenn man Glauben und Gehör gefunden hätte für sein Schauen in die Zukunft, das nur auf unabweisliche Folgerichtigkeiten, auf die Erkenntnis folgerechter psychologischer Notwendigkeiten gegründet war. Jeder, der dichterisch aus sich heraus lebensfähige, lebenswahre Gestalten erschaffen kann, besitzt dies Voraussehen der folgerechten Notwendigkeit mehr oder weniger — und ist in sich mit prophetischer Hellsicht — oft zu seinem Schmerze — begabt, und findet wie Cassandra keinen Glauben!

14. Dez. Frohnatur! Das ist auch eines von den wundervollen Worten, mit denen Goethe unsere Sprache beschenkt hat, und in dem sich der Zauber seiner unsterblichen Herzensjugend ausdrückt. Ich war kein fröhliches Kind. Erst das volle Erkennen des Lebens und des Schönen hat in mir die Frohnatur entwickelt, aber da sie einmal lebendig in mir geworden war und ist, kann ich des Lichtes, der Freude, des Hoffens, des Liebens und selbst des Glaubens nicht entbehren — und ich leide, wenn ich hassen muß, leide, wenn ich nicht hoffen, nicht Freude bereiten, nicht beglücken und erquicken kann, wie ich doch so herzlich gerne möchte!

15. Dez. Hochmütige Menschen sind ertragbar, wenn sie

es ganz und gar und bis zu dem Grade sind, daß nichts sie anficht. Unerträglich aber werden sie, wenn ein inneres Erkennen fremden Verdienstes sie noch vollends neidisch macht — und das ist doch der Fall bei den meisten Hochmütigen. Sie sind wie behängte Mannequins neben wirklichen Statuen — jeder Windzug macht sie schauern, und der Neid schlägt durch die Verhüllung auf.

19. Dez. Es giebt Menschen, die sind wie Rohrstühle. Leicht, transportabel, überall zu brauchen, regelrecht, dauerhaft — aber hart und kalt, daß man sich nicht daran lehnen mag — die Gemütswärme eines Rohrstuhls.

1876.

30. Jan. Aus Neufchatel geht mir ein kleines Journalprogramm zu, das der Entsittlichung unserer Gesellschaft entgegenarbeiten will, und sich deshalb auch, und zwar mit höchstem Recht, gegen die Unsittlichkeiten in den Feuilleton-Romanen und auf den Theatern wendet. Ich habe es Spielhagen und Heyse und vielen andern oft gesagt, daß der jetzige Schriftsteller, der keine Censur und Sittenpolizei mehr über seinem Dichten schweben hat, eben deshalb an sich das Selfgovernment üben und sich selbst der strengste Censor sein muß, wenn er sich nicht gegen seine Nation versündigen und an ihr zum Verbrecher werden will. Man kann nebenher dem Element der Sinnlichkeit seinen vollen Raum zugestehen, ohne deshalb die Schamhaftigkeit zu beleidigen, ohne die sinnliche Neugier der Jugend aufzureizen und sie abzustumpfen gegen das Unsittliche. Goethe ist im „Meister" und in den „Wahlverwandtschaften" sehr weit gegangen — aber die Darstellungsweise

ist so keusch, daß der Wissende sich es nach seinem Wissen notwendig ergänzt, und der Unwissende arglos darüber hinweglieſt, wie er fortkommt über die Unterhaltung, der er zufällig in der Gesellschaft beiwohnt. — Wenn wir nicht selbst zu Censoren für uns werden, wird der Staatsgesellschaft schließlich nichts übrig bleiben als die Censur wieder einzuführen, oder müßig ihrer Auflösung zuzusehen — denn aus der nackten genußsüchtigen Grundsatzlosigkeit erstehen uns sicher keine neuen ethischen Formen für das Zusammenleben der Menschen und den Verkehr der beiden Geschlechter untereinander.

16. April, Ostersonntag. Je langsamer ich selber werde, um so beschwingtere Sohlen bekommt die Zeit. Ich glaube, wir gehen vom Leben wie von einem nicht fertig gebrachten Tagewerk fort.

Es ist eine Aufgabe und eine schwere Kunst, sein eignes Leben schön auszugestalten und bis an seine Grenzen freundlich und hell zu erhalten; aber wer kann ruhig dazu gelangen, wo fremde Roheit und fremder übler Willen fortwährend brutal verwirren, was man für sich und den Geliebtesten still und freundlich schaffend unternimmt!

Ich glaube, wie die verschiedenen Zeiten neue und verschiedene Krankheitsformen in sich erzeugen, so bilden sie auch bestimmte Laster in sich schärfer aus. Eine so leichtsinnige, gewissenlose Verschwendung, wie sie jetzt weit verbreitet ist, kannte man bis vor zehn, fünfzehn Jahren in der guten bürgerlichen Gesellschaft nicht. Man lebte im Zusammenhang mit seiner Vergangen-

heit und im Hinblick auf die Zukunft, man wollte auch seines Lebens froh werden, in Ruhe und mit Lust genießen — aber die wilde, kurzlebige Hast, die alles auf einmal haben, allen Genuß auf einmal erschöpfen möchte, ist eine Krankheit unserer Zeit — und viel weiter verbreitet, als es auf der Oberfläche erscheint, viel ansteckender, als manche andere, vor der man sich wer weiß wie sehr fürchtet. Ich erschrecke manchmal, wenn ich an die Reihe von glücklich gestellten Familien denke, die ich im Laufe von wenig Jahren durch kopflose Verschwendung habe zu Grunde gehen sehen. Das Hilfsmittel dagegen ist innere Erhebung durch sittlich-idealistische Erziehung — aber wer denkt jetzt unter den Genußsüchtigen an eine solche?

16. April. Wenn man den Dante liest, merkt man recht, daß er vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und dem Entstehen des Buchhandels gedichtet hat. Die Hölle für die Buchhändler fehlt, denen doch schon Goethe eine ganz besondere Hölle wünschte — obschon er Cotta zum Verleger hatte.

2. Aug. Bei der Nachricht von dem fürchterlichen Ende der geliebten Katharine Baum[103]), die sich im Wahnsinn in der Nacht zum 1. August aus dem Fenster stürzte und nach $1^1/_2$ Stunden endete. — Die Menschen gewöhnlichen Schlages sagen: „Man muß nicht daran denken! man muß an all die Menschen, an all die Liebe denken, die man noch besitzt!" — Das ist die Philosophie der gemütlosen Oberflächlichkeit, und Goethe verstand es anders. Er sagt: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben! Der Trost ist ein absurdes Wort!" — Es ist sehr leicht zu sagen: Jeder ist entbehrlich! Jeder ist zu ersetzen und wird ersetzt!

— Ersetzt in dem äußern, handwerksmäßigen Thun und Leisten des täglichen Lebens! aber in der Liebe und Freundschaft wird niemand ersetzt, der einer wirklichen Liebe und Freundschaft fähig und solcher von andern teilhaftig war. Liebe ist kein Kollektivbegriff, wie Mehl und Obst, und jede Liebe und jede Freundschaft sind eine Besonderheit, sind durch keine andere zu ersetzen. Was half es dem geliebten Geschöpfe, daß so viel Menschen sie liebten? Daß wir sie so im Herzen trugen? — Die Liebe, die sie ersehnte, war ihr nicht geworden, und ohne sie konnte sie das Leben nicht überwinden! — Nun muß unsere Erinnerung an sie ihr Fortleben sein. So lange wir leben, ist sie unsterblich — denn das trauernde Gedenken der Lebenden ist die wahre Ehre der Toten und die erste aller Liebespflichten, — mitten im Leben müssen wir sie fortleben lassen mit uns — bis auch uns die Sonne nicht mehr leuchtet. Sie soll leben, weben und sein in uns — so lange wir sind und atmen im rosigen Licht.

8. Aug. A.'s Zuspruch: der Vater soll sein Leben genießen, wie es eben ist! ist auch gut gemeint und fruchtet auch nichts. Die Philosophie wird entweder von abstrakten Köpfen für abstrakte Wesen, oder von denselben Denkern als ein Allgemeines für eine Allgemeinheit hingestellt, und hat dadurch den Fehler, für den individuellen Fall unter hundert mal neunzig Male nicht zu passen. Adolf kann und wird es nie erlernen, sich mit seinem jungen Herzen und schwungvollen Geiste in die Bedingnis der menschlichen Hinfälligkeit zu finden — und es ist eigentlich als ein Glück zu preisen, wenn man diese melancholische Harmonie nicht in sich zu erzeugen vermag. Möge sein

ſtarkes Wollen ihm zu Flügeln werden, die ihn wieder hinausheben über die Krankheit und des Leibes Schwäche!

11. Aug. Die eigentliche Heimat meines Herzens habe ich in Rom. Ich hänge an Rom weit mehr als an der Stadt, in der ich geboren worden bin; und die Perſonen, die unſer erſtes römiſches Leben, die Jahre 1845, 46 mit uns lebten, die mit uns jung geweſen ſind in jenem Frühling unſerer Liebe, kommen mir immer wie meine eigentlichen Landsleute vor, die wiederzuſehen mich erfreut, weil ſie mich durch ſich ſelber an glückliche — und doch ſo leidensvolle — Tage, an die Zeit mahnen, die über mein und des geliebten Mannes ganzes ſpäteres Leben glückbringend entſchied.[104])

Wiesbaden.

28. Sept. Bei geringen Naturen — gering an Herz und Empfindung, denn Verſtand und Geiſt haben ſie oft, wo es ihre Verhältniſſe betrifft, zum Überfluß — bei ſolchen von Herzen geringen Naturen iſt alles Fühlen und Mitempfinden nach herkömmlichem Gebrauch. Sie thun ihre vorgeſchriebene Schuldigkeit. Sie fehlen bei keinem Begräbnis ihrer ihnen gleichgültigſten Bekannten, ſie beklagen die nächſten Anverwandten des Toten, gleichviel, ob ſie dieſem das Leben ſauer machten oder vielleicht gar ſeinen Tod verſchuldeten. Aber daß man Zorn und Haß empfindet gegen einen Menſchen, der einem uns unvergeßlichen Geliebten, einem Freunde zu nahe trat, das ſteht nicht im Kodex — alſo braucht es nicht zu geſchehen und ſoll auch nicht geſchehen.

Ebenſo leicht finden ſie ſich mit den Gründen ab, aus welchen ein Toter betrauert wird. Sie ſehen,

man weint um ihn, das genügt, ihr Mitgefühl zu erwecken, und ſie fragen nicht, weshalb man weint? Nicht ob das Herz, die Liebe, die nicht mehr da iſt; ob der Geiſt, das Leben des Hingegangenen vermißt, entbehrt werden? — oder ob man die materielle Leiſtung entbehrt, die man von ihm zu empfangen gewohnt war, ohne ſie dankend anzuerkennen, ſo lang man ſie empfing. — Man beklagt die alte ſelbſtſüchtige Mutter — und beruhigt ſich über das gräßliche Ende der edeln, ſchönheitsſeligen Katharine Baum mit dem Gedanken: beſſer, daß ſie im Wahnſinn ihrem Leben das grauſige Ende machte, als daß ſie irrſinnig am Leben geblieben wäre! — Aber wer ſagt, wer weiß, daß ſie irrſinnig geworden wäre, hätte ihr in der unheilvollen Stunde nur ein Menſch zur Seite geſtanden? — Sich mit ihrem Untergange abfinden und die werten Hinterbliebenen beklagen, iſt ſo bequem! ſo billig! verrät ein ſo gutes, weiches Herz! — Nein! Zähneknirſchen gegen Käthens furchtbares Geſchick! und ehrlicher Grimm und Zorn gegen die, die es über ſie gebracht!

29. Sept. Beim Leſen von Burckhardts Geſchichte der Renaiſſance[105]) habe ich viel darüber nachgedacht, was für die Geſamtheit geleiſtet wird, wenn der Einzelne ſich voll und ganz entwickelt, und was für ihn und andere damit Bedeutendes gewonnen wird, wenn ein Menſch an ſich und an ſeinem Leben das äußerlich Schöne und Würdige herausbildet, was freilich ohne einen entſprechenden innern Gehalt nicht durchweg und nicht dauernd vorhalten kann. — Schön ſein, ſich würdig, den andern erfreulich darſtellen wollen, ſie ſchon dadurch zur Beachtung der Form zwingen, und die Achtung, die man vor ſich ſelber hat, damit ihnen zum Geſetz

machen, das ist ein verdienstliches Werk! — Die Menschen sind gar zu geneigt zu jener oberflächlichen Achtlosigkeit, die in den Tag hineinlebt. Aber wie der Mensch des ausruhenden Feiertages nicht entbehren kann, wenn er nicht zum Lasttier sich gedankenlos erniedrigen soll — so hat die Menschheit der Feiertagsmenschen, der hervorragenden Naturen nötig, die jeden stille zu stehen, inne zu halten, sie zu beachten zwingen, mit dem sie in Berührung kommen. Und wie diese Naturen unwillkürlich durch ihr Sein und Erscheinen erhebend auf die große Masse wirken, so wirkt der Einfluß, welchen sie auf diese üben, auch wieder auf sie selbst zurück. Damit aber gewinnen sie die Kraft, die sie in den schwersten Lebenslagen, in Alter, Schmerz und Krankheit aufrecht erhält, die ihnen den Wunsch und das Bestreben giebt, nicht unter sich selbst herabzusinken, in jeder Lebenslage dem sittlichen Adel der höheren Menschennatur gerecht zu werden, und denen, von welchen man überlebt wird, ein reines, schönes Bild zur Nachahmung zu hinterlassen. — Was der Einzelne an sich und in sich vollendet, ist für die Gesamtheit und für alle Zeit gewonnen. — Schön und aufrecht leben! schön und aufrecht sterben! Das ist es — aber es ist beides schwer!

Berlin.

21. Okt., den Tag vor dem Geburtstag des Geliebtesten. Ein Monat ist's, seit ich das schrieb! — Was wußte ich damals, was ich damit sagte? — Ich hatte den Schmerz noch nicht gekannt, den bittern, hoffnungslosen Schmerz! — Wie der Blinde von der Farbe redete ich vom Leben und vom Sterben! — Jetzt weiß ich, was es heißt! — und in meiner bittren Pein segne ich's, daß ich

dies heute ſchreibe und nicht Er, den alle meine Gedanken erſehnen, den ich ſuche und ſuche — und nirgends, nirgends finde! — „Kein Wiederſehen möglich, das beglückt!“ — Ach, ſie ſollen ihn heilig und in Ehren halten, den Glauben an ein Jenſeits und ein Wiederſehen nach dem Tode — alle, die ihn in ſich haben! — Verlieren, verſchwinden, aufhören ſehen, was unſres Lebens Leben, unſre Welt war — und leben bleiben ohne alle Hoffnung, das iſt ſo hart, ſo bitter — daß das Herz es kaum erträgt, und der Verſtand es empörend und abſcheulich findet — bis auch dies Empfinden untergeht in dem troſtloſen Jammer, daß der Geliebte nicht mehr iſt, daß wir allein ſind. Wie oft, wie oft hat er's mir in guten Stunden vorgeſungen: „ach, iſt's denn möglich, daß ich dich laſſen muß!“ — und über die Klage und das Weh dieſes ſchlichten Volksliedes kommt der Verſtand, komme ich in keinem Augenblick hinaus! — Ich weiß es — ich erleide es mit jedem Atemzuge — und ich faſſe es nicht! werd' es niemals faſſen! will's auch gar nicht!

19. Nov. **Adolfs Tod!** Der Juli war ſehr ſchlecht geweſen. Adolf hatte ſich ſehr matt gefühlt, aber weder über katarrhaliſche, noch über irgend eine direkte Beſchwerde am Herzen hatte er ſich beklagt. Erſt gegen das Ende des Monats ſtellte ſich etwas Huſten ein, er fing an, wieder Chloral zu brauchen und ſprach zu verſchiedenen Malen ſeine Sehnſucht nach dem Ende ſeiner Leiden aus. „Ich bin nicht gemacht für das Siechtum,“ ſagte er oftmals, „meine Natur iſt auf Jugend angelegt, und ich habe kein Gefühl des Alters, nur krank fühle ich mich, ſehr krank!“ — Im Auguſt, als es ſo heiß

war, befand er sich besser. Er stand vor acht Uhr auf, ging morgens zur Musik, die ihn immer sehr erfreute, wir saßen am Mittag meist ein paar Stunden draußen und fuhren sehr häufig am Nachmittage aus. — „Ich glaube," sagte er in der Zeit einmal, „ich komme doch wieder in die Höhe, und das ist sehr gut für dich." Und das alte Volkslied zitierend, sprach er: „Zersprang ihm wohl sein römisch Glas — zersprang ihm auch sein Herz! — Mein römisch Herz! Was würde aus dir wohl werden, wenn das Meer von Liebe dich nicht mehr umfluten wird, in dem du die dreiunddreißig Jahre lang gelebt hast. Verlassen wirst du nicht sein, denn die Menschen lieben dich, aber dennoch!" — Er hielt mich an seiner Brust, ich ließ ihn nicht weiter sprechen, ich küßte ihn und schluckte meine Thränen herunter. — Es gelang mir, wenn er nur erträglich wohl war, nur einigermaßen bei Kräften war, immer leicht, ihn zu erheitern. Es war dazu nichts nötig, als eine Frage nach einem Allgemeinen, einem geistig bedeutenden Ausspruch. Es zog ihn gleich völlig von sich selber ab; und wir waren fortdauernd in den Regionen des Guten, Großen, Edeln, Schönen.

Am Freitag, den 6. Okt., begruben sie ihn. Ich war nicht mit dabei, weiß nichts davon. Nachmittag fuhr ich mit Alwin und meiner Schwester hinaus. Eine Tanne beschattet sein Grab, gleich rechts vom Eingange des Friedhofs — eine kleine provisorische Marmortafel mit dem geliebten Namen — alles bedeckt von Blumen! — Ich weiß nicht, wie ich leben konnte! leben kann! und wie ich fortgekommen bin von der Stelle, an der zu ruhen mein einziges Verlangen ist. — Am Sonnabend in der

Frühe war ich noch einmal bei ihm — — und dann fort durch die weite, leere Welt, in die so geliebte Stätte unseres Glücks — die mich öde anstiert wie die Wüste — in der ich umher gehe wie ein irrer Geist auf der Stätte seines Glückes:

„Jetzt weiß ich von der Geister Leide,
Die, wo sie gelebet, umgeh'n müssen!!"

Nur nicht mehr lange! Nur nicht lange mehr!! Ich kann die Oede nicht ertragen! Und wozu auch? —

26. Nov. Am Freitag, den 6., beim Begräbnis hielt ein Pastor Köhler ein kurzes Gebet, sprach eine kurze ehrende Erinnerung an den geliebten Mann. Die Sänger vom Theater sangen vor und nachher — Marianne Lübeke, die Anmutvolle, streute ihm volle blühende Rosen über den Sarg in seine, unsere Gruft hinunter.

„Es giebt Dinge, sagte Adolf in dem letzten Jahre und in den letzten acht Tagen ein paarmal zu mir, die das Schicksal, wie Goethe es gegen Eckermann ausspricht, sich hartnäckig vornimmt, und gegen die alles, was wir zur Abwehr thun, vergeblich ist. Das erfahre ich auch. Es ist, sprach er einmal in Wiesbaden, als ob mein Untergang beschlossen wäre! Erst der grausame Herbst von 1875, in dem wir schon im November 7—17° Kälte hatten, und das so späte Frühjahr von 1876, bei dem ich erst nach 8 Monaten Stubenhaft am 24. Mai an die Luft konnte. Nachher ein nasser, kalter Juli, darauf 31 Tage unerträglichster, regenloser Hitze als nächstes Gefolge, und hier in Wiesbaden, wo wir die goldigsten Herbsttage genießen sollten, wie alle Welt uns verhieß — naßkalte

Regentage wie zu Hause im Dezember. Und da sitzest du mit deinem geliebten Gesicht und siehst in das Regengerieſel hinaus und denkst, mit deinem guten Willen kannst du's abwehren, und meinst, die geliebten Hände können mich festhalten. Du kannst's aber nicht! Das Schicksal ist tückisch und hat uns unser Glück schon lang beneidet. Es will mich zu Grunde richten — und viel Arbeit hat's dazu nicht mehr! — Sieh nur meine Hände! — Ich begreif's oft gar nicht, daß du, der alles Häßliche so fürchterlich zuwider ist, mich noch magst, daß du mich noch in den Arm nehmen, mich küssen magst — aber freilich, die Liebe ist etwas Göttliches und darum auch ohne Wandel und Zeit — dir bin ich noch dein römischer Adolf — und doch „das gegliederte Gebilde, ganz ein andres ist es nun!" — —

16. Dez. Nach einem Ausspruch von Adolf: Die rohen Völker mischen Gott in alles, machen ihn zum Träger alles dessen, was geschieht. Zeus und Jehovah donnern und blitzen, und auch der christliche Gott läßt noch die Sonne scheinen. Mit der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Gehirns lernt dieses die Gesetzmäßigkeit von Ursache und Wirkung in der Natur erkennen und läßt den mit Willkür herrschenden Gott zurücktreten vor dem „Gesetz und der folgerechten Notwendigkeit" — Aber es ist noch ein weiter Schritt von der Erkenntnis der gesetzlichen Folgerichtigkeit in den Natur-Erscheinungen bis zu der Erkenntnis der Folgerichtigkeit aller der Dinge, welche in dem freien Willen der Menschen ihren Ursprung haben. Der Mensch muß erst sich selbst vollständig als den Schaffenden begriffen haben, und damit die volle Verantwortlichkeit

für alles, was geschehen ist und geschieht, auf sich und seine menschlichen Schultern zu nehmen im stande sein, ehe er „den Gott, den Weltgeist, die Vorsehung, die höhere Fügung" ebenso außer Thätigkeit setzt, wie den donnernden Zeus, den blitzenden Jehovah und den Gott-Vater, der seine Sonne scheinen läßt. Von dem abgesetzten Gotte verlegt der Mensch das Gesetz in sich, und erst wenn er das thut, und alle Verantwortlichkeit für das Geschehende auf sich nimmt, wird er das Gottes-Ebenbild, als das der Mythus ihn vorahnend gestempelt hat. Mit dem Beginn der Entwicklung der Begriffe: „Gut und Böse" in dem menschlichen Empfinden und Denken, ist der Mensch „Gott!" — Das deutet auch in ihrer naiven Weise die Bibel an, in der jüdischen Sage von Adam und Eva. (I. Moses Kap. 3, V. 22.)

27. Dez. Ich habe das Weihnachtsfest überstanden ohne dich — ich bin unwohl, und du weißt es nicht. Wen kümmert's auch? Wer braucht mich? und was hab' ich noch zu thun? — Nach so viel Liebe, so viel Glück, so viel Bewußtsein der Unentbehrlichkeit, nach so viel felsenfester Gewißheit in jedem Augenblicke die geliebten Arme geöffnet und an dem reinsten, treusten Herzen meinen sichern Hafen zu finden — allein! — im Alter allein! — Es denkt es keine Phantasie aus! — Ich habe dich geliebt mit aller meiner Kraft, und doch war's nicht genug — nicht genug als Lohn für die Liebe, die du mir gewährt, für das Glück, das ich mit dir genossen — mein Alles du! — Ich schelte mich undankbar gegen die Meinen: gegen meine Freunde! Aber sie sind doch nicht du!

28. Dez. Wir würden heute einen guten Tag gehabt

haben, bei dem Lesen der National-Zeitung über das Zustandekommen der Reichs-Justizgesetze als Kitt für die deutsche Einheit. Man fragt sich immer, wo sie die Zuversicht zu dem Fortbestehen derselben hernehmen, so lange im Reiche drei souveräne Könige und so und soviel andre souveräne Fürsten Macht haben, die zu bekriegen, innerhalb des Reichs im Falle einer Widersetzlichkeit zu bekriegen sein würden, wenn die Völker nicht so fest zusammengeschweißt wären, daß sie, d. h. jedes betreffende Volk den widerstrebenden Fürsten entthronte, um sich zum Reich zu schlagen. Dies aber ist allezeit undenkbar, solange nicht die sämtlichen Lebensbedingungen durch die Gesetze im Reich die gleichen sind. Da wir nicht, wie seiner Zeit es in Frankreich und England geschehen, durch Aufhebung der Sonder-Staaten und Entthronung aller Fürsten bis auf den Kaiser, ein einiges Reich und eine Nation geschaffen haben, bleibt gar nichts übrig als die Einheit durch Einigung des Volkes zu schaffen; und wären diese Einheit und Einigung nur durch den Absolutismus zu erreichen, so sollte mich ein Menschenalter des Absolutismus nicht erschrecken, wenn wir aus demselben fest und unzerfallbar durch neue innere Fehde, hervorgehen könnten. Man muß erst sein, um Etwas sein zu können.

Ähnlich kurzsichtig verhält man sich in Bezug auf die heißersehnte Jury für Preßvergehen; abgesehen davon, daß dies Verlangen der Presse den Glauben an eine fortdauernde liberale Strömung voraussetzt. Wie würde es um die Presse gestanden haben, wenn ihre Vergehen, von 1849—1861, von Geschwornen abgeurteilt worden wären? — Von dem Augenblicke ab, in dem die Zensur auf-

gehoben worden, ist ein strenges Preßgesetz solange die einzige Schutzwehr jeder individuellen ruhigen Entwicklung, bis sich im Bewußtsein der Schriftsteller die Erkenntnis ihrer großen und schweren Verantwortlichkeit gegen die Nation, klar herausgebildet hat. — Und daß in einem aus gebildeten Männern zusammengesetzten Richterkollegium das Urteil über Preßvergehen zehnmal sicherer gewahrt ist, als in der Einsicht von Laien, ist für mich eine Sache der festesten Ueberzeugung.

29. Dez. Durch einen Zufall komme ich auf den Roman: Madame Bovary von Gustave Flaubert zurück, der seiner Zeit so viel von sich reden machte, wie jetzt die Daudetschen Romane. Wenn man den Grundgedanken der Dichtung bezeichnen will, so ist es die Wahrheit, daß das meiste Unglück und die meisten Verirrungen, ja die Vergehen und Sünden eines großen Teils der heutigen Frauenwelt — und vielleicht der Französinnen im besonderen — von der Empfindung jenes unbestimmten Mißbehagens, der vague malaise, jener Halbbildung hervorgehen, welche sich in keinem gegebenen Verhältnisse befriedigt fühlt, weil sie selber keinem genügt. In der Heldin des Flaubertschen Buches ist mit großer Meisterschaft das Bild einer solchen Frau und ihres entsittlichenden Einflusses auf einen im Grunde ordentlichen Mann gegeben. Das Wort: elle le corrompait encore au delà du tombeau! hat eine fürchterliche Wahrheit in sich.

31. Dez. Abends 10 Uhr. Zu Bett gelegen den ganzen Tag — nicht verlassen, denn Freunde kamen nach mir sehen — aber einsam bis zur Herz-Zerrissenheit. „Nur

wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ — und tausend und tausendmal wiederhole ich die Worte, die sein geliebter Mund so oft gesprochen hat: „Es schwindelt mir und brennt mein Eingeweide. Allein und abgetrennt von jeder Freude!“ — und wie in mein Notizbuch schreibe ich mir es heut' auch hier ein: Ich schließe mein letztes, noch glückliches Jahr ab. Sein Auge leuchtet mir nicht mehr — ich bin im Herzen einsam und freudlos bis zu meiner letzten Stunde. Sein Auge leuchtet mir nicht mehr — sein ernstes geliebtes, freundliches Auge! Aller heißer Herzenssegen über sein heiliges Gedächtnis — über sein reines, edles Sein!! — Mein Ein und Alles du!

1877.

2. Jan. Wie die Wüste liegt es vor mir, das Jahr, in das du nicht mehr eintrittst mit mir — und wie ohne Kompaß sehe ich ratlos umher und weiß nicht, wohin mich wenden mit meinen Gedanken. Ich möchte mir helfen, weil ich weiß, du würdest mir sagen: Hilf dir! Lebe! — Liebe mich! — Ja! Dich lieben, das thue ich, das kann ich! — aber leben ohne dich — wie soll ich das? Und für wen? Wozu? — Ach! wer sein Liebstes hat sterben sehen — „Ist dem Tode selbst dahingegeben — Wird für keinen Dienst der Erde taugen“ — und kann und kann es nicht fassen, das schaurige Mysterium des Vergehens, vor dem uns graut — eben weil wir es erleiden, ohne es verstehen zu können — und doch ist's zuletzt ein Augenblick — Aber du hast ihn erlitten im herzzerreißenden Erinnern an unser unsägliches Liebesglück; denn mit schon erlöschendem Auge hing dein zärtlicher Blick an mir, und während deine kalte

Hand mich erbeben machte in der Angst des Todes, sogen deine Lippen sich noch in Liebeserinnern an den meinen fest — und wie Tristans, war Liebe dein letztes Empfinden! — Ach! Wenn ich dir nur das, wenigstens das nur einmal sagen könnte! Lieber, geliebter, lieber Mann!

6. Jan. Grimms Vorlesungen über Goethe und seine Werke[106]) sind, wie mir scheint, das Beste, was Grimm gemacht, obschon sie gar nichts Neues bringen; indes, wie jeder Portrait-Maler einen Teil seiner Wesenheit auf das Bild überträgt, so geht es auch Grimm mit dem vollsaftigen, heißblütigen Goethe. Er verblaßt ihn und macht ihn bleichsüchtig. Er beweist der Nachwelt, daß Goethe weder Fridrike, noch Lotte leidenschaftlich geliebt hat, weil — — ja doch eigentlich nur, weil er diese Lieben nicht dauernd festgehalten, diese Geliebten nicht geheiratet hat. Als ob ein Gefühl lange währen müßte, um als Leidenschaft von einem Dichter empfunden zu werden? — Der heiße Sonnenblick, der einmal vor unsern Augen eine Gegend überstrahlte und verklärte, lebt immer mit dieser Gegend in uns als ein Einziges und Dauerndes, als ein Unwandelbares fort; und wie ein Leid nicht lange zu dauern braucht, um als ein Martyrium empfunden zu werden, so braucht eine Leidenschaft nur in dem Dichter aufzuzucken, nur wenig Stunden und Tage in ihm lebendig gewesen zu sein, um von ihm ewig als große und schöne Leidenschaft empfunden und festgehalten und verklärt zu werden. Mich mahnten diese Beweis-Versuche, daß Goethe jene Frauen nicht geliebt, an eine Anekdote, die mir Heinrich Kruse einmal in Bezug auf einen Goetheerklärer erzählt hat. — Eckermann berichtet in seinen

Gesprächen mit Goethe, daß ihm dieser auf die Frage: „Welche Frau er am meisten geliebt habe?“ mit Entschiedenheit geantwortet: Lilli! — und der Erklärer setzt hinzu: „Darin irrt sich Goethe!“ — wenn das wahr und richtig ist, ist es das Komischste, was sich denken läßt. — Auch von der Art und Weise, wie ein Dichter schafft, macht Grimm in seinen Erklärungen seinen Zuhörern wundersame Vorstellungen. Er denkt sich den Dichter wie einen Mosaikarbeiter. Im Mephisto soll ein Stückchen von Herder, ein Stückchen von Merck, ein Stückchen von Goethe und von Dem und Jenem sein, und nichts von dem großen, erratenden, zusammenfassenden Schauer und Erkennen, das ja grade den großen Dichter, den Schöpfer macht? — Nichts von dem Herausheben des Individuellen aus dem richtigen, fast unwillkürlichen Erfassen des Allgemeinen? Nichts von dem plötzlichen Erscheinen im Geist des Dichters? — Welch eine Vorstellung hat Grimm vom Dichter? — Und welche Vorstellung von dem Verhältnis Goethes zu der Stein? — Statt sich zu fragen: Ist es möglich, daß ein liebender Mann und ein liebendes Weib zehn Jahre nebeneinander schmachten? Ist dies möglich, wenn sie in voller Freiheit Tag und Nacht miteinander allein verkehren? Wenn der Liebende das Strumpfband der Geliebten mit sich nimmt — das sie sicherlich nicht sich im Nebenzimmer abbinden gegangen ist, um es dem Platoniker nach Hause mitzugeben — statt sich diese Fragen vorzulegen, fragte Grimm sich und uns: Ist es wahrscheinlich, daß ein Ehrenmann, wie Herr von Stein, dergleichen, wie den Ehebruch seiner Frau mit Goethe geduldet haben würde? — Ja! Es ist möglich!

Denn die Herzogin Luise duldete unter ihren Augen das Verhältnis ihres Mannes zur Jagemann — Frau v. Heygendorf. — Die Zeit dachte leicht, sehr leicht in jenen Kreisen über die eheliche Treue, und Herr von Stein war genötigt, nicht nur ein Auge, sondern beide zuzudrücken. Er konnte dem ersten Minister des Landes, dem Vertrauten und Freunde seines Herzogs, den Stuhl nicht vor die Thüre setzen, ohne selbst vor die Thüre gesetzt zu werden. Er durfte nicht anzweifeln, was die „Herrschaften" nicht anzweifeln wollten; Frau v. Stein war keine Frau, die sich auf das Wort ihres Gemahls in die Einsamkeit nach Kochberg verpflanzen ließ — und beide fanden ihren materiellen Vorteil in der Verbindung der Frau mit Goethe. — Für unser einen lautet über dieses Verhältnis die Frage immer nur: „Wie war Goethes Festhalten an der Stein durch so viel Jahre möglich? —" Der Großherzog von Weimar, Karl Alexander, sagte mir, er sei in der Lage gewesen, ganze Konvolute ungedruckter Briefe von Frau von Stein zu lesen und sei immer aus einem Erstaunen in das andere gefallen über die gänzliche Unbedeutendheit des Inhaltes und der Frau. — Auch Grimms Andeutung, daß Corona Schröter das Original der Philine gewesen sein könne, beruht auf einem vollkommenen Irrtum. Die alte Frau von Pogwisch in Weimar, und früher schon Ottilie von Goethe in Italien haben uns Knebels nachmalige Frau, die Rudorf, als das Original der Philine bezeichnet. Ganz dasselbe bestätigte mir der Großherzog, mit Hinzufügung der mit ihr gehabten lächerlichen Erlebnisse, zu denen ich noch ein selbsterlebtes Abenteuer unglaublichster Art hinzufügen könnte. —

Am besten und richtigsten erscheint mir, wie Grimm Goethes Verhältnis zu Spinoza und zu der Naturwissenschaft aus Goethes zur maßvollen Selbstbeschränkung geneigten Natur erklärt. Das ist wirklich schön, klar und überzeugend. Er sagt: Goethes großer Gesichtspunkt ist die Beschränkung aller Naturerkenntnis auf das Gebiet des „Zugänglichen".

Er schätzt Spinoza, „weil er in dessen Werken einen zusammenhängenden Reichtum von Beobachtungen über die menschliche Natur sah, bei denen nur das zur Untersuchung gezogen war, was dem grübelnden, teilenden, beobachtenden menschlichen Verstande faßbar ist. Goethe erkennt von vorn herein „das Unzugängliche" als die größere Hälfte der Naturerscheinungen an. Er bescheidet sich vor dem „großen Geheimnis". — Er wendet sich ab von der jetzt schon den Schulkindern vertrauten Theorie von dem einstigen Zerfall der Erdkugel. Er wendet sich von dieser völlig unfruchtbaren Erkenntnis ab. Es reizt ihn, die unendliche Vergangenheit zu enträtseln — der unendlichen Zukunft anders als dichterisch beizukommen, reizt ihn nicht — er hat einen Widerwillen gegen die verzweifelte Logik der Naturphilosophie. —

Und das grade ist das Kennzeichen des Dichters. Der Dichter liebt und braucht das „Scheiden", die Analyse — um die Elemente des Neuschaffens in Händen zu haben. Wo sich ihm die Möglichkeit des persönlichen Mitwirkens, des eigenen Schaffens, des Werdensehens und Erkennens entzieht, beginnt für ihn der Schrecken, die Angst — er hat mit der unabweislichen Vernichtung nichts zu thun. — Denn sie ist nichts als grauenhaft! und man kann

sich mit der Vorstellung derselben auch als Naturnotwendigkeit nicht versöhnen.[107])

18. Jan. Alfred de Musset von Paul Lindau[108]). Das ist ein grauenvolles Lebensbild! Man weiß nicht, soll man Lindau tadeln, daß er durch sein Wieder-Erzählen all dieser verabscheuenswerten Dichtungen den Deutschen diesen Peststoff zuführt, oder soll man es eine gute, patriotische That nennen, daß er ihnen darthut, von welcher Art der Dichter ist, den die Franzosen als ihren ersten Lyriker bewundern und verehren. Ein Lyriker! der nicht vom Boulevard des Italiens fortkann, der sich nicht im Tau des Morgens, sondern mit Absynth begeistert! — Ein fürchterlicherer Lebenslauf ist kaum zu ersinnen. Ein begabter Jüngling, der sich mit siebzehn Jahren entweder durch seine bereits verübten Ausschweifungen, oder durch die aus der Verderbtheit der Nation verdorbene eigene Phantasie kein anderes Ziel zu stecken weiß, als die Betäubung seines Lebensüberdrusses durch den Trunk; der sich mit 17 Jahren vornimmt, ein Säufer zu werden und in der Mitte des gewöhnlichen Menschenlebens auch als Säufer zu Grunde geht! Der nicht einmal wie Herkules am Scheidewege schwankend stehen bleibt, sondern mit voller klarer Einsicht in sein Thun, vor jeder Gosse stehen bleibt und in eine jede auch hineinfällt — das ist etwas Entsetzliches! — Es ist kein wirksameres „Gegen die Franzosen!“ geschrieben worden, als dies Buch! und ich finde es jetzt doppelt gerechtfertigt, daß Adolf und ich von den Musssetschen Helden und Poesien nie etwas Rechtes gehalten haben. Seine Helden: Rolla und Frank und Er selber, diese Heroen der öffentlichen Häuser und Dirnen, sind einer wie der andere; seiner sogenannten fein

empfundensten Lyrik klebt der Watteausche Zopf an, auf seinen Rosen liegt statt des Taus der Puder, und sie riechen nach dem Pot pourri. Eines seiner Motive ist immer schlimmer als das andre, und gradezu vernichtend ist Lindaus Schlußurteil über ihn — mit welchem er ihn doch nicht eigentlich verdammen will — denn er hat einen geheimen Zug zu den Sünden, die er von Amts wegen mit einer anscheinend ernsthaften Entrüstung tadelt. Er sagt von Musset: „Selbständig bis zum Eigensinn, unabhängig bis zur Aufsässigkeit gegen jede, wenn auch noch so ehrwürdige Autorität, und sei diese Autorität sogar die Pflicht gegen sich selbst, der Respekt vor seinem eignen Talent — ohne eine andere Richtschnur, als die seines eignen Willens, seiner Launen und Leidenschaften, ist er durch das Leben gestürmt (ich würde sagen getorkelt), hat vor keiner Schranke stehen bleiben wollen, und ohne auch nur danach zu trachten, die Kräfte zur Ueberwindung der Hindernisse, die das Leben ihm entgegenstellte, zu erwerben, die abgenutzten wieder zu gewinnen und zu ersetzen, hat er sich, ohne je zu rasten, lieber mühevoll weiter geschleppt, so weit es eben gehen wollte, ist zusammengebrochen, als seine Kräfte ganz versagten, und liegen geblieben" — in der Gosse! — Das thut ja jeder Trunkenbold! Wozu also die Mühe und der Kraftaufwand zur Darstellung eines so nichtswürdigen und widerwärtigen Bildes? Schade um die Mühe!!

19. Jan. Welch ein Wunder ist der Mensch und sein Gehirn! — Ich schreibe dies, weil ich's dir nicht sagen kann! — Gestern abend, als mich Gustav Hansemann zu ihnen hinausholen ließ und ich allein durch den Tiergarten fuhr,

ſchien das erſte Viertel des Mondes hell am Himmel. Es war ſchön, und ſchnitt mir doch durchs Herz! Ich dachte: Es ſcheint auf dein Grab! Ich ſehe es, und du nicht! Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, es war mir ſo ſchrecklich, daß ich etwas haben ſollte, was du nicht mit mir teilſt! — Wir haben ja 30 Jahre lang alles ſo redlich geteilt — den Biſſen Brot — wie Freud und Leid — und ich habe dir ſo gern, wo ich es immer konnte, ohne daß du's merkteſt, das Beſte zugewendet! — Mit einemmal ſchwebte mir der Vers auf den Lippen: „Gieb' alles ihm, was du mir zugedacht!" — Ich wußte nicht, woher ich ihn hatte, aber er rührte mich — er dämmerte wie ein mattflimmernder Stern aus weiteſter Ferne zu mir herüber, und ich weinte bitterlich. — Mitten im Geſpräch mit Hanſemanns blieb er mir immer gegenwärtig — und mit einemmal wußte ich, es ſei der Schluß eines Monologes aus dem Bild von Houwald, das ich ſeit nahezu 50 Jahren nicht mehr in der Hand gehabt habe. Aber ich wußte nichts, als den einen Vers! — In der Nacht kamen mir die ihm zunächſt vorangehenden — die ſind mir jetzt wieder entſchwunden — dafür ſchießt plötzlich der Anfang des Monologes in mir empor:

„Ich hab' euch geſeh'n, ihr ſchönen Gebilde,
Eh' noch mich die ewige Nacht umfing,
Wo durch die taubeperl'ten Gefilde
Der Abend mit leiſen Tritten ging!
Da eilte der müde Landmann geſchwinder,
Je mehr ihm die friedliche Hütte ſich naht,
Wo ihm im Kreiſe blühender Kinder

Die liebende Hausfrau entgegen trat,
Und alle unter dem Abendlauten
Sich im Gebet dem Herrn vertrauten."

Merkwürdig! Und nun finde ich den Rest in diesem Augenblick!

„Antonio! Auf welchen fernen Wegen
Führt dich der Abend jetzo heim ins Thal? —
Wer tritt aus deiner Hütte dir entgegen? —
Wer würzt mit Liebe dir das kleine Mahl? —
Erscheint dir nicht, wenn Sehnsucht dich erfüllt,
Der armen trauernden Camilla Bild,
Die dich nur sieht in ihrer tiefen Nacht?
O! könnt' ich meine Grüße zu dir senden!
Doch Vater! Ich befehl ihn deinen Händen!
Gieb alles ihm! was du mir zugedacht!

Wie rätselhaft, wie geheimnisvoll ist dies Verschwinden und Wiederfinden dessen, was unser Gedächtnis einmal festgehalten und besessen hat! — Und nebenher wie einfach und rührend ist dies Stückchen Poesie, aus dem so oft belächelten und verspotteten Houwald[109]). — Die ganze Nibelungen-Trilogie hat nicht ein so rein und richtig empfundenes Wort — und ich gebe sie und den ganzen Alfred de Musset hin, für den sanften, schmerzlichen und nachklingenden Eindruck, den mir gestern der zufällig in mir auftauchende Vers hervorgerufen hat.

19. Jan. Ganz denselben Eindruck über das Rührende und Schöne in der Einfalt des Gedankens in der Kunst habe ich gestern in der National-Galerie vor den beiden Marien

von Philipp Veit gehabt, und mich wieder in der Ueberzeugung bestärkt, daß nicht die bloße Ausführung, das Können die wesentliche Wirkung in der Kunst hervorbringen, sondern daß der Inhalt, der Gegenstand des Dargestellten die Hauptsache ist in aller Kunst. Nebenher ist es mir wieder auf das deutlichste klar geworden, wie in der Malerei die Wirkung des geistigen Stoffgehaltes die materielle Größe des Bildes bedingt. Eine klein gemalte Schafherde in der Campagna von Verboekhoven, eine klein gemalte Herde von Brendel, eine mäßig große Rindviehherde an einem See sich tränkend, die Schafherden-Skizzen von August Schenk[110]), und die „Mignons" von demselben in unserem Besitz, das ist alles anmutend und inmitten der Stadt, inmitten eines Salons erquicklich und lieblich! — Die lebensgroßen Schafe von Schenk in A.'s Salon sind geistlos an sich — und geschmacklos bis zum Beleidigenden in einem Salon. Sie haben etwas Verdummendes, wenn man sie lange ansieht. — Die Größe, die Form muß vom Geist ausgefüllt sein. — Die kleinen Ostades sind reizend, Knaus' Kartenspieler in der Schenke sind häßlich, weil sie naturwahr sind, und Gussows Bauerngruppe in Lebensgröße ist abscheulich! — und an diesem Credo soll mich kein moderner Realitäts-Kultus irre machen! —

22. Jan. Zum erstenmal habe ich heute gedacht: Gottlob! daß der Geliebte das nicht mehr erlebt! — Herrmann Althof ist am 14. Jan. in New-York an der Kopfrose gestorben — das Ideal schöner, liebevoller, durchgebildetester Männlichkeit! Der höchste Typus edeln deutschen Wesens! Ein Arzt voller Hingebung — eine

Seele voll höchstem Rechtsgefühl — uns zu eigen wie ein Sohn, ein jüngrer Bruder, mit der tiefsten, verständnisvollsten Liebe — und von uns geliebt, wie wir einander liebten! — Ich richte meine Augen nun nicht mehr zu ihm hinüber! — das Wiedersehen, auf das ich mich, wie auf eine mir noch mögliche Freude vertröstet — wird mir nun nicht mehr. Ich habe nächst Stahr niemand so sehr geliebt, als diesen treuen Freund! denn auch seine Liebe für Stahr und mich war eine jener so unendlich seltenen „bedingungslosen Lieben!" Sie war uns ein großes Glück! und ich segne es, daß es dem Geliebtesten erhalten geblieben ist bis an sein Ende, daß er den jüngern Freund nicht zu beweinen braucht. — Ach! Goethes Ausspruch, wie furchtbar ist er wahr: „Prüfungen erwarte bis zuletzt!"

23. Jan. Die unermüdliche Vergnügungslust und Genußsucht vieler alter Leute ist mir früher immer so rätselhaft gewesen, und ich habe sie angestaunt und mit Adolf oft darüber gesprochen. Jetzt kann ich sie mir erklären. Es ist das Bestreben, sich des Denkens zu entschlagen, nicht allein zu sein mit seinem Gram und seinem Schmerze, und sich und sein Brüten, sein Abwarten des Lebens und das instinktive Grauen vor dem Tode los zu werden in Zerstreuung. Das ist berechtigt, ist natürlich — und doch widerwärtig.

Alles ist eigentlich Widerspruch in dem Wesen des Menschen. Man scheut sich vor dem Nichtsein — in dem man doch eben nicht mehr ist — selbst wenn man des Seins zu freuen sich nicht mehr fähig fühlt.

27. Jan. Die Vorstellung des Volksglaubens, daß Gestorbene ihre liebsten Menschen bald nachholen, ist

gar zu schön, und sie ist mit dem Glauben an die Unsterblichkeit und an die persönliche Fortdauer uns leider auch verloren gegangen. Wenn ihr lebtet! — irgendwo — du und Herrmann! — ihr könntet es ja gar nicht über das Herz bringen, zusammen zu sein und mich hier allein zu lassen! — Heute schreibt mir die arme Kate Daggett aus Cambridge (Amerika), die auch einen trefflichen, schönen, geliebten Mann verloren hat — It seems best and my duty to live for my son, though I am not quite sure. I would much rather go and find the life of my life if he anywhere exists, if he does not — forgetfulness! — und doch ist auch das nicht richtig! — — Denn welch eine Leere, welche Wüste, wenn man das Glück seiner Vergangenheit nicht hätte oder die Erinnerung daran verlöre!

27. Jan. Pücklers Tagebücher beendet.[111]) Es ist merkwürdig, so im großen ganzen den Lebenslauf eines Menschen durch nahezu achtzig Jahre zu übersehen, mit all seinem Bestreben und seinem Fehlen, Irren, Sündigen, Leisten und Vollbringen. Es ist in jedem von uns ein Kampf ums Sein! Wir wollen uns genugthun, wollen das Ideal unserer Existenz erreichen, und weil dies Bestreben in jedem von uns liegt, kommt es darauf an, daß der Mensch rechtzeitig zu einem richtigen Urteil über sich selbst gelangt, so daß er sein Idealbild von sich nach seinen wirklichen Anlagen, d. h. innerhalb seiner Möglichkeiten sich gestaltet. Geschieht dies, so hat man, wie z. B. bei Goethe, trotz allem gelegentlichen Irren, auf eine in sich vollendete Menschenbildung zu rechnen — und eine in sich vollendete Bildung ist innerhalb sehr beschränkter Fähigkeiten möglich. Kommt aber ein Mensch nie zu

einer klaren Vorstellung von sich selbst, so wird er unfehlbar dazu gedrängt, seine Ziele zu wechseln, sich immer neue Ideale aufzurichten, denen er nicht oder nicht ganz zu entsprechen vermag; und ebendeshalb wird er auch dahin gedrängt, sich selber fortdauernd zu täuschen und zu belügen — niemandem voll zu genügen — und wie dies Pücklern alle Augenblicke begegnet, die großen Eigenschaften und die Fehler erdichteter Gestalten als genaue Kopien von sich selbst anzusehen. — Es war gar nicht schwer, wenn man ihn kannte, die schlimme Stelle in ihm zu erkennen. — Er war bei vielen schönen Anlagen von der kleinlichsten Eitelkeit — mit einem sehr erregbaren Herzen von dem grausamsten Egoismus — zu allen Arten von Leichtsinn, von Uebelthaten bereit, und immer ebenso bereit, sie zu bereuen. Es war etwas durchaus Weibisches in ihm, und der Ausspruch der alten Frau von Olfers überraschte mich neulich ungemein: „Glauben Sie denn an all seine Liebesabenteuer? Er hat nie ein Kind gehabt — mir ist er immer nicht wie ein Mann vorgekommen, er hatte etwas von einem Eunuchen in seiner Selbstbespiegelung!“ — Wahr ist's, daß ich einen Mann von gesunder Kraft nie habe mit seinen Abenteuern prahlen hören — abgesehen davon, daß es ehrlos ist. — Und trotz alledem war Pückler sehr geistreich, sehr einnehmend in der Unterhaltung — — aber alle seine gesellschaftlichen Eigenschaften saßen an ihm wie Ordenszeichen, die er anlegen und ablegen konnte. Es war kein rechter Kern, keine Einheit in ihm — weder des Guten, noch des Bösen. Nicht einmal ein eigentlicher Vergnügling war er, denn er bekam im Augenblicke alles satt. — Und wenn man, wie ich, auch ganz heiter eine Weile mit ihm

verkehrt hatte, fragte man sich mitten darin: Wozu thust du das im Grunde? — Man konnte ihn nicht verehren, aber man vergnügte sich mit ihm; und — er war doch eine Eigenart, die anzog und beschäftigte, wie ein Kaleidoskop — in jedem Augenblicke etwas andres — was aber meistens angenehm überraschte.

30. Jan. Heute vor einem Jahre schon fürchtete ich deinen Tod — — und es gab nur seltenes und kurzes Hoffen noch nachdem! — Aber es gab doch noch ein Hoffen! Erst wenn der Mensch gar nichts mehr wünscht und hofft hört das Leben auf, lebenswert zu sein.

31. Jan. Vorgestern, als die Sonne am Nachmittage in unser Fenster schien, konnte ich mich des Weinens nicht erwehren, denn ich dachte an all unser gemeinsames und so einfaches Glück, an all unsere harmlosen, sich jährlich erneuernden Freuden. Wir genossen mit der Rückkehr der Sonne alle unsere Bilder neu. Wie oft freuten wir uns, wenn die Sonne den schönen Gurlittschen Baum wieder zu erleuchten anfing, wenn sie dann später mein Bild erreichte und beschien, wenn sie Schenks Schafe am Strande überglänzte, und wir uns daran ergötzten, als hätten wir das Bild nicht viel tausendmal und immer unter unseren Augen gehabt und betrachtet. — Lebenskünstler waren wir im höchsten Sinne des Wortes durch unser Genießen dessen, was wir besaßen und durch das Festhalten in der Freude an demselben. Ohne solche Treue kommt man zu keinem Glück und zu keinem förderlichen Genuß.

2. Febr. Das Alter lebt, im Vergleich zur Jugend, wie auf einem Hochgebirge. Sein Tag ist früher an-

gebrochen, es sieht von weiter, einsamer Höhe in großer Uebersicht den Zusammenhang des Landes und des Lebens unter seinen Füßen, unbeirrt durch das Geräusch des Tages und des Augenblicks, der die sich hastende Menschheit in ihren abgegrenzten Bereichen, in Lust und Leid, in rascher Arbeit durcheinandertreibt. Es kommt etwas wie „Allwissenheit" in das Gemüt, aber „der Erkenntnisbaum ist nicht der Baum des Lebens".

Abends. Jeder, der sein Leben auf die Erfüllung und Erreichung eines einzigen großen und guten Zweckes stellt, darf sich glücklich nennen, weil all sein Thun dadurch in sich einheitlich und also geschlossen wirksam wird. Dein Glück in seiner weitesten Ausdehnung, in Förderung deiner Absichten, deiner Wirksamkeit, deines Wohlbefindens, deiner Kinder, in der Ausbildung meiner selbst, denn ich war dein, und meine Ehre die deine, das war mein einziger Zweck — und so war ich auch wieder dein ganzes Denken und Thun. — Es waren sicherlich kaum zwei Menschen miteinander so eins in ihrem Wollen und Streben, so vollbewußt sich ihres Glücks, als wir.

Febr. Die größte und reinste, ja, eigentlich die verklärte Freude, genießt man in der Freude des Menschen, den man am meisten, den man mehr als sich selbst liebt. Wenn ich Adolf bei Käthens Gesang ihrer wundervollen Goethelieder so entzückt dasitzen und ihr mit Hingegebenheit lauschen hörte, dann war ich vollkommen glücklich, so glücklich, daß ich mir gar nichts Höheres denken kann. Wir lebten dann alle drei in reinem Idealem.

15. Febr. (Nachträglich aus den Bettliege-Tagen.) Die Menschen haben oft, wie sie glauben, felsenfeste,

selbständige Ueberzeugungen — mitunter drei, vier ganz entgegengesetzte in zwei Tagen — und wenn man sie, d. h. die Überzeugungen, recht darauf ansieht, sind sie samt und sonders von dem Urteil der Leute geborgt, und von der Furcht vor demselben eingegeben! Mutige Menschen mit unabhängigen Meinungen und unabhängiger Handlungsweise sind weiße Raben.

Wer einmal einen Menschen sterben sehen, der weiß es, daß der Tod, das Sterben, furchtbar für den Menschen sein muß, wie ein Untergang für die Welt. Und wer je das brechende Auge eines Geliebten, den angstvoll verzweifelnden Blick gesehen hat, dies: „Was geschieht mir? Hilf mir! Erbarme dich meiner!" der kann nie wieder froh werden in seines Herzens Grund, auch wenn er lächelt und sich an dem Guten und Schönen freut.

Eitle Menschen sind nie objektiv. Sie beziehen jedes allgemeine Urteil, wie alle kleinen Naturen, regelmäßig auf sich, weil sie sich der Mittelpunkt der Welt sind; und sie machen ihre sogenannten allgemeinen Bemerkungen immer eben deshalb auch aus ihrer Seele. Wer sie kennt und übersieht, liest ewig bei ihnen zwischen den Zeilen ihrer Bemerkungen; und sie können dabei sonst gar gescheit sein und mancherlei wissen. Nur von sich selber loskommen können sie nicht — und damit meinen sie, mit diesem in sich Beschränktsein könne man die Objektivität eines Dichters haben, der nicht bloß wie Heine, in seinen meisten Sachen, subjektiver Lyriker.

16. Febr. Kinder viel in der Geselligkeit des Hauses zu lassen, ist schädlich, wo die Unterhaltung sich

um leere Äußerlichkeiten oder gar um Leichtfertigkeiten dreht; aber es ist vorteilhaft, wo die Unterhaltung ernst und namentlich der Boden und der Ton derselben streng sittlich ist. Es ist in solchen Fällen gar nicht zu berechnen, wie früh und nachhaltig oft große, tiefwurzelnde Gedanken in das Gemüt der Kinder gepflanzt werden. Ich war noch sehr klein, lernte konjugieren — etwa 8jährig — als mir im Gespräch der Erwachsenen die Worte: kategorischer Imperativ und Kritik der reinen Vernunft auffielen. Ich fragte, was das heiße? „Kritik der reinen Vernunft," sagte mein Vater, „das heißt, daß der Mensch nichts thun soll, was er sich nicht vernünftig überlegt und als richtig befunden hat; und kategorischer Imperativ heißt, daß der Mensch sich selbst befehlen soll, immer seine Schuldigkeit zu thun, auch wenn's ihm sauer wird!" — Ich habe das nie wieder vergessen, und hundertfach im Leben die Gelegenheit gehabt, mich daran zu erinnern.

17. Febr. An keine Empfindung werden unberechtigtere und unerfüllbarere Ansprüche gemacht, als an die sogenannte Familienliebe. Adolf kannte diese „erkünstelte Beschränktheit", wie er es nannte, gar nicht, und spottete über den Kultus des heiligen Ichor's.[112]) Wenn andere Menschen liebenswürdiger, bedeutender, edler, besser sind als eigene Kinder, und sich mir liebenswerter machen, pflegte er oft zu sagen, so müßte ich ja mein Bewußtsein verleugnen und mein gesundes Urteil Lügen strafen, wenn ich sie nicht mehr schätzen und also höher halten sollte, als die eigenen Kinder. — Aber die Menschen belügen sich gern. — Ja! kann man unter seinen Blutsverwandten einen edeln Menschen lieben, dann hat die

Gemeinſamkeit der Erinnerungen einen erhöhten Reiz — aber ſonſt iſt die Freiheit der wählenden Neigung ſchon ein großer Vorzug vor der gleichſam geforderten Liebe und Freundſchaft. Adolf hatte die freudigſte Anerkennung für die guten Eigenſchaften ſeiner Kinder, aber von der inſtinktiven blinden Elternliebe hatte er keine Spur in ſich. Er nannte das Glück, Kinder zu haben, ſtets „das ſehr zweifelhafte!“

18. Febr. Es iſt gar nicht zu begreifen, das: Er war! In jedem Augenblicke betreffe ich mich darauf, daß ich meine Gedanken auf Adolf richte, d. h. mich mit ihnen an ihn wende, als wäre er da! Daß ich denke, ich müſſe dieſe pſychologiſche Erfahrung an Herrmann ſchreiben, als läge nicht auch er jetzt ſchon unter der Erde. Sie ſind mir Mitlebende, ich fühle mich mit jedem Gedanken an ſie geknüpft und empfinde dabei mit Herzzerriſſenheit, daß ſie nicht mehr ſind. Ich habe kein Wort und finde keines für dieſe fürchterliche Zwieſpältigkeit des Denkens und Fühlens. Manchmal zuckt es in mir auf, daß ich mir ſage: „Ich beſaß es doch einmal!“ aber in demſelben Atemzuge fühle ich, daß ich ihn noch beſitze, daß mir Adolf unverlierbar iſt, daß er in mir lebt und ſchafft als die eigentliche Triebkraft — daß ich Eins mit ihm bin — und einſam meine Tage hinbringe ohne ihn. Es iſt ein verwirrender, „müder Kreislauf“ der Gedanken, der mich unfähig macht zu allem von mir und ihm abſehenden freien Schaffen. — Wo ich mit meinem Denken hinſollte, ohne dieſes arme, ſtumme Buch — ich weiß es nicht!! — Und daß all die tauſend reizenden Dinge, die Impromptüs von Kobbe, die Scherze, daß ſein ungewöhnliches Wiſſen von Goethe — all ſein Wiſſen hin iſt

— es ist gar nicht zu fassen! Ich beherrschte das Griechische, das Latein, die klassische und unsere Litteratur — alles, was er erworben hatte und besaß, war mein, stand mir zu Gebote — Jetzt? — bin ich wie eine entthronte Königin — einsam auf mich selbst gestellt — und finde mich viel ärmer, als ich mich glaubte! —

1. März. Ein verständiger und gutwilliger Mensch kann mit jedem Menschen fertig werden, der bestimmte gute oder schlechte Eigenschaften hat. Man kann sich auf die einen oder die andern einrichten, ihnen begegnen, auf sie rechnen. Aber gegenüber einem Menschen, dessen ganzes Wesen wechselnd ist wie ein Chamäleon, ist man immer ratlos und unsicher, und bewegt sich wie ein Blinder tastend, in jedem Augenblick einem Unfall, einem Zusammenstoß ausgesetzt und also unbehaglich und gefährdet.

Es bleibt einem im Leben und in allem geistigen Schaffen nichts übrig, als sich an des trefflichen Moltkes Wahlspruch zu halten: Erst wägen und dann wagen!" — und wie ich es heute an M. G. schrieb, „husarenhaft darauf los zu gehen!" so lange man — die Kräfte dazu hat. Damit haben Adolf und ich viel erreicht, manch Nachhaltiges geschaffen — aber werde ich das auch jetzt noch, werde ich es noch einmal können — da er, der treue, nie wankende Genosse, der feste Stab, der sichere Rückhalt, mir genommen ist?

4. März. Küster, Apotheker, Buchhändler, Kunsthändler, kurz, alle diejenigen, die mit der Wissenschaft oder der Kunst in untergeordneter Weise zusammenhängen, habe ich fast nie ohne die übermäßigen Ansprüche der

Dilettanten und ohne deren eitle Einbildungen, und fast immer — mit geringen Ausnahmen unter den Buchhändlern, die dann sehr würdig waren — als Narren gefunden. Ueberhaupt wird das halbe Verstehen, wird das halbe Können, der lächerliche Glaube der Dilettanten, „wenn sie nur die rechte Anweisung gehabt und wenn sie nur die nötige Zeit hätten, und wenn sie wollten und nicht anderes zu thun hätten, so u. s. w." einem wirklich immer widerwärtiger — und es giebt niemand, der so frisch weg die ungereimtesten und ungerechtesten Urteile über Kunst und Kunstwerke, dichterische und andere, fällte, als der eitle Dilettantismus — der doch so unglaublich dumm ist. Ich genieße davon mein redlich Teil!

6. März. Widerwärtigkeiten, die einem plötzlich begegnen und gegen die man sich nicht schützen und wehren kann, muß man wie eine bittre Mandel behandeln, die einem in einem Kuchen zufällig in den Mund kommt. Man muß sie still und rasch herunterschlucken, oder ebenso rasch ausspucken. Aber die meisten Menschen begehen den Fehler, sie erst gründlich zu zerbeißen, sie wiederzukäuen, und schließlich bleibt ihnen doch auch nichts übrig, als sie herunterzuschlucken oder auszuspucken, nachdem sie die Bitterkeit gründlich ausgekostet haben, was sie sich ersparen konnten. Und es sind nicht nur die Frauen, die diesen Fehler begehen. Es waren Männer, zu denen Schiller den Wallenstein die Worte sprechen läßt: „Seid Ihr nicht wie die Weiber, die beständig zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang!" Mit den Sachen fertig werden ist etwas Unerläßliches

für den tüchtigen Charakter — und zugleich ein Zeichen desselben.

19. März. Wenn eine Frau es erst dahin gebracht hat, aus dem Kranksein ihren Lebensberuf zu machen, ist der kräftigste und stärkste Männercharakter neben ihr rettungslos verloren.

21. März. Enttäuschungen erträgt man am leichtesten, wenn man sie mit sich allein abzumachen hat; denn jedes tröstende Bedauern teilnehmender Freunde ist in solchen Fällen nichts als eine Verletzung unseres Selbstgefühls und vermehrt unser Mißbehagen.

Jungen Leuten, die in der Gesellschaft eine Stelle einzunehmen wünschen und beginnen, kann man nicht dringend genug die Lehre einschärfen, sich der Gesellschaft nicht hinzugeben. Sie schätzt nur das, was ihr nicht oft geboten wird, was ihr nicht in jedem Augenblick erreichbar ist, und hört auf, denjenigen zu beachten, über den sie Herr geworden zu sein glaubt. Am notwendigsten ist solche vorsichtige Zurückhaltung für den Gelehrten, den Künstler, den Schriftsteller gegenüber den bürgerlichen und vollends den jüdischen Geldmenschen, und diejenigen, welche diese Vorsicht nicht beobachtet, habe ich regelmäßig nicht nur von dieser Gesellschaft erniedrigt, sondern ebenso regelmäßig unter sich selbst heruntersinken sehen. Ich kenne überhaupt kaum etwas Degradierenderes als den Verkehr mit den durch Reichtum emporgekommenen Juden nach der bürgerlichen Gleichstellung derselben, d. h. seit der Zeit, in welcher sie es nicht mehr für nötig halten, sich durch gründliche Bildung und Abschleifung ihres unerträglichen Dialektes, durch Ablegung ihrer unmanierlichen Mienen und Gebärden, die

Anerkennung und Gleichstellung mit der deutschen Gesellschaft zu erkaufen. Und wenn ich das sage, habe ich wahrhaftig ein wohlerworbenes Recht, dies auszusprechen.

8. April. Leid und Freude verlangen einen Hafen, in dem sie landen können — wer den nicht mehr für sich besitzt, irrt verlassen auf dem Meer des Lebens umher, und muß sich sagen, daß er scheitern und untergehen kann, ohne daß man es besonders merkt. Wenn der Sturm die Planken des stolzen Schiffes an das Ufer wirft, werden sie sich vielleicht fragen: woher kommen die? — und sich besinnen, daß das Schiff nicht mehr vorhanden. Aber wie gleichgültig ist das! — Wen kümmert es? — und in all der Gleichgültigkeit müßte man sich doch selber gleichgültig werden! und man wird es nicht! Wie klein ist das, und wie unbegreiflich!

12. April. Das bleibt das Unerfaßbare! Die Liebe ist da — ganz, groß, voll und ausschließlich wie sonst — und ihr Gegenstand dahin für immer — aufgelöst in nichtsbedeutende Atome — nur noch ganz und unverändert in all seiner Schönheit in dem Herzen, das auch in nichtsbedeutende Atome zerstieben wird. Und dies alles zu wissen — es einzusehen — und willen- und machtlos unerbittlichen Gesetzen einer unerkennbaren Macht zu unterliegen. Es ist um den Verstand darüber zu verlieren — und sich verstandlos dem Glauben zu überantworten — wenn man sich nicht seines sich bescheidenden und entsagenden Verstandes mit einer Art von stumpfer Verzweiflung über das Nichtbegreifenkönnen völlig sicher weiß.

12. April. Gegen Personen, die man nicht genau kennt, soll man nie aufrichtig sein, am wenigsten

über sich selbst und seine eigene Bedeutung. In diesem Falle ist aber ebenso die sonst anmutige Bescheidenheit meist ein Fehler. Denn da die Leute im allgemeinen sie nicht besitzen, sich vielfach überschätzen, so setzen sie diese ihre Eigenschaft auch bei dem Bescheidenen voraus, und während er sich nicht überschätzen wollte, finden sie ihr Behagen und ihre Rechnung dabei, ihn so weit immer möglich zu unterschätzen und herabzusetzen.

22. April. Man, d. h. der feinsinnige Herr v. Loeper[113]), hat eine kritische Ausgabe von Dichtung und Wahrheit herausgegeben, und das hat mich veranlaßt, das Werk wieder einmal zu lesen. Dabei habe ich wie immer wieder die Empfindung gehabt, daß Goethe zu spät an diese Arbeit gegangen ist. Die eigentlichen Kinderjahre sind für mich die einzige Arbeit, auf welche der sonst sträfliche Ausdruck zopfig anwendbar ist. Es fehlt gerade diesem Teile der Arbeit die Ursprünglichkeit und Frische der Jugend, die Naivetät, die kindliche Unschuld, die z. B. in seinen Jugendgedichten so entzückend ist. Ich habe immer die Empfindung beim Lesen gehabt, als sähe ich die pompejanischen Wandgemälde, in denen Genien und Amoretten sich alte Masken vor den Kindergesichtern halten. All das Kinderthun und Treiben ist so fürchterlich objektiv und reflektiert, so summarisch berichtend darin dargestellt, daß die in der Kindheit doch gerade so außerordentlich große Subjektivität damit vollkommen vernichtet wird. Goethe hat offenbar durch das reiche Erleben und das weltumfassende Denken seiner 62 Jahre. das eigentliche Kindesleben vergessen gehabt. Aber das tiefste Erkennen und Nachdenken ersetzt die harmlos fröhliche Thatsächlichkeit der Kindheit nicht

— und bis zu der Zeit, in welcher Goethe zur Universität geht, bleibt diese, die Wahrheit nicht wahr wiedergebende Darstellungsweise sich ganz gleich. Daß dazwischen das Märchen reizend — daß die Darstellung des Lebensweges der Erzväter unvergleichlich überzeugend und plastisch ist — das steht fest. — Aber weder dies Märchen kann von einem 10jährigen Knaben erzählend erdacht sein, noch kann ein 12jähriger solche Anschauungen von dem Leben der semitischen Nomadenstämme gehabt haben. Das sind absolute Unmöglichkeiten — und auf das Werk, als einheitliches Kunstwerk genommen, wirken also diese beiden Einschaltungen störend. Frisch und naturwahr wird das Werk eigentlich erst mitten in der Leipziger Zeit — hinreißend und wundervoll charakterisierend erst in Straßburg. Aber von da ab auch so liebenswert und fesselnd, daß man sich von dem Lesen nicht losreißen kann, obschon man das, was man liest, halbwegs auswendig kann.

Weißer Hirsch bei Dresden.

15. Juni. Ich habe absichtlich so lange nicht geschrieben. Ich dachte, wenn ich schwiege, schwiege auch der Schmerz. Aber es ist alles Lüge, was ich sage, thue, hoffe, mir und den andern vorhalte. Ich kann das Sprießen der Tannen nicht sehen, ohne an die Tannen zu denken, die über dem geliebten Grabe ihre frischen Sprossen treiben und die du nicht mehr siehst, der das frische Tannengrün so liebte. Meine Sehnsucht nach dir ist über alles Sagen groß — und du bist nicht mehr da, daß ich dir's sagen kann, wie ich dich entbehre in jedem Augenblick, du geliebtestes Glück!

25. Juni. Natürlich zu sein, d. h. sich in seiner Ungezwungenheit sorglos darzustellen, ist nur dann

lobenswert und erfreulich, wenn durch eine angeerbte und dadurch angeborene schickliche und wohlgefällige Weise des Betragens diese Achtlosigkeit auf sich selbst anderen wohlthuend und anmutend ist. Da aber die Naturanlage selten diese schönen Eigenschaften besitzt, so ist es eine sittliche Pflicht, die Härten, Ecken, Roheiten der Natur abzuschleifen, sich durch beständige Achtsamkeit auf sich selbst erst zur Form und zur Schönheit zu gewöhnen und dies so lange fortzusetzen, bis diese Gewohnheit zur anderen Natur geworden ist. Dann erst hat man mit der Freiheit auch das Recht, sich achtlos gehen zu lassen und sich frei in der durch Kunst gebildeten Natur den Menschen gegenüber zu bewegen. Für den geschulten Menschen ist es ebenso lästig als beleidigend, wenn formlose Unbildung sich ihm selbstgefällig als „Natürlichkeit" gegenüberstellt und aufdringt.

Ragaz.

13. Juli. Etwas Traurigeres als einen Kurort, als diesen Zusammenfluß von kranken Menschen, die wie Wundergläubige herbeiströmen, um sich den Bedingungen der Endlichkeit zu entziehen, kenne ich kaum. Aber das Bedürfnis, an Herstellung für diejenigen zu glauben, die man liebt, ist so groß, daß ich — solange Adolf lebte — immer mit hoffendem Herzen und zuversichtlichem Sinne die Sommerreisen unternahm. Die Liebe und mit ihr die Hoffnung sind die Sonne und der Mond, die uns durch das Leben leuchten und es uns schön erscheinen machen. Ohne sie — bricht die Eiszeit über uns herein, und wir wandeln in Nacht und in Kälte.

15. Juli. Als ich gestern den Grafen Harry Arnim[114]) traf, und wir auf den Papst zu sprechen kamen, sagte er: „Pius'

Verhältnis zur Madonna ist eigentlich so, wie das der Heroen zu den Göttinnen — halbwegs unkeusch. Mich hat's immer gewundert, daß er nicht einmal erklärt hat, er habe sich in zweiter Ehe mit der Jungfrau Maria verheiratet und sei jetzt der Stiefvater des Heilands. Glauben müßte es die katholische Christenheit ihm doch!" — Das war der ganze geistreiche und leichtfertige Arnim, wie ich ihn 1866—67 gekannt!

16. Juli. Die Trappisten wußten, was sie thaten. Mit sich selbst allein zu sein, nichts hören, nichts sehen, nichts unnütz sprechen müssen, ist zuweilen die allergrößte Wohlthat. Jetzt erst im Alter und da ich allein bin, verstehe ich Michel Angelos „non veder, non sentir m'è gran ventura!"

19. Juli. Schmeichler sind wie geschminkte Frauenzimmer. Sie bilden sich immer ein, man sähe die Lüge nicht, und da man ihnen dies aus müder Höflichkeit verschweigt, werden sie immer dreister und tragen immer gröber auf, bis es zum Ekel wird.

Menschen, die es mit Genugthuung von sich selbst aussagen, daß sie unabänderlich fest in ihren Urteilen über die Schwächen und Vergehen anderer sind, wissen gar nicht, welch ungemeiner Geistesbeschränktheit und welch geringer Einsicht sie sich damit zeihen.

Abends. „Sie müssen sich zerstreuen!" sagt man mir. Als ob man das könnte — und als ob man's wollen könnte, wenn es möglich wäre. Einen Verlust vergessen, ein Glück vergessen zu wollen, das man dem geliebtesten Menschen nie genug zu danken vermochte — das wäre der eigentliche, schwärzeste Undank — wäre die Verleugnung alles gehabten

Glücks — und würde etwas Fürchterliches sein, das glücklicherweise der rechten, das ganze Dasein ausfüllenden und beherrschenden Liebe eben ganz undenkbar ist. Aber was wissen sie davon?

25. Juli. Für eine Frau ist gar nichts peinlicher, als wenn sie mit Männer zu thun hat, die bei sehr beschränktem Verstande ihr doch an Kenntnissen überlegen sind, während sie sie nach allen Seiten übersieht — ohne sie im einzelnen des Wissens mit positiven Thatsachen widerlegen zu können. Die Inferiorität meines Geschlechtes habe ich nie empfunden, die meines Wissens oft sehr bitter und mit Verdruß.

25. Juli. Wenn ich die unsäglich mühsame Arbeit betrachte, welche Männer wie Max Müller[115]) und seines Gleichen daran wenden, der Ursprache und der Ur-Religion der Menschheit auf die Spur zu kommen, so flößt mir das neben der größten verehrenden Bewunderung dieses Scharfsinns und dieser Beharrlichkeit, in welcher die Menschennatur ihre Kraft zeigt, zugleich ein Mitleid mit den Menschen ein. Ich staune sie an — und doch fällt mir Goethes bescheidenes: „Und sehe, daß wir nichts wissen können!" ein — und Lessings: „Ein Steckenpferd mehr, sich über die Langeweile des Lebens fortzuhelfen." Da der Mensch sich nicht selbst die Dauer der Welt versichern kann, die er die seine nennt — ja! da all sein fortschreitendes Wissen ihm eben nichts als die unabweisliche Zerstörung dieser Welt gewiß macht — so ist mir nichts eigentlich so wunderbar, als der ungeheure Ernst und die unermeßliche Mühe, welche die Menschen sich um die Erforschung — eines so vergänglichen Wesens machen, wie die Menschheit

es auf der vergänglichen Erde ist. Was liegt denn daran? — Die Atome zu ergründen, aus denen die in Farben vor uns gaukelnde, emporsteigende und rasch zerplatzende Seifenblase sich zusammensetzt! — Kinder, die wir alle sind, — der eine mit seiner Liebe, der andere mit seiner Forschung! Wir erheben uns zu dem Höchsten, das wir erreichen zu können glauben, versenken und vertiefen uns in uns, so sehr wir es vermögen, — nun glauben wir das Ziel erreicht zu haben — glauben glücklich, glückselig zu sein — und eines Tages stehen wir voll Entsetzen vor der Vernichtung, vor dem Nichts! — Sie durchforschen die Jahrtausende rückwärtsblickend — um die Erkenntnis zu gewinnen — aber zu welchem Zweck? — Aus bloßer Lust am Erkennen? — Das wäre eine Genußsucht wie eine andere — also menschlich berechtigt. Nur daß das Wort doch auch seine schwer wiegende Berechtigung hat: „der Erkenntnisbaum ist nicht der Baum des Lebens!" — Und wieder! mein Grübeln was ist es anders als Zeitvertreib?

28. Juli. Herrschsüchtige Menschen stellen und zeigen sich alle Augenblicke empfindlich, damit sie den andern immer etwas zu verzeihen haben.

29. Juli. Ich habe alles! Menschen, die mich wert halten, die mich auch lieben — was man so lieben nennt! Ich habe zu essen — Lebensfreiheit — kann reisen — kaufen — sogar schenken. Aber wer nennt mich: mein Herz! mein Liebstes! mein Engel! — Wem leuchtet die Freude, die Zärtlichkeit aus den Augen, wenn er mich sieht? — Wer von allen vermißt mich, wenn ich nicht da bin, und macht mich dadurch mir selber wichtig und mein Leben mir wichtig? Wer breitet mir am Morgen die Arme ent-

gegen und sagt: „Da kommt mein Sonnenschein!“ — Und das sollte ich nicht entbehren in jedem Augenblick? — Ohne dies Glück soll ich mich nicht elend fühlen und nicht unglücklich sein? — Die dummen, stumpfen Thoren!

6. Aug. (Während Helene[116]) packt.) Man sieht sich beneidet um Besitz und Dinge, die man, so lange man glücklich war, selbst als Glück empfand — macht es sich zum bittern Vorwurf, daß es nicht mehr so ist — und kann's und kann's nicht ändern, weil die Sonne nicht mehr an unserem Horizonte steht, die der Welt — unserer Welt — Licht und Glanz und Farbe lieh. — Und merkwürdig genug — nur die einfachsten, schlichtesten Frauen haben das Herz, es zu verstehen und die Ehrlichkeit, es zuzugeben, daß dem also ist. Die Gebildeten denken, sie müßten und könnten, wie der Geliebte es nannte — mein Empfinden umlügen, und dann würde ich es glauben! — Wie elend wäre unsere Natur, wenn das möglich wäre!

9. Aug. Was ich an Goethe so schön und so beneidenswert finde, ist sein spätes Lieben-Können, seine Fähigkeit, noch im späten Alter neues Lieben in seinem Herzen erzeugen und festhalten zu können — selbst wenn es nicht mehr die alte Glut der Jugend ist, und ihn selbst weniger, als den Gegenstand, den er liebt, erwärmt. Nur in der Liebe für die Levezow flammte noch einmal das ganze volle Feuer der Jugend auf. — Aber er konnte das auch zu Suleika noch sagen: „Unter Schnee und Nebelschauer, Ras't ein Aetna Dir hervor.“ Das Nordlicht, das durch die Welt leuchtet, ist eben auch ein herrliches Phänomen — obschon es nicht die Wärme der Sonne hat — und man hat es anzustaunen und zu bewundern.

Ütliberg bei Zürich.

12. Aug. Das Charakteristische an unserer Zeit ist das Massenhafte. Massenhaftes Genießen in geistigen und leiblichen Dingen — Weltausstellungen — große Kunstausstellungen, Monstre-Konzerte (wie bezeichnend ist der Name), Gesamtreisen mit einem Unternehmer in und um die Welt, bei denen Scharen scharenweise zum Vergnügen dasselbe sehen, und bei denen es, glaube ich, dem ausgeprägtesten eigenartigsten Menschen kaum möglich sein kann, sich als ein Sonderwesen zu empfinden, seiner Selbst und dessen, was er sieht, froh zu werden. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es nachgrade Zeit wird, hie und da auf Einsiedeleien für den Sommer zu denken, in denen gebildete Menschen ihres Lebens in Zurückgezogenheit froh werden und mit sich und der Natur in stillem, einsamen Genießen ihrer Schönheit froh werden können.

Berner.

13. Sept. Frauen, die bei großen geistigen Mitteln von der Natur vernachlässigt oder gar mit einem abschreckenden Makel behaftet sind, müssen Engel sein, wenn sie nicht Teufel werden sollen, und ihre oft ungewöhnlich lebhafte Gefallsucht ist ein verzweifelter Versuch, sich über ihr Unglück zu trösten. Jede Eroberung, die sie machen, ist in doppeltem Sinne ein Triumph für sie — und eine solche Frau, die im Haß gegen die Schönheit einer glücklicheren Frau den Geliebten entreißt, ist ein höchst interessantes Problem für den Roman — aber mir zu häßlich.

22. Sept. Sorgen sind das Gewicht, das dem Lebensschiff den nötigen Ballast giebt. Solange ich

schwere Sorgen aller Art, und auch später, als ich die nicht endende geliebte Sorge um den Geliebten hatte, ging ich meinen oft dunkeln und schweren Lebensweg mit fast unirrender Sicherheit. Jetzt, wo ich gar keine Sorgen habe, weil ich mir Vermögen erarbeitet, da ich weder um meinen Unterhalt, noch um meine Arbeiten, noch um irgend wen, als um mich selbst zu sorgen habe, an der doch für niemand etwas gelegen ist, jetzt weiß ich nicht, was ich will und mit mir machen soll. Wie ein Schiff auf sturmgepeitschter See, taumle ich hin und her, daß ich mich vor mir selber und vor den andern schäme — aber der Sturm, der über mich hingefahren ist, hat mir die Maste zerschmettert und das Steuer zerbrochen — und ich sehe vergebens nach dem Lichte aus, das mir den Weg zeigen könnte.

24. Sept. Wenn ich geistig frische, lebenslustige alte Männer und Frauen gesehen, habe ich sie immer bewundert, ohne recht zu wissen, weshalb, denn ich sagte mir daneben immer: es ist doch im Grunde nicht ihr Verdienst, daß sie gesund sind und leben. Jetzt weiß ich das, wie vieles, anders. Es ist eine Kunst, sich mutig zu erhalten gegenüber der nahenden drohenden Vernichtung. Ein Verdienst immer noch mutig an die Arbeit zu gehen und einer Generation, der man nicht mehr angehört, und deren Bestrebungen und letzte Ziele nicht mehr die unseren sind, bei ihrer Arbeit zu helfen, deren Früchte wir schwerlich mitgenießen werden. Es ist ein Großes, sich den Glauben, die Liebe, die Hoffnung an, für und auf ein Etwas, das kommen soll, zu erhalten, mit denen man in der Jugend in jeden neuen Tag hineintritt — und man muß entsagen, vergessen, neu beginnen können, um sich

noch auf etwas freuen, etwas wünschen und wollen zu können! — Und weil mir das alles so sehr schwer wird, bewundere ich die alten lebenslustigen Menschen jetzt noch mehr als früher. Hier gilt es auch recht eigentlich, das Goethe'sche: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren!" — wenn auch in anderem Sinne, als der, in welchem er es gemeint hat. — Und um mich zu wehren gegen das Versinken in die Freud- und Mutlosigkeit des Alters, um zu versuchen, ob ich es nicht lernen kann, noch etwas zu wünschen und zu wollen, möchte ich mich dahin bringen, nach Rom zu gehen. Lust habe ich dazu so wenig als zu irgend etwas anderem.

3. Okt. Adolfs Todestag! Wie groß sind die Worte: „Es ist vollbracht!" und jenes andere: „es ist die Zeit für ihn vorbei!" wie herzergreifend! wie tief bis in das Mark erschütternd. Ich werde es nicht müde, gestern und heute, sie mir immer und immer zu wiederholen — und daneben des geliebtesten Mannes zu sich selbst, am Tage vor seinem Ende, in stillem Brüten hingesprochenes: „Es ist eine furchtbar ernste Sache um den Tod!" Gestern abend stand ich im Sonnenuntergang vor dem Kirchhof von Clarens und sah die langen Gräber-Reihen unter den Cypressen. — Alles war voll Blumen, voll Duft, voll Licht. Ich dachte: „wie sie so sanft ruhen!" und das alte Kirchenlied rührte mich unbeschreiblich. Dann fiel mir ein, wie ich hundertmal von den geliebten Lippen die Worte vernommen: „warte nur! balde ruhest du auch!" und ich hatte die heißeste Sehnsucht, so wie nach ihm, nach dem beseligenden Glaubenkönnen an dies Ruhen, an ein bewußtes, gemeinsames Ruhen mit ihm, in alle Ewigkeit

hinein. Es ist fürchterlich wahr, so fürchterlich als unerläßlich: Das Wissen ist der Tod! — Der Glaube ist das Leben! — aber wer kann den Glauben aufrecht erhalten neben dem Wissen? wer kann ihn uns wiedergeben, wenn das Wissen ihn in uns zerstört hat? — Mir ist mitunter, als bekäme die Sprache mit dem Alter und seiner Erkenntnis eine ganz andere Bedeutung, als lernten wir sie erst im Alter recht verstehen. Von frühester Jugend an habe ich jene Worte gekannt — jetzt erst verstehe ich sie! — Sie haben nicht geliebt, nicht verloren, nicht gelitten, die Menschen, welche — wie ich selbst und wir alle, die wir der Zeit und Richtung von 1830 bis jetzt in gleicher Gesinnung angehören — meinten, man thue etwas unbedingt Gutes für alle, wenn man mit den alten poetischen Vorstellungen des Christentums frischweg bräche — man könne sie durch philosophische Erkenntnis tausendfach ersetzen! — Sie sollen lange darauf warten, ehe sich das erfüllt! — Zuversichtlich zu hoffen ist ja so unendlich beglückender, als sich starr und kalt bescheiden zu müssen — und das Herz lernt das Entsagen nie! — Heute, als ich am See in der Frühe spazieren ging — es war der erste völlig neblige Tag, sagte ich mir unwillkürlich Goethes Klage um seine Christiane vor:

Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstren Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Und selbst diese Kenntnis von Goethe, die mich als bester, innigster Trost durch das Leben begleitet, wem verdanke

ich sie, als dir? dem ich alles, alles verdanke! — Nun ist das Jahr vollendet! — Es ist vollbracht! — Es ist die Zeit für ihn vorbei! — Das sind die großen Naturlaute, die die Menschheit nur einmal ausstößt, um sie nie wieder zu verlieren! die sie unwillkürlich festhalten muß, so lange sie selber besteht! — Es ist die Zeit für ihn vorbei! — und ich gehe neues Erleben für mich zu suchen — Erhaltung — Heilung der Seele! und ich weiß nicht, ist das Wahnsinn oder Weisheit — Vernunft oder Instinkt. Ich gehe — und empfinde es als Thorheit! — Möchte es keine solche sein! —

6. Okt. Wenn ich die völlige Haltlosigkeit vieler unabhängiger Frauen sehe, begreife ich, wie sie in das Kloster getrieben werden, bloß um ihren freien Willen los zu werden und bedauere es dann für sie, daß es keine Klöster mehr giebt. Mir aber soll und muß es zu einer Mahnung werden, mein Leben wieder kräftig und selbstherrlich in die Hand zu nehmen, da die geliebte Hand es nicht mehr stützt und leitet, aus der all mein Glück geflossen ist. Ob 8 Tage, 8 Stunden oder 8 Jahre noch vor mir liegen — da ich nicht mehr das Glück habe, ihm zu gehören, will ich wieder mein eigener Herr werden — und zu leben suchen, wie er's liebte — in Einfachheit, im Genuß des Erhabensten, im Schaffen des Besten, das ich noch vermag. Das gelob' ich dir und mir — im Beginn des 2. einsamen Jahres!

7. Okt. Wer ohne üblen Willen die Fehler und Irrtümer seiner Nebenmenschen betrachtet, lernt dabei, wenn er will, seine eigenen Fehler und Irrtümer

erkennen, und hat dann die Pflicht, ernst an ihre Ueberwindung heranzugehen.

Rom.

31. Okt. Es giebt Menschen, die reinweg arithmetische Naturen sind, wie die Fürstin Wittgenstein. Sie können nichts als rechnen — sind immer berechnet, und weil sie ewig berechnen, verrechnen sie sich in jedem Augenblick. Sie bringen es vor lauter Wollen und Planen zu gar nichts, enden meistens mit einem Bankerott — und sind, weil sie immer darauf aus sind, etwas ganz Besonderes mit jedem ihrer Worte zu erreichen, taktloser als die Dümmsten. Mir ist nie eine Person vorgekommen, die sich so viel Blößen giebt als sie.

31. Okt. Ich bin immer, und gewiß mit Recht, mißtrauisch gegen die Menschen, die sich durch eigenes Verschulden in einer falschen Lebenslage befinden, und wie .. à la récherche d'une position sociale sind, die sie der Lage der Sache nach nicht finden können. Sind sie obenein ehrgeizig und eitel, so sind sie um so gefährlicher — und wer nur sehen will, erkennt die Lüge in jedem Wort. Der fürchterlich gemachte Ton schriller Heiterkeit zu der philosophischen Weltanschauung ist an sich entsetzlich. Es ist immer das alte Stilet — mit sammtner Scheide, die nirgends ganz, sondern an allen Stellen brüchig ist — und das verwundet, wie man daran rührt.

2. Nov. Mit der Ankunft an einem Orte, an welchem man gern ist, und eine längere Zeit zu verweilen denkt, kommt uns eine Art von Jugend, ein Glaube an die Zukunft, ein gewisser unausgesprochener Lebensmut, selbst im Alter, wieder. Man richtet sich, wie

in der Jugend, auf langes Bleiben ein, man rechnet nicht nach, wie viel Zeit man vor sich hat, man denkt nicht daran, wie bald sie zu Ende sein wird, und darin liegt etwas Gesundes, Heilendes, Erfreuliches — vielleicht der größte Vorteil, den das Reisen uns in späteren Jahren bietet.

Manchen Frauen wird es mit Männern nur recht wohl, wenn sie mit ihnen allein sind — und es sind dies immer unwahre und je nach ihrer Weise auf Abenteuer gestellte Frauen — geistige oder sinnliche Abenteuer. — Diese Lust, Abenteuer zu suchen, geheime Verbindungen anzuknüpfen, Einfluß zu gewinnen, gefügige Werkzeuge in die Hand zu bekommen, gleichviel für welche Zwecke, ändert sich bei ihnen selbst mit den Jahren nicht. Sie sind die Eva und die Schlange in einer Person — und es ist auch ein Irrtum und ein Fehler in dem Mythus der Paradiesesgeschichte, daß sie die Eva und die Schlange in zwei Gestalten darstellte — statt die Eva gleich die Schlange sein zu lassen. Wie sie mir zuwider sind, diese Art von Weibern!

10. Nov. Es ist etwas Fürchterliches um den leichtsinnigen Selbstbetrug, mit welchem die Überlebenden die Missethaten und Sünden vergessen, welche sie gegen die Toten begangen haben, denen sie ihre große Liebe und Treue mit Undank und Hartherzigkeit gelohnt haben. Ich könnte oft bittere Thränen vergießen, wenn ich daran denke, und muß mich hüten, es auszusprechen, wenn mir das Herz davon zu schwer und voll ist. Wie liebevoll sprechen sie jetzt von ihm — und wie bitterlich haben sie ihn oft gekränkt! — und ich muß das gelten lassen und schweigen.

13. Nov. Die eigentliche Treulosigkeit besteht

darin, daß man sich noch freuen kann, wenn der Mensch tot ist, dem man sich eigen gewußt und zu eigen gegeben hat mit allem seinem Sein. Heute, als ich wirkliches Vergnügen an Villa Albani empfand — graute mir vor mir selber und ich begriff nicht, daß ich mich freuen konnte ohne ihn. Mir war, als töte ich ihn in dem Augenblicke, als müsse er rufen: also auch du! — es war fürchterlich und ich kann es nicht vergessen.

21. Nov. Die Fürsten könnten gar nicht durch ihre Tage und durch das Leben kommen, wenn sie es nicht lernten, vieles nicht zu hören und nicht zu verstehen — in den Fällen, in welchen sie die Forderungen, die damit an sie gestellt werden, nicht gewähren können, und durch direktes Abschlagen derselben nicht verletzen wollen. Und bis zu einem gewissen Grade werden wir alle dazu gedrängt, es ihnen auch innerhalb unserer so viel beschränkteren Kreise nachzumachen — um durchzukommen und nicht wehe zu thun. Denn nicht verstanden zu werden, ist lange nicht so bitter, als abgewiesen zu werden.

26. Nov. Fortwährend kann man es, und grade von gar nicht bedeutenden Leuten sagen hören: „die Gesellschaft oder die Gesellschaft ist langweilig, sie bietet mir nichts.“ Aber sie würden es höchlich übel nehmen, wenn man sie fragte: „aber was bieten Sie denn der Gesellschaft? Sie besteht aus lauter solchen Menschen wie Sie, die auch alle etwas haben wollen und nichts geben können.“ Nie, so lange ich ihn kannte, habe ich von Adolf über eine Gesellschaft klagen hören. Er unterhielt sich überall, weil er in jeder Gesellschaft anzuregen, überall etwas zu geben hatte — und daß wir je mit dem Gefühl der Lange-

weile von irgendwo nach Hause gekommen wären, so lange wir zusammen waren, erinnere ich mich nicht.

Die aufdringliche Religiosität, der belästigende Glaubenseifer solcher Personen, die ihrer Natur nach gar nichts glauben können, weil ihr ganzer Verstand mathematisch ist, ist wirklich lästiger als die Fliegen, die man doch totschlagen kann, wenn sie die Abwehr nicht verstehen wollen und immer wiederkehren, um sich ein Vergnügen mit der Belästigung zu bereiten, die sie uns zufügen.

30. Nov. Es ist gewiß nicht angenehm, mit ungebildeten, geistig unthätigen, nichtigen Menschen zu thun zu haben — aber die Beschränktheit, die sich nachahmerisch zu etwas aufstutzt, was sie nicht ist, ist im Grunde das Langweiligste und Unbequemste, weil sie ernsthaft genommen sein will, was doch für einen verständigen Menschen oft recht schwer ist.

4. Dez. Weil das, was die Menschen zu lieben, zu bewundern, zu verstehen behaupten, so ganz ohne Rückwirkung auf sie selber bleibt, glaube ich weder an ihre Liebe, noch an ihre Bewunderung, noch an ihr Verstehen des Schönen, das sie in der Kunst vor Augen haben. Sie bewundern das Sitzen der Agrippina, das Stehen der Pudicitia, und behaben sich, daß einem halbwegs gebildeten Auge übel und weh dabei wird. — Kein Wort von all ihrem Gerede glaub' ich ihnen! — und es ist auch nicht wahr, daß ein Mensch sich innerlich zu wirklicher Schönheit ausbilden kann, ohne sein Äußeres damit in Harmonie zu bringen. Äußere Lodrigkeit hat ganz sicher innere Lodrigkeit nach irgend einer Seite hin zum Unter-

grund — die denn bei Gelegenheit in oft nicht gleich zu erkennenden Formen hervorbricht.

5. Dez. Wie viel falsche Urteile über gegenwärtige Zustände von den Personen verbreitet werden, die sich in denselben durch ihr eigenes Verschulden nicht behaglich, oder aus übermäßiger Eitelkeit nicht genug gewürdigt fühlen, davon überzeuge ich mich auch hier fast alltäglich. Personen, die zu Hause gar keine gesellschaftliche Stellung hatten und hier durch ein Zusammentreffen von Umständen zu einer solchen kommen, beurteilen die deutschen geselligen Verhältnisse, als hätten sie in dem Mittelpunkt derselben gelebt. — Es macht mir oft geradezu einen lächerlichen Eindruck, wenn ich über Zustände, in denen ich seit fast 40 Jahren lebe, so reden höre, als wenn ich sie nicht kennte. Ungebildete, Kleinstädter, Süddeutsche, die von unserer Gesellschaft so gut wie gar nichts wissen, klären mich darüber auf — und klären die Italiener darüber auf, die sich's natürlich gern gefallen lassen, auf unsere Kosten gepriesen zu werden. „Die Trauben sind eben sauer!" — und die Deutschen sind auch jetzt noch nicht so weit, sich als Nation zu respektieren. Es giebt ein gut Teil unter ihnen, die man einsperren müßte, damit sie sich auf sich besinnen lernten, ehe sie über ihr Vaterland sprächen.

6. Dez. Weit davon entfernt, uns nach einem Ideal zu bilden, bilden wir samt und sonders unser Ideal und unsern Gott — wenn wir einen solchen haben wollen, auch heute noch nach uns — und Gott und die Ideale sind denn auch oft genug danach angethan!

Es ist gar nicht bequem, die Menschen im all-

gemeinen und den Menschen im besonderen sehr genau zu kennen, es immer vorauszusehen, was sie thun und weshalb sie das, was sie thun werden, eben so thun werden. Denkt man sich nun vollends einen Gott, der dieses Vorauswissen im höchsten und umfassendsten Grade besäße, so müßte der wirklich wie der Figaro im Barbier von Sevilla in komischer Verzweiflung sein: ah, che mestiere! rufen, ah, che mestiere!

Gestern fragte ich den Daily News-Korrespondenten Herrn Stuart, wie eigentlich die hiesigen Zustände haltbar wären mit den beiden feindlichen Gewalten an den beiden Enden der Stadt. — „Sehr natürlich und leicht dadurch," entgegnete er mir, „daß es keinem mit demjenigen Ernst ist, was er thut, und jeder im Herzen das Gegenteil ist von dem, wofür er sich ausgiebt. Der Papst ist im Grunde seines Wesens Italianissimo und Monarchist — Viktor Emanuel orthodox und kirchlich — die Liberalen sind Monarchisten — die sogenannten Republikaner durch und durch klerikal — und während die große Masse die päpstliche Herrschaft durchaus nicht will, sind sie alle katholisch bis ins tiefste Mark. So brodelt das durcheinander und kommt mit lauter Halbheiten endlich zu halben Kompromissen, bei denen jeder insofern seine Rechnung findet, als er sich beklagen kann, während er zugleich von erreichten Erfolgen spricht und pathetische Reden voll Lobpreisungen ohne Ende — über nichts — gehalten werden"!! —

7. Dez. Daß die Kultur und der ganze geistige Zustand der italienischen Frauen noch ein niedriger sein muß, ermesse ich an der Aufnahme, welche einigermaßen gebildete und unterrichtete Ausländerinnen hier

finden. Selbst Frau ....., die vorigen Winter hier zugebracht, hat man gar nicht dumm und ungebildet, sondern sogar von drastischem Humor gefunden. Unfreiwillig war der mindestens gewiß!

9. Dez. Die Welt müßte längst ein Paradies und die vollkommenste Welt geworden sein, wenn jeder von uns dasjenige wäre, wofür er sich in seinem Herzen hält.

12. Dez. Wenn man die Frauen mit so großem Aufwand von ihrer Liebe sprechen hört, denke ich immer, wie gut es ist, daß man die Liebe nicht mit dem Thermometer messen kann. In dem ganzen großen Bereiche meiner weiblichen Bekannten weiß ich nur eine sehr kleine Zahl, „die was davon erkannt!" In den meisten kommt ein Gemisch von Neigung, von Sinnlichkeit, von Berechnung, von Eitelkeit zusammen, das sie eben zu einem bestimmten Manne hinzieht und ihnen diesen Mann grade begehrenswert erscheinen macht; und diesen lebhaften Zug nennen sie dann eine große Liebe oder Leidenschaft. Aber heute noch wie vor vierzig Jahren bin ich der festen, unveränderten Meinung, daß es sehr schwer ist, sich eine reine, starke, uneigennützige Liebe bei den Frauen vorzustellen, in all den Fällen, in welchen es mit der Heirat zugleich auf eine lebenslängliche bürgerliche Versorgung abgesehen ist. Sie wollen lieber durch diesen, als durch einen andern Mann versorgt sein! Das ist's in 999 Fällen unter tausend. Ich! ich nahm Kränkung und Schmerz und sogenannte Schande über mich — ich hatte nichts von dem Geliebten zu erwarten, lange, lange Jahre hindurch. Ich habe geliebt, ihn geliebt und er mich auch. Wir beide durften von einer großen Liebe sprechen.

15. Dez. Wer noch nicht gesehen hat, wie der Mensch stirbt — der weiß nichts vom Leben!

19. Dez. Die hochmütigsten und eitelsten Menschen sind immer diejenigen, die mit großer Klarheit ihre Fehler einsehen, sie mit ebenso großer Offenheit eingestehen und gar nicht daran denken, sie abzulegen, weil sie sich auch mit diesen Fehlern sehr vollkommen, und sich durchaus berechtigt fühlen, ihre üblen Eigenschaften fortbestehen zu lassen und als Eigentümlichkeiten in sich geflissentlich zu pflegen.

23. Dez. Daß die indischen Witwen sich bei dem Tode und mit der Leiche ihres Mannes verbrennen, ist, wenn ich mein tiefstes Herz befrage, eigentlich das Naturgemäßeste. Ich werde das bittere, schmerzliche Gefühl nicht eine Stunde los, daß es mir nicht zukommt, zu leben, da Adolf nicht mehr ist. Dreißig Jahre, ein ganzes Menschenleben lang, habe ich genossen, was seine reiche, edle, durchgebildete Natur zu geben vermochte: die ganze unermeßliche Liebe seines Herzens, die Fülle seines Wissens, die Liebenswürdigkeit und Anmut seines Geistes, seinen klugen, treuen Rat, den Adel seines Sinnes — alles, was er war! — Und nun ist das alles hin — gleichsam wie verzehrt, wie aufgebraucht und abgenutzt — und ich soll weiterleben in genießender Seelenruhe, als hätte ich ein Kleid abgelegt oder ein ausgelesenes Buch fortgegeben. — Es ist entsetzlich, dies Empfinden; und komme ich einmal dazu, daß ich in einem Augenblicke wirklich heiter bin — dann grade ist's am schlimmsten und ich fühle, als beginge ich die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist der Liebe, die uns verbunden hat, und dann am lebhaftesten

wollte ich, ich lebte auch nicht mehr. — Ich schäme mich dann der Lüge, mit welcher ich es in den Briefen an die Meinen, ihnen zu Gefallen oftmals ausspreche, ich hoffe noch mit ihnen fortzuleben. Dieser innere Zwiespalt ist grade das Unglück! — Wie tausend und tausendmal denke ich an Platens: „Abgründe liegen im Gemüte, die tiefer als die Hölle sind! Du siehst sie, doch du fliehst vorüber, im glücklichen, im ernsten Lauf — dem frohen Tage folgt ein trüber — doch alles wiegt zuletzt sich auf!“[117]) — Wie oft habe ich das hier vor 32 Jahren mit Adolf gelesen, ohne zu verstehen oder zu ahnen, was es mir jetzt bedeutet und sagt.

27. Dez. Einen Menschen zu unterrichten, ist viel leichter, als ihn zu erziehen. Deshalb findet man in der wohlhabenden bürgerlichen Gesellschaft auch eine Menge gut unterrichteter Männer und Mädchen — das kann man durch bezahlte Lehrer besorgen lassen. Um zu erziehen, muß man aber erzogen sein — und deshalb ist es sehr auffallend zu bemerken, wie gar wenig gut erzogene Menschen man eben innerhalb dieser Gesellschaft findet. Es läuft auf das Goethesche Wort hinaus: „Man könnt' erzogene Kinder gebären, Wenn die Eltern erzogen wären.“ Aber man hat es meist mit „der Tschautschen unmanierlich Volk“ zu thun. Hochmütiges Gesindel, das sich ungeschliffen überschätzt und andere aus hochmütiger Urteilslosigkeit unterschätzt. — Wenn solche Personen nur halb dasjenige wären oder würden, wofür sie sich halten, hätten wir Berühmtheiten und Größen, Regimenter daraus zu bilden.

28. Dez. Wenn man hier sieht, welch ein Übermaß der verschiedenartigsten Dinge die sogenannten gebildeten, sich für das Geistige interessieren-

den Menschen alltäglich in sich aufnehmen können, lernt man erst recht einsehen, wie leer, wie gedankenlos und wie völlig unfruchtbar sie sind. Wir sind schon in früheren Zeiten ganz krank und matt von dem Zusehen dieses wüsten Treibens geworden — und die Hetze des Zeit-Todschlagens ist jetzt noch größer als vordem.

31. Dez. Es ist sehr leicht zu sagen, der Selbstmord sei ein Verbrechen, schon um deshalb, weil er einen trüben, dauernden Schatten auf das Dasein der Überlebenden zurückwirft; aber ein Leben nicht zu beenden, von dem man keine Freude mehr hat, von dem man sich mit voller, ehrlicher Überzeugung sagen muß, daß es zu keinem wesentlichen Schaffen mehr nützlich ist, daß niemand durch das Aufhören dieses Lebens einen wirklichen Verlust erleidet, und sehr viele kleine oder größere ihnen erwünschte Vorteile dadurch erlangen — ein solches Leben nicht zu beenden, dessen Heimgang ja ohnedem nahe ist; und an dessen Fortführen man auch nicht die geringste Hoffnung mehr knüpft — hält uns eigentlich doch nur die Feigheit ab — „die Elend läßt zu hohen Jahren kommen!"

1878.

3. Jan. Die Generation, die jetzt heranwächst, wird es leichter haben als wir, die wir im Glauben an ein Ideal, im Glauben an die Macht des Guten, an das Fortbestehen und die Möglichkeit einer steigenden Veredlung des Menschengeschlechtes erzogen sind. Wer an nichts Ideales glaubt, wer sich damit abfinden kann, daß so und soviel Verbrechen in der Welt begangen werden müssen, der erleidet keine so herzerschütternden Enttäuschungen als wir

— aber bei all seiner schlaffen Genußsucht muß man ihm gegenüber doch an das Shakespeare'sche: „let him not be trusted!“ denken.

6. Jan. Von dem veredelnden Eindruck, welchen die Ausübung und der Genuß der Musik auf die Menschen machen soll, bin ich in dem ganzen weiten Kreise meiner Bekanntschaft nichts gewahr geworden. Wenn edle, gescheite und durch anderweitige Mittel gebildete Menschen Musik trieben, so machten sie das Musikmachen und Musiktreiben zu einer edeln Beschäftigung. Wie die große Masse es betreibt und genießt, ist das Musikmachen verdummend, ein „Hörbarmachen ihres Müßiggangs“, ein Deckmantel für ihre hinträumende Gedankenlosigkeit; und wenn ein musikalisch angelegter Mensch im übrigen ein Lump war, machte all sein Musikverstehen und Musiktreiben und Musikgenießen ihn nicht um ein haarbreit besser. — Ein Kantscher, ein Schiller'scher, ein Goethe'scher Gedanke können in dem Leben eines Menschen eine große Wandlung hervorbringen — eine Beethoven'sche, Bach'sche, Mendelssohn'sche musikalische Phrase kann das nun und nimmermehr.

11. Jan. Wenn man sich dahin gewöhnt, die Leute in der Gesellschaft von demjenigen sprechen zu machen, was sie verstehen, kann man mit leichtester Mühe sehr viel lernen; aber man begeht meist den Fehler, selbst zu sprechen, und giebt sich damit unnötig preis.

1. Febr. Man sagt wohl: „das Papier ist geduldig“; aber man sollte eigentlich sagen: „das Ohr eines gebildeten Menschen muß geduldig sein!“ Denn was man von den Künstlern über das Wissen, das ihnen so beklagenswert fehlt, von Ununterrichteten überhaupt, über die

Schädlichkeit des Lernens und wie das Wissen das Können untergräbt, anzuhören bekommt, das ist oft geradezu nicht zu glauben. In solchen Fällen muß man, um die Leute nicht für noch konfuser zu halten, als sie sind, sich immer zunächst fragen: was haben sie für eine Bildungs- und Wissensunterlage gehabt? Denn da die meisten sich für die fleischgewordene Vollkommenheit halten, so messen sie die andern nach sich — und wie sie zu beschränkt sind, einzusehen, daß sie ebenso gute oder schlechte Künstler — und wahrscheinlich bessere — sein würden, wenn ihnen das solide Fundament realen Wissens nicht fehlte, so meinen sie, wenn sie einem gebildeten Menschen begegnen, der Künstler, aber kein bedeutender Künstler ist, sein Wissen hindere ihn daran. — Sie fechten alle in solchen Fällen für Haus und Hof!

2. Febr. Gestern abend beim Niederlegen dachte ich an all die Zeit, in welcher ich nicht einschlafen konnte, wenn ich nicht das Vaterunser gebetet und noch eine herzliche Bitte für die Eltern und uns alle mit vertrauendem Herzen hinzugefügt hatte. Ich probierte, ob ich das Vaterunser noch könne, und dabei ging mir die wundervoll durchdachte und im Ausdruck ebenso innige als prächtige Fassung dieses Gebetes wieder einmal recht in der Seele auf. „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ — Welche demütig überzeugende Anerkennung der unerforschlichen, über uns waltenden Mächte — „Unser tägliches Brot gieb uns heute, und vergieb uns unsere Schuld — wie wir vergeben unseren Schuldigern — Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von

allem Übel" — die ganzen Lebensbedingungen des Menschen und das Verhältnis der Menschen zu einander ist in diesen Bitten und Besorgnissen, die Anerkenntnis unserer Schwäche im Vergleich zu den Mächten ausgedrückt, denen wir unterworfen sind — und wie mit einem lobpreisenden Halleluja schließt das Gebet mit dem: „denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit von nun an bis in die Ewigkeit! Amen!" — Es ist ein großartiges Werk aus ferner Vergangenheit — und die Menschheit wird viel versuchen und dichten können, nach allen Richtungen der Weltanschauung hin, bis sie zu etwas ähnlich Erhabenem gelangt — denn — der Zweifel ist nicht schöpferisch!

Rom.

6. Febr. Ach! was an dir für Erinnerung hängt![118]) Wenn man für sich nichts mehr wünscht, will, erstrebt, als still seine Tage mit guten Gedanken und Empfindungen zu erfüllen, und dabei leidlich guten Willen für die anderen besitzt, hat man es sehr leicht, „bezaubernd und liebenswürdig" gefunden zu werden. In der Regel liebt man die Menschen nicht so wohl um deswillen, was sie sind, sondern für dasjenige, was sie für andre sind und diesen leisten.

12. Febr. Mir ist es immer auffallend, wie gering der Wortbesitz der meisten Menschen ist. Nicht nur, daß ich in sehr vielen Fällen voraus weiß, was sie sagen werden, ich weiß auch, wie und mit welchen Worten sie es sagen werden. Dazu kommt bei der Armseligkeit des Wortvorrats noch, daß derselbe in der Auswahl nicht einmal von ihnen selbst gemacht, sondern Gemeinbesitz eines Kreises

ist — und in dieser banalen und meist geschmacklosen Armseligkeit leisten unter andern die deutschen Juden unter den hiesigen Fremden hier auch das Mögliche! Ihr gedehntes aach! — ausgezeichnet! — merkwürdig! — im Ernst? — waas? hören Sie! — wissen Sie! — lassen Sie sich sagen! — nutzen, da nun daneben noch die beständige Wiederholung des anderen geringen Sprachmaterials dazukommt, wirklich das Ohr und die Geduld der Hörer ab.

20. Febr. Papstwahl Leo XIII. (Cardinal Pecci). Als im Jahre 1850 in England die Königin wieder ein neues Wochenbett hatte, erschien im Punch eine Karrikatur: „Ein bürgerliches Ehepaar, das im Äußern dem — Prinzen Albert und der Königin sehr ähnlich war, stand neben dem Elefanten in Surry Gardens, auf dem man die Kinder spazieren reiten ließ, und packte ihm soviel Kinder auf, als das Königliche Paar damals hatte, wobei sie alle ausdrücklich namhaft gemacht wurden, „little Victory!“ u. s. w. Der Elefant hielt still. Als dann der Eheherr noch dem Wächter ein unbenanntes Baby hinreichte, wies der Wächter es mit der Hand zurück: Sire! eight is to much even for an elephant! — Solch ein geduldiger Elefant ist der menschliche Glaube, solch ein tragungsfähiger Koloß die feste Organisation der katholischen Kirche. Man kann einen Obelisken auf den starken Rücken stellen — aber keinen allzu hohen und auf die Spitze des Obelisken noch etwas hinaufzusetzen, ist gefährlich — er kann und muß schließlich das Gleichgewicht verlieren. Die beiden dem Wahnsinn der Selbstüberhebung, dem eigentlichen Größen-Wahnsinn entsprungenen Dogmen von der unbefleckten Empfängnis und von der Infallibilität sind das Uebergewicht,

die das Gleichgewicht aufheben und dem Bau der Kirche einen notwendigen Umbau, eine sicher nicht ausbleibende neue Reformation zuziehen werden. Möchte sie nur das Unhaltbare, nicht das, für die große Menge der Menschen-Naturen noch Zweckmäßige, für viele das ihnen Unentbehrliche nicht zerstören.

21. Febr. In den Naturen von Pius IX. und Friedrich Wilhelm IV. hat für mich immer eine große Aehnlichkeit gelegen. Sie waren beide schwache Charaktere mit einem starken Glauben an sich selbst, und einer übermäßig starken Vorstellung von der Kraft, die mittels und durch das ihnen von Gott verliehene Amt in und auf sie übergegangen war. Dieser letztere Glaube machte sie schwankend, waghalsig, beharrlich, je nach dem, und zwang sie, wie es von Mephisto heißt, das Gute zu schaffen, wo sie — das Gute in ihrem Sinne wollend — das Böse thaten. Pius IX. hat den Katholizismus in dem dafür ungeeignetsten Augenblick in eine Sackgasse hineingeritten, aus welcher seine Nachfolger Mühe haben werden, herauszukommen, wenn nicht eine revolutionäre Bewegung die von Pius aufgebauten Mauern am Ende des Weges niederwirft. Ob damit das Papsttum zerschmettert wird? — Wer will das sagen? — Vielleicht muß das geschehen, damit ein neues Papsttum errichtet wird; denn es liegt etwas Idealisches in dem Gedanken, daß die Menschheit aus sich selbst heraus ein Wesen erwählt, in welchem sie jene Eigenschaften verehrt oder verehren zu können wünscht und glaubt, die sie in jedem Einzelnen und in der Gesamtheit als das Göttliche verehrt. Es ist das so schön, wie die Bilder der jungen Gottesmutter, die vor dem von ihr ge-

borenen Kinde, wie vor dem ewig und immer wieder unfaßbaren Wunder jeder Menschwerdung in Anbetung versinkt. Nur daß — der Gottmensch nur einmal geboren ward — und seine Nachfolger auf dem Thron der geistigen Welt ihre Erwählung nicht der verehrenden Huldigung der selbsturteilenden Menschheit verdankten — und in der Mehrzahl dem Menschheits-Ideal nicht glichen.

22. Febr. Was würde entstehen, fragte ich heute unseren Botschafter, oder wie würde es zu rechtfertigen sein, wenn Leo XIII. kraft seiner Unfehlbarkeit den Glauben an die Unfehlbarkeit für eine Irrlehre erklärte! Kann ein Dogma aufgehoben werden? — K. lachte. Er würde sagen können, meinte er, damals, zu Zeiten des Pius IX. war der Glaube richtig und opportun — denn der Papst fühlte und wußte sich unfehlbar — aber ich fühle das nicht — und somit ist er jetzt nicht mehr opportun und richtig und muß aufgehoben werden. — Es war der größte Fehler, der begangen werden konnte!

27. Febr. Eigentlich sind mir die sogenannten „Gelehrten", die Männer der Wissenschaft rätselhaft, die z. B. die Historie nur dann zu sehen und zu beurteilen der Mühe wert finden, wenn die Ereignisse als vollendete Thatsachen hinter der Gegenwart liegen, in welcher sie selber leben. Sie sind wie Fernsichtige, die halbblind in der Nähe sind. Sie sehen es nicht, wie „die Geschichte" jeden Tag unter ihren Augen gemacht, sich immer in den merkwürdigsten kaleidoskopischen Neugestaltungen zusammensetzt. Man müßte sie für die bescheidensten Menschen der Welt halten, wenn man nicht deutlich sähe, wie es der Hochmut ist, der sie hindert, die oft mühsame und unmerk-

liche Arbeit des Tages zu thun. — Es ist leichter, die gethane Arbeit zu beurteilen — als sie selbst zu machen.

1. März. Wir sprechen so stolz von unserem freien Willen, von unserem Selbstbestimmungsrechte, und sind nicht einmal Herren über unsere Träume, über diese phantastischen Erzeugnisse der Willkür, die doch in und aus uns selbst geboren werden, die uns peinigen und beglücken, die wir erleiden müssen, ohne Wahl und Wehr. Welche Rätsel sind das! welche unaufzulösende Rätsel sind wir selbst! — Welch ein phantastisches, absichtliches Träumen, die Philosophie, die sich einbildet, das Geheimnis sei es, durch Spekulation oder vermittelst der das Rätsel lösenden Naturwissenschaft zu finden. Zeichendeuter! Traumdeuter! das ist alles — und wir stehen vor dem Unerforschlichen.

9. März. Zu dem, was man angeborenes Unglück nennen kann, gehört es, im Norden geboren zu sein. Man hängt mit seinem ganzen Herzen an der Heimat, kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, sie und die in ihr lebenden Freunde aufzugeben, nicht in ihrem Schoß zu ruhen — und weiß es doch, daß man die Gunst des südlichen Himmels, unter dem es sich so viel leichter und genußreicher lebt, in jedem Augenblick entbehren muß. Ludmilla Assing hat wohl recht: „Man ist wie das Kind geschiedener Eltern. Ist man bei dem Vater, so sehnt man sich nach der Mutter. Ist man bei dieser, möchte man zum Vater zurück.“ — Ein schmerzlicher, nicht endender Zwiespalt.

Manche Menschen können es nicht lassen, immer großes Spiel zu spielen, und setzen immer auf falsche Karten. Vor allen leisten die Frauen in der Liebe

darin das Unglaubliche, und keine hat das mehr und schlimmer gethan als R. V. Einen solchen Irrtum kann man verstehen, beklagen — aber eine alternde, unschöne Person, die sich mit gewaltiger Liebesleidenschaft ungefähr jedem jungen Manne an den Hals und in die Arme wirft, der ihr entgegenkommt, ist schließlich doch eine beleidigende und widerwärtige Erscheinung.

20. März. Welch ein Geheimnis, welch ein Wunder ist der Traum! welch ein Segen und welche Poesie kann er unter Verhältnissen sein. Der völlig blinde, höchst geistreiche Herzog von Gaetani Sermoneta sagte heute mit der leidenschaftlichen Lebhaftigkeit, die ihm trotz seiner 74 Jahre geblieben ist: Leben heißt Thun, Schaffen, Bewegung! Meine Tage haben kein Leben mehr. Ich kann nichts selbständig thun, ich kann mich nicht bewegen. In der Nacht, wenn ich schlafe, im Traume, da lebe ich! Da gehe ich durch die Wälder und durch die Straßen, da bin ich selbständig, arbeite, modelliere, sehe, genieße. Im Traume habe ich meine gesunde Wirklichkeit — meine Tage sind wie ein trüber Traum. Wie rührend ist das und wie schön!

1. April. Jeder von uns hat im Leben seinen Hemmschuh und muß sehen, wie er mit ihm und trotz ihm vorwärts kommen und an sein Ziel gelangen kann.

6. April. Man kann es der Jugend gar nicht oft genug wiederholen, wie sehr es darauf ankommt, sich eine klare Vorstellung zu machen von sich selber, und vernünftig sein Wollen und sein Können gegen einander abzuwägen. Thut man das, so hat man alle Wahrscheinlich-

keit, aus seinem Leben das Richtige und das eben seiner Natur Mögliche zu machen.

11. April. Man kann den Frühling im Jahre nicht festhalten; aber man kann jung bleiben in der Seele bis an sein Ende, wenn man die Liebe lebendig erhält in seinem Herzen für die Menschen, die der Liebe würdig sind, und das Auge und die Seele offen behält für das Schöne, Große, Gute und Wahre.

25. April. Ich schrieb gestern der Fürstin Wittgenstein aus vollster Ueberzeugung: „eigentlich dankbar ist nur das Alter, das schon viel Unglück erfahren und viel verloren hat. Die Jugend nimmt naturgemäß das Glück und alles Gute so hin wie den Sonnenschein, als müsse es eben für alle da sein, und kein Einzelner hätte sich dafür besonders zu bedanken."

Wie phantasievolle und dabei eigensinnige Menschen sich entwickeln, wie sie ihre Ansichten, ihre Meinungen, ihre religiösen Anschauungen ändern können, besonders wenn sie bei diesen Aenderungen auf einen sie angreifenden Widerspruch stoßen, das ist im voraus oft schwer vorauszusehen. Nur daß sie, um vor sich selbst das Bewußtsein ihrer vermeintlichen Konsequenz aufrecht zu erhalten, sehr weit von ihrem ersten Standpunkt abgebracht und in eine tüchtige Reaktion hineingetrieben werden können, das steht fest.

26. April. Graf Gobineaus plastische Arbeiten[119]) sind wirklich der Beweis, wohin die Skulptur sich verirrt, wenn sie seelische Zustände zu empfindsam ausdrücken will. Ce sont des âmes en plâtre, sagte ich heute zur Wittgenstein.

27. April. Die Nacht träumte mir, ich hätte es angenommen, mich, wie mir Graf Zaluski verſchiedentlich vorgeſchlagen, bei dem Papſte vorſtellen zu laſſen, und er fragte mich um meinen religiöſen Glauben. Je me suis résignée à ne pouvoir ni croire ni comprendre! ſagte ich — und ich wüßte es wahrhaftig im Wachen nicht beſtimmter auszudrücken.

Nizza.

4. Mai. Wenn man nichts hat, muß man ſuchen, etwas zu ſein und zu werden; das iſt der Grund, warum wir in der traurigen Armut unſeres Nordens und ſeines grauſamen Klimas uns mit ſo viel Energie entwickeln. Was hat man denn nötig, Beſonderes zu ſein, wenn der Oelbaum und die Feigen und der Feigenkaktus und die Karuben[120]) oben in dem wildeſten Geſtein von ſelber wachſen, und die duftenden ſchimmernden Büſchel der Kletterroſen von den Felsblöcken herniederhängen? — Ach! Papſt Leo XIII. hat ganz recht! der Menſch in ſeiner Paradieſes-Unſchuld war beſtimmt zu der genießenden Herrſchaft über die Natur — und der Sündenfall vertrieb ihn von dem Throne. Aber was haben wir Nordländer denn ſo beſonderes verbrochen, daß wir verdammt ſind, in lichtloſen Tagen mehr als die Hälfte des Jahres hindurch gegen die grauſame Unbill der Natur zu kämpfen — und je älter wir werden, um ſo ſchwerer. Oft kommt es wie eine Angſt über mich, wenn ich an den Winter denke, und ich könnte mit der Gräfin Hahn ausrufen: ich will aber nicht mehr leiden! — und ich brauche es ja auch nicht zu thun! — Ich will nicht! Wenn ich nur nicht zu ſchwach wäre, es in Wahrheit feſtzuhalten, dies ich will nicht!

13. Mai. Eine unausrottbare böse Gewohnheit und eine der weitverbreitetsten ist die Unpünktlichkeit. Sie ist einesteils Folge schlechter Gewöhnung und Erziehung, andererseits ein Gemisch von Lust an Willkür und daneben Rücksichtslosigkeit. Hier, wo sämtliche Bewohner des Hotels — nichts zu thun haben, wo nichts zu besehen ist, wo man wie jetzt in allen Hotels und Pensionen zweimal zu allen Mahlzeiten läutet, um Zeit zu lassen, ist es völlig unmöglich, die Leute zur rechten Stunde zusammenzubringen. Ich wundre mich immer, daß sie sich nicht einer vor dem andern schämen — und nirgend ist diese Art der Rücksichtslosigkeit gewöhnlicher als bei den Frauen des wohlhabenden Bürgerstandes. Die Aristokratie ist viel besser erzogen und viel rücksichtsvoller in gesellschaftlicher Hinsicht.

17. Mai. Wenn es schon lehrreich und für die Selbsterkenntnis förderlich ist, in immer wiederholtem Nachdenken von Zeit zu Zeit diejenigen Bücher wieder zu lesen, die einst einen nachhaltigen Eindruck auf uns gemacht haben, um zu prüfen, in wie weit wir und unsere Gesinnungen und Meinungen sich geändert haben, so ist es noch weit lehrreicher, ein solches ehrliches Gedankenbuch nach längerem Zwischenraum einmal wieder durchzusehen. Es macht sehr bescheiden, sehr vorsichtig im Behaupten und Aufrechthalten wollen seiner Ansichten. Als ich dreißig Jahre alt war und noch geraume Zeit nachher, kam es mir vor, daß eine Religion der Zukunft notwendig den Egoismus als berechtigt erklären müsse, da er die Triebkraft vieler großer Thaten sei. Dann wieder glaubte ich in falschem Idealismus, der Mensch müsse das

Gute thun ohne jede Aussicht auf Lohn und Strafe, und eigentlich werde die rechte Weltherrlichkeit und schöne Menschlichkeit erst beginnen, wenn niemand mehr an einen Gott glauben, wenn niemand mehr an das Christentum denken und jeder das Gute nur um des Guten willen selber thun würde. — Und ich war in den gefährlichen Egoismus, in die völlig unvernünftige Abstraktion verfallen, von schwachen Menschen, von ungeschulten Köpfen, von trauernden, unglücklichen Herzen, von Ununterrichteten, Notleidenden, Verzweifelnden, von Menschen im Kampfe mit großen Leidenschaften und Versuchungen zu fordern und zu erwarten, was ich selber mit dem Aufwande aller meiner Kräfte nicht — oder doch nur teilweise und in einzelnen Fällen mir abzugewinnen vermochte. — Ich, die es oft schwer genug empfand, das Woher und Wohin? unseres Seins nicht fassen zu können, ich verlangte von weniger Bevorzugten die Entsagung, die Verzichtleistung, die im Grunde niemand im Herzen leistet, auch wenn er sie mit den Lippen bekennt. Erdulden was man nicht von sich abzuwehren vermag, heißt noch lange nicht, ergeben in sein Los sein! — und wie ich vor dreißig Jahren der Selbstsucht das Wort geredet, in dem Beruhen in sich selbst, in dem Nichtssein im All meine Genugthuung gefunden zu haben glaubte — so haben dreißig Jahre voll Liebe mich gelehrt, daß die Selbstsucht der Feind alles Glückes, daß die Selbstverleugnung die erste Bedingung unseres Vorwärtskommens ist, und daß in dem christlichen Moralgesetz, in dem Gesetz der Liebe, die an den Nächsten denkt bei allem, was sie thut und für sich selber will, die Keime aller wahren Menschheitsentwicklung liegen. Man müßte

solche Bekenntnisse von Zeit zu Zeit öffentlich aussprechen, um anderen den Mut zu geben, ihren Irrtümern offen in das Gesicht zu sehen, und sie von sich abzuthun. Der Mensch, der sich rühmt, seinen Ueberzeugungen von Anfang an treu geblieben zu sein, sagt von sich aus, daß er keine Entwicklung gehabt hat.

Bern.

28. Mai. Manche Bücher können Einem gerade einen so unangenehmen Eindruck machen, als der Verkehr mit abstoßenden Menschen, und ein mir unsympathischeres Buch als Taine's Sur l'Italie[121]) ist mir lange nicht in die Hand gekommen. Dieses Haschen nach einem eigenen Urteil, welches dem allgemeinen Urteil gerade entgegengesetzt ist — diese Entschlossenheit, alles und jedes vorgefaßten Meinungen anzupassen — selbst da, wo man unwillkürlich einräumt, sich geirrt zu haben, die Manie, der unwillkürlichen Erkenntnis Gewalt anzuthun — und vor allem die schmutzige Sinnlichkeit, die gar keine anderen Bilder — selbst für das Sonnenlicht in der Natur — zu finden vermag, als solche, die von der Loretten-Schönheit entnommen sind — haben für mich etwas Unerträgliches. Was soll man von einem Menschen halten, der, wenn er Rom zum erstenmale sieht und durchwandert, ausrufen kann: ah! qu'il est agréable de se promener sur le Boulevard Montmartre — und dann von Rom später sagt: c'est un vieux bric à brac! Il faut y aller, mais ne pas y rester! — Und das bewundert man in Frankreich in immer neuen Auflagen, und daraus machen unsere französierten Deutschen ihren Glaubensartikel über Italien —

über Rom — und geben dieſe Redensarten obenein für ihr Eigentum aus! — Ach, ſie verdienen es nicht, die Luft geatmet zu haben in der Stadt der Städte! —

Juni. Daß die Juden ein neues Judäa haben wollen und von dem Kongreß zu begehren denken, iſt durchaus in der Ordnung, da d'Israeli als Lord Beaconsfield die Oberſtimme in dem Kongreß hat und nächſtens Herzog ſein wird. Hat er doch in ſeinem erſten Romane[122]) nachzuweiſen verſucht, daß ſo ziemlich alle bedeutenden Menſchen aller Nationen Juden geweſen ſind. — Mich wundert nur, da Rothſchilds und er Großmächte geworden ſind, daß nicht längſt ein jüdiſcher Verleger darauf verfallen iſt, das Buch in alle Sprachen neu überſetzen und als Prachtwerk illuſtrieren zu laſſen. Es wäre ein großes Geſchäft damit zu machen, und es geſchieht auch noch! — (und es wurde bald nachher gemacht!)

Ragaz.

14. Juli. Was ich auch thue, wie ich es auch anfange, ich komme nicht vorwärts mit dem Leben für mich ſelbſt. Wie ich für andere auch den Reiz der Eindrücke ſchildere, die ich in mich aufgenommen habe, mich laſſen ſie innerlich kalt, und während mir nach wie vor vor dem Sterben, vor dem Zerfallen in Graus ſchaudert, während ich mein Geſicht und meine Hände oft mit dem Gedanken betrachte, wie ſchauderhaft wird das ſein als Speiſe der Würmer — freut mich das Leben nicht, das ich doch verlängert zu ſehen wünſche, aus Widerwillen gegen den Tod. Wüßte ich meinem Leben nur einen neuen, vernünftigen Zweck zu finden, ſo ginge es vielleicht, und die Luſt zu leben würde eine belebende Kraft! — Aber ich finde den

Zweck nicht. — Ich sehe für mich keine Notwendigkeit irgend einer Art — und ich habe keinen Menschen, dem ich wie dir mein ganzes Herz ausschütten könnte, des Verständnisses und der Führung sicher, wo ich den Weg für mich nicht finde. — Und wenn das alles mir begegnen kann, die viel erlebt, mancherlei gethan, viel gedacht hat — wie darf man denen, denen geringere Kraft verliehen ist, den Glauben an eine göttliche Führung und an eine Auferstehung nehmen, welche die tiefste, verständnisvolle Weisheit für das Bedürfnis der Menschen, als Gegengift oder als Balsam für die furchtbare Erkenntnis der Endlichkeit aller Dinge erfunden hat. Alles Glück, alles Lieben, alles Sein — ein Augenblick — und nichts!

Bergisch-Gladbach.

18. Aug. Gestern ist Theodor Döring gestorben.[123]) Er war uns ein lieber, treuer Freund. Durch und durch genial, hatte er alles durch fast unbewußtes Erkennen des Gehaltes, der in der Dichtung lag; und er fing erst an, über die Gestalten nachzudenken, wenn er sie geschaffen und lebendig hingestellt hatte. Danneckers „lebig machen“[124]) konnte er recht von sich sagen. Dabei war er gut wie ein Kind, planlos und unbedacht und leicht zu täuschen wie ein solches — und völlig ohne Groll, wenn er der Täuschung inne wurde. Das Wort beherrschte er trotz seiner überflutenden Lebhaftigkeit im allerhöchsten Grade, und seine Bemerkungen waren immer durchschlagend. Als Kahle ihn fragte, welche Zukunft er ihm voraussage, entgegnete Döring: „Sie sind ein gescheiter, gebildeter Mensch, Sie werden nie etwas Dummes oder Falsches machen — aber nie etwas Großes!“ — Die arme Frau! — und die

arme Frieb-Blumauer[125]), der es sein wird, als hätte man ihr einen Arm abgenommen!

Haus Caldenhof, Hamm, Westphalen.

25. Aug. Bei der Hinrichtung des Meuchelmörders Hödel[126]) kam wieder von allen Seiten die Frage über die Berechtigung der Todesstrafe zur Sprache. Wie man diese bezweifeln kann, ist mir immer unbegreiflich gewesen, am unbegreiflichsten aber in einer Zeit voll materialistischer Anschauungen, die an die Rettung der unsterblichen Seele im Menschen so wenig glaubt, wie an die Seelenrettung, oder soll ich es Seelen-Erhebung und Besserung nennen bei einem zu schlachtenden Ochsen. Auf der einen Seite sagen sie: das Verbrechen ist Nervenanlage und Erziehung, auf der anderen thun sie, als bildeten sie sich ein, der 30jährige Verbrecher, den 30 Jahre seiner Nervenanlage und schlechten Erziehung entsittlicht und entmenscht haben, der soll, nachdem er noch zu all seinen Uebeln das Bewußtsein eines Verbrechens auf sich geladen hat, nun andere Nervenanlagen und eine bessere Erziehung bekommen! Als ob das möglich wäre! — Und Seelenrettung! — Wer kümmert sich um die Seelenverderbnis, um das grausige Elend, geistiges und körperliches, die der Staat aus Nützlichkeitsgründen, mit seiner reglementierten Prostitutionsfreiheit alljährlich über Tausende von jungen, ebenfalls schlecht erzogenen armen Frauenzimmern verhängt? — und man soll sich bedenken, aus Zweckmäßigkeitsgründen einen überlegten Mörder hinzurichten? — Ist das Leben des Menschen so heilig, daß der Staat als Richter sich selber nicht die Befugnis zuerkennen darf, es dem Menschen als Sühne für ein schweres Verbrechen, oder

um ihn unschädlich zu machen, zu entziehen — nun! mit welchem Rechte schickt er Hunderte und Tausende in den Krieg, zu morden und gemordet zu werden? Mit welchem Namen oder mit welcher Strafe soll man denn denjenigen benennen und treffen, der um selbstsüchtiger Zwecke willen Mord an einem Schuldlosen begeht? — Diese Schwachherzigkeit ist für mich so rätselhaft, daß mir der Verstand still steht, wenn ich ihr begegne. — Da lobe ich mir meinen alten rechtlichen Jehovah: Auge um Auge! Zahn um Zahn! — Als ob Prostitution zum Recht erheben nicht schlimmer wäre als Mörder köpfen! und welche Stimme in den gesetzgebenden Versammlungen erhebt sich dagegen?

24. Aug. Gestern hatten wir hier ein starkes Erdbeben. In Cöln erschlug ein stürzender Schornstein eine vorübergehende Frau. — Sie stellen sich mit ihrer Weisheit auf den Boden des Naturrechts, der angebornen Rechte. Die Natur schlägt tot, was ihr in den Wurf kommt — und vernichtet alles, was ihrer fortschreitenden Entwicklung im Werden und Vergehen entgegensteht. Es ist also das angeborene Recht der Nihilisten und Kommunisten zu morden, was sie in ihrem Begehren hindert — aber es ist ebenso zweifellos das Recht der anderen, diejenigen hinzurichten und zu vernichten, die der jetzigen Ordnung der Dinge entgegenstehen, solange sie die Macht haben, dies zu thun. — Durch Jahrtausende hat die Menschheit sich mühsam emporgerungen aus der tierischen Roheit zur staatlichen Gesittung — und sie soll sich vor einer Bande konfuser Köpfe in den Urzustand der Bestialität zurückschleudern lassen? Nimmer mehr! — Lieber gehen wir nach Canossa! Denn unter der drückendsten Papst-Tyrannei

konnten die Künste sich entfalten, die Wissenschaften neu aufblühen und große freiheitbringende Gedanken sich entwickeln! — Unter der Commune, in der das Genie Kartoffeln graben soll, um die nötige Motion zu haben — kann nichts entstehen als neue Vertierung. — Man hat zu den Zeiten der hochgepriesenen, von der Commune sicherlich gepriesenen Schreckensherrschaft so viel edles Blut vergossen — und was in den Gedanken jener Zeit Großes und Gutes war, hat sich doch herausgerettet und fortgewirkt. Und die Sozialisten und Nihilisten wollen außer sich geraten, wenn man ihnen das Märtyrertum auferlegt — das sie die Girondisten in Menge erleiden ließen! — Und das wäre noch nichts! — Aber die Partei der „ewig lächelnden Staatsweisen" stimmt diesen inkonsequenten, sentimentalen Bedenken bei! — Man sehnt sich oft nach einem Luftstrom gesunder Vernunft, nach der Entschlossenheit von festen, starken Herzen! —

4. Sept. Von den regierenden Herren kann und muß man die kluge Taktik lernen, nichts im Gespräch zu hören, nichts in einem Brief zu sehen, was man nicht gehört und gelesen haben will und auf nichts zu antworten, worauf man nicht zustimmend antworten mag. So allein können sie auch durch das Leben kommen — und folgten wir halbwegs ihrem Beispiel, so würden wir uns die meisten unserer Widerwärtigkeiten ersparen.

Thun, was man thun will, ohne sich auf die Absicht oder die Gründe, weshalb man es thut, einzulassen, ist das Richtigste und Sicherste — und endlich denke ich, danach zu handeln.

5. Sept. Wenn die Frauen halb so sehr bemüht

wären, die Männer in der Ehe an sich zu fesseln, als vor derselben, wenn sie halb so viel Gefallsucht und Anreiz für ihre Männer verwendeten, als für ihre Verliebten, Verlobten und Liebhaber — so würden die Ehen viel glücklicher, die Männer häuslicher und treuer sein; blind machen kann man sich nicht, so lange man Augen hat; keinem Schwur zu Liebe. Und nicht das allein! Wie soll denn ein müder, abgearbeiteter, der Erholung und Zerstreuung bedürftiger Mann das Haus nicht fliehen, in welchem ihm Haushalts-Nöten vorgetragen werden, an denen gar nichts gebessert oder geändert wird, ob er sie weiß, ob nicht. Die Loretten haben gar keine besseren Verbündeten, als die große Masse der gewöhnlichen Frauen.

Berlin.

16. Nov. Also eine Verfettung des Herzens! um sich nichts vorzumachen. Wie gut, daß du, mein Engel, nicht lebst! Wie hättest du das aufgenommen — ja! fände ich dich wieder! käme ich dir nach!

5. Dez. Während die Glocken läuten — mittags 12 Uhr — bei der Rückkehr des körperlich genesenen Kaisers Wilhelm. „Wohl dem Volke, das jauchzen kann", steht an dem Obelisken auf dem Potsdamer Platze zu lesen. — Worüber ein Volk zu jauchzen hat, über dessen Hauptstadt man der allgemeinen Sicherheit wegen den Belagerungs-Zustand verhängen muß, das ist mir freilich schwer begreiflich; das ganze Einzugsgebahren ist nur erklärlich, wenn man es als die Darthuung einer Machtfrage betrachtet gegenüber der Social-Demokratie. Ihr großer Führer Ferdinand Lassalle hat das Wort aus-

gesprochen: „Das sind Machtfragen“ — — Wo das Recht liegt? wie weit die Gewalt gegen diejenigen gehen darf, die sich dem Willen der großen Mehrheit widersetzen, das haben alle Revolutionen und Reaktionen seit der Entstehung des Christentums und vor derselben uns gezeigt — das haben die französische, die englische Revolution — das haben der Dezemberstreich — die Junikämpfe, die Commune uns gezeigt und gelehrt. Noch hält die große Majorität, noch halten wir daran, daß das Wohl des Einzelnen am besten innerhalb der bisherigen Anschauung der Lebens- und Staatsverhältnisse gesichert sei — und da diese Majorität noch die Macht hat, die andersdenkende Minderzahl niederzuwerfen, hat sie das Recht und die Pflicht, es zu thun und sich zu behaupten — so gewiß, als die Social-Demokratie und die Internationale keine Rechtsfrage in Betracht ziehen würde, wenn es ihr gelänge, die große Mehrheit zu werden. — Es ist ein Kampf ums Dasein! — Wie er enden, wann er enden wird, ob mit einem sittlichen Ausgleich, ob mit einem zeitweiligen Untergang der Gesittung und einem Siege der Vertiertheit — wer will das sagen? — Ohne die Konstituierung eines neuen allgemeinen Bekenntnisses, oder Anerkenntnisses — um nicht Glaubens zu sagen — scheint mir eine gute Lösung fraglich; und das um so mehr, je mehr das Wissen von der Endlichkeit alles Vorhandenen Gemeingut wird. — „Nach uns die Sintflut!“ sagte man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. — Nach uns das Nichts! ist jetzt die trostlose Losung. „In die Sonne fallen!“ — damit aber könnte das fürchterliche Wort, das der Schauspieler Eduard Jerrmann[127]) einmal an uns schrieb, nach-

dem ich die Oeffnung der Museen am Sonntag im Interesse aller in der Woche Arbeitenden durchgesetzt hatte, seine grauenhafte Wahrheit bethätigen: „Der Mensch ist eine geborene Bestie und eine erzogene Canaille!“ — Bewahre uns davor, vor der Bewahrheitung dieser Ansicht, unsere Zukunft, so lange der arme Erdball noch zusammenhält.

10. Dez. Es giebt Menschen von einer solchen inneren Zerfahrenheit, daß es ihnen fast unmöglich ist, äußerlich irgend etwas ordentlich zu thun. Nehmen sie ein Buch zur Hand, um es zu besehen, so huschen sie darüber weg; nehmen sie eine Zeitung, so werfen sie sie unzusammengelegt auf den Tisch. Setzen sie ein Paar Ueberschuhe hin, so liegen die gewiß quer übereinander — nehmen sie einen Stuhl, so kommt der nicht wieder an den rechten Fleck; kurz, es ist, als wenn das Ungehörige ihr Element wäre. Wenn diese Art Leute wüßten, wie ich sie immer fort-sehne und wie ihr Gehen mich erfreut, so kämen sie nicht erst. Aber was will dies Aeußere bedeuten gegen die innere völlig unberechenbare Haltlosigkeit? „Heute so — morgen anders — und übermorgen wieder anders!“ wie Bismarck von Harry Arnim sagt. — Was mag der große, in sich zusammenhängende Mann innerlich von all dem Gesindel leiden!

11. Dez. Moritz von Strachwitz[128]) singt von den Frauen:

Am liebsten mag ich euch erschauen,
Wenn ihr der Minne Wehe trinkt,
Wenn unterm Lilienkelch der Brauen
Die stumme Demantthräne blinkt.

und ein andermal:

Denn eure Kraft ist stilles Dulden,
Und Liebe euer Adelsbrief.

Abgesehen davon, daß dies als Verse unsinnige Bilder sind, ist diese Art Napoleons I. „parceque je suis blanc!“ wirklich äußerst komisch — wenn sie nicht schmachvoll ist. Es mahnt mich an des tückischen Gutzkows: „Kann Therese denn auch lachen? Ich kenne sie nur in Thränen und larmoyant!“ — Noch keinem Menschen, der seine fünf gesunden Sinne hatte, ist es eingefallen, zu sagen: „Der Wurm ist auf der Welt, um getreten zu werden,“ weil er in der That sehr oft getreten wird. Aber daß die Frau auf der Welt ist, um zu dulden, das ist ein Ausspruch, den die Männer mit tiefer Ueberzeugung von dieser Notwendigkeit in ihre Glaubensartikel aufgenommen haben. Ich glaube, es giebt kaum einen Schriftsteller oder Dichter, der dieses Naturgesetz nicht irgendwo oder irgendwie verkündet hätte — und nicht einen, der auf die einfache Frage: „aber weshalb denn?“ die einzig ehrliche Antwort zu geben wagen würde: „weil wir Männer es in der Mehrzahl bequem finden, das sogenannte schwächere Geschlecht zu unterjochen, uns, wie die Italiener ihre Heiligen, je nach Neigung und Bedürfnis, anzubeten und mit Füßen zu treten, wie es eben der Herr beliebt.“ — Aber der Wurm, den man tritt — sticht und wehrt sich, wenn er kann, und man findet es in der Ordnung, denn die Natur hat ihm dazu den Stachel verliehen — und die Frau? — ihr ist von der Natur die Kraft des stillen Duldens verliehen! — Schönen Dank, meine

Herren! Wie oft habe ich mit dir, Adolf, darüber gelacht, und wie haben wir uns oft darüber belustigt, wie diese stillen Dulderinnen sich zu helfen und durch die Erniedrigung der Männer zu rächen wußten! —

12. Dez. Ein liebenswürdiger Typus von Menschen, der mehr und mehr ausstirbt, das sind die eigentlichen Hausfreunde — nicht etwa der galante Freund der Frau — sondern der Freund der ganzen Familie; dem jeder gern entgegensieht, an den man zuerst denkt bei jedem erfreulichen und bei jedem traurigen Ereignis. Der verständige, freundliche Mann, auf dessen Rat alle hinweisen, den man vermißt, wenn er nicht um die bestimmte Zeit die Schelle zieht — den der Kleinste schon kennt und an dem der Hund wedelnd in die Höhe springt. Aber wo soll der Hausfreund seine Stelle finden, in einer Gesellschaft, die so aushäusig geworden ist, wie die jetzige bei uns. Wir haben mit der eigentlichen Häuslichkeit auch die Hausfreunde eingebüßt — und weil alle Welt in Bewegung und aushäusig ist, werden auch wir Alten dazu genötigt, wenn wir nicht völlig vereinsamt in unseren vier Wänden sitzen wollen.

14. Dez. Ich soll immer das Geheimnis verraten, durch das ich mein Gesicht passabel glatt und mich für meine Jahre gut aussehend erhalten habe; wenn ich ihnen das Rezept aber zum Gebrauch darböte, würden sie sich es doch nicht zu nutze machen. „Ich habe meine Kräfte immer bis an ihre letzte Grenze gebraucht, mich viel gewaschen und, da ich kein unwilliges Herz und keinen verdrossenen Sinn hatte, keine verdrießlichen Gesichter gemacht, keine mürrischen Falten in mein

Gesicht geprägt. Daß ich dies nicht thun wollte, daran habe ich gedacht — und es hat mir so, von außen nach innen wirkend, mein Schönheitssinn, oder meine Eitelkeit, oder meine Selbstachtung — nenne man es wie man wolle — sehr wesentlich zur Selbsterziehung geholfen."

21. Dez. Eine zerfahrene Handschrift ist immer ein Zeichen innerer Zerfahrenheit, und... Briefe machen mir Unbehagen durch den bloßen Anblick, denn Goethes Wort ist wahr: „es ist nichts in der Haut, was nicht im Knochen ist."

22. Dez. Nichts erscheint einem thätigen, energischen Menschen im Alter so merkwürdig, als die Thatkraft seiner eigenen jungen Jahre. Goethe sagte: man wird sich mythisch! — Ich bin mir oft, wenn ich zurückdenke an das, was ich geleistet, gearbeitet, d. h. rein weg im Haushalt geleistet und gearbeitet, genäht, geflickt, geschafft habe neben allem meinem litterarischen Arbeiten, gradeswegs unglaublich. Und es kann es auch kein anderer glauben.

1879.

17. Jan. Es ist sehr merkwürdig, daß in Deutschland die Lächerlichkeit kein Fluch ist und nicht tötet. Ich könnte eine Reihe öffentlicher Charaktere aufzählen, die an der Lächerlichkeit, die sie auf sich geladen oder an dem wohlverdienten Spott, der gegen sie gerichtet worden ist, im Auslande zu Grunde gegangen sein würden und unmöglich geworden für alle Zeit. In Deutschland widerstehen sie — die einen aus Biegsamkeit, wie die Aehren und Gräser, die sich nach dem Sturm doch wieder aufrichten — die anderen aus der Dickfelligkeit, von der jedes

Geschoß zurückprallt. Ist das eine Tugend oder ein Fehler? Eine Kraft oder eine Nichtigkeit des Wesens? Ich möchte es in den verschiedenen Fällen auf verschiedene Ursachen zurückführen. Die Thatsache aber steht fest.

14. Febr. Man ist anderen oft eine weit bessere Gesellschaft als sich selbst!

14. Febr. Man geht mitunter an die Gesellschaft heran, wie man in ein kaltes Flußbad geht. Man hat einen heimlichen Widerwillen dagegen, man schaudert davor, und stürzt sich doch hinein, weil man weiß, daß man erfrischt daraus hervorgehn wird.

15. Febr. Das Alter bringt uns oft wider unsern Willen ein Gefühl der Erhabenheit auf, weil wir allmählich vielen Dingen fern stehend, sie unter uns liegen sehen. Wir sind und stehen darüber, haben mit ihnen nichts mehr zu schaffen, sehen ihnen ruhig und gelassen zu. Aber — vergnüglicher war es doch, als man mitten im Gewühl und Gedränge stehend, sich immer wieder die Frage vorlegen mußte: wie kommst du unter der Menge durch und an das Ziel? — Das Wollen und Müssen und das daraus folgende Können sind das eigentliche Leben.

22. Febr. Heute noch, wie vor 40 Jahren, ist in meinen Augen eine im Kreise von so und so viel Menschen begangene Hochzeitsfeier ein Akt der Unkeuschheit! (ich komme eben von einer solchen heim). Die Sittlichkeit der Ehe beruht nicht darauf, daß der Staat sie anerkennt und der Priester sie eingesegnet hat, sondern darauf, daß die volle geistige und leibliche Verbindung eben dieser beiden Menschen, die sich vereinen, für ihr ganzes Wesen eine innerste Notwendigkeit und eben dadurch auch keinem

Schwanken oder Abirren ausgesetzt — ein sich selber Treubleiben ist. Hätte Stahrs Scheidung nicht zustande kommen können, so hätte ich mich mit derselben Freiheit berechtigt gehalten, sein zu sein und zu bleiben, als wenn zehn Priester Ja und Amen dazu gesagt. Insofern ist Paul Heyses „Im Paradiese“[129]) mir aus der Seele geschrieben — unkeusch finde ich es nur, die Gesellschaft mit einem Feste davon eigens zu benachrichtigen, daß man — wo die Verhältnisse absolut hindernd in den Weg treten — sich selbst sein Recht nimmt, daß man sich selber Gesetz und Richter ist, eben weil man nicht anders kann, und weil man seiner selbst und seiner Treue völlig sicher ist. Ein Mysterium, das höchste Mysterium der Liebe, das Mysterium, das den Menschen zum Schöpfer macht, muß als ein Geheimnis vollzogen werden — und alt wie ich bin widert es mich an, wenn ich ein Brautpaar unter zechenden Gästen am beladenen Tische sitzen sehe. Daß diese, solche Hochzeitsfeier mir erspart worden ist, rechne ich zu dem Glück, das mir zu teil geworden.

25. Febr. Gestern abend mit Anton Dohrn[130]) lange davon gesprochen, wie unmöglich es ist, sich auch nur in die vor 300 Jahren herrschende Anschauungsweise der Menschen zu versetzen! — Es gestaltet sich nämlich das ganze Denken und Empfinden der Generationen so allmählich um, daß man schon alle 20, 30 Jahre, wenn man sich selbst und seine Umgebung beobachtet, an sich wie an den Andern, den Wechsel deutlich bemerken kann. Von der Zeit z. B., in welcher man einen Vater von Staatswegen belohnte, der sieben Söhne erzeugt hatte, bis zu unseren Tagen, in denen man diese übermäßig großen Familien

als ein Unheil ansieht — welch ein Abstand! Und da die Menschen sich ihre Gesetze immer nach ihren jeweiligen Bedürfnissen und Notwendigkeiten formuliert haben, bin ich fest überzeugt, daß man, wie mein Schwiegervater, der alte Pastor Stahr, schon seinen Söhnen gesagt, Maßlosigkeit in der Ehe einmal ebenso ungünstig beurteilen wird, als Völlerei und Trunk. Und man braucht sich nur im Leben unter seinen Bekannten umzusehen. Welche Familie freut sich des fünften, sechsten Kindes? welche sieht es nicht als eine bedenkliche Lebenslast an? — Mir haben diese Nachgeborenen immer leid gethan — und obschon ich noch jung war, erinnere ich mich sehr deutlich, wie unwillkommen der große Kinderreichtum meinen nur mäßig begüterten Eltern war. Ich war immer glücklich, das Aelteste zu sein, mit dem man sich doch gefreut hatte. — In all diesen Dingen wird die Zukunft vielleicht sehr unerwartete Gesetzes-Aenderungen und sehr eigenartige ethische Vorstellungen erzeugen. —

Anton für seinen Teil glaubt an die Aufhebung des Erbrechts in den Familien — die Erbschaftssteuer sagte ich ihm, die von dem Besitz, sofern er nicht auf die direkten Nachkommen übergeht, 8% Steuern nimmt, ist der Anfang dazu — und wie viele würden es jetzt schon gut heißen, wenn statt der 8% 50% an die Gesamtheit abgegeben werden müßten. — Und doch gedeiht England so sehr bei seinem Erstgeburtsrecht, und dem Niedersteigen der übrigen Kinder in die neue Werte schaffende Gesamtheit! —

27. Febr. Ich suche in unserer reichen Sprache vergebens den ganz entsprechenden Ausdruck für blagueur! Prahler, Aufschneider in einem Wort, und doch haben wir so viele, die es sind.

28. Febr. Liebenswürdig zu sein, so lange man im Glück ist, allen helfen, allen etwas leisten kann, von allen bedankt wird, das ist gar keine Kunst! aber liebenswürdig und anerkennend zu bleiben, wenn man nichts mehr zu bieten hat, wenn man annehmen und danken muß, das ist schwerer — und ich mache in dieser Zeit doch öfters die Erfahrung, wie verdrießlich von Heruntergekommenen dem vorsichtigsten guten Willen begegnet wird. Man muß sich aber dadurch nicht kopfscheu machen lassen, sondern geduldig bleiben — und ich thue das auch.

2. März. Daß den Leuten bei ihrer jetzigen Art der Naturforschung, bei welcher sie immerfort neue Entdeckungen machen, durch welche ihr alter, für richtig gehaltener Glaube über den Haufen geworfen wird, nicht schwindelnd wird, daß sie sich entmutigt mit dem Weisen „Und sehe, daß wir nichts wissen können" bescheiden, ist mir ein Beweis dafür, wie rastlos das Gehirn arbeiten muß — und auch wieder ein unbegreifliches Wunder. — Manchmal denke ich, weniger begriffen, und mehr sich verwundert als ich hat keiner von allen meinen Bekannten. Ich komme aus dem Verwundern gar nicht heraus, und bin, wenn ich es mir ehrlich sagen soll, heut nicht klüger „als an dem ersten Tag!"

2. März. Daß die Menschenproduktion durch sittlich freiwilligen Entschluß beschränkt werden muß, namentlich, wenn wir auf dem Wege der jetzigen Naturanschauung den Menschen als in das Tierreich einfach hineingehörend betrachten, das gehört zu meinen Glaubensartikeln. — Aber wer nimmt eine Ansicht gern auf, die ihm Opfer auferlegt? — so vollkommen ist in dieser Be-

ziehung der gegenwärtige sogenannte Sittlichkeitsbegriff gegründet auf den alten Staat, der Soldaten haben wollte, auf den Eigennutz, der billige „hands“ haben will, und auf die Genußsucht der Gesetze gebenden Männer, die ihre Befriedigung nicht entbehren wollen, daß gar kein Aufkommen einer sittlicheren Handlungsweise möglich ist, ja jede dahinzielende Aeußerung schon als ein Angriff gegen den Staat und die Gebote Gottes! angesehen wird. Empört waren sie, als sich vor Jahr und Tag in der Schweiz der Verein gegen die vom Staat sanktionierte Prostitution begründete — und wie könnte eine Frau es wagen, auch nur dagegen mit ernstem Worte aufzutreten? — „Unmögliches muß man nicht verlangen!“ lautet die männliche Antwort! — Wenn ich sagen dürfte, was ich glaube, denke, weiß! — So gewiß, als ich Leben sehe um mich her — so wird die Welt in späteren Zeiten eine völlig andere Sittenlehre haben! und Tugend und Laster werden einst etwas anderes bedeuten, als jetzt — wo man von den Frauen Tugend fordert und sie für das Laster der Männer freigiebt!!

7. März. Wenn man sieht, wie klatschhaft und kleinlich der Müßiggang, wie grillenhaft und rechthaberisch die Einsamkeit und Abgeschiedenheit auch an sich gut angelegte und gute Menschen macht, hat man allen Grund, sich vor Müßiggang und Einsamkeit zu hüten!!

10. März. Man sagt wohl „Das Papier ist geduldig!“ als wenn das eine Kunst wäre! Es kann eben nicht reden! — Aber zu schweigen, still zu sein zu all den Thorheiten, zu den Anmaßungen und Selbstüberschätzungen, die

man anzuhören bekommt, das ist in der That eine große Selbstüberwindung, und ich habe sie wieder reichlich geübt.

11. März. Verständig und erfreulich verkehren läßt sich nur mit Menschen, die aus einem Stück sind. Mit den anderen geht man um, wie mit gekittetem Porzellan. Man faßt sie so behutsam wie möglich an, und doch gehen sie einem unter der Hand in Stücken, daß man nichts davon hat als Schreck und Verdruß.

Wenn Frauen erst dahin kommen, ihre Kränklichkeit nicht nur als ein vorübergehendes Mißgeschick, sondern als eine dauernde Position zu betrachten, werden sie niemals geheilt und verlieren sich an sich selbst. — Das war das Bewundernswerte an Adolf, daß er seine Kränklichkeit verabscheute, daß man Mühe hatte, ihn innerhalb der Rücksichten zu erhalten, die sie forderte, daß er sie so gern vergaß. „Ich bin wie ein Gummiball," sagte er oft. „Je tiefer ich niedergeworfen werde, je höher schnelle ich empor!" —

12. März. Wie die unterirdischen Röhrenleitungen den Boden der Städte durchziehen, so durchzieht eine Röhrenleitung von Klatsch, Verleumdung, Uebelwollen die Gesellschaft, und man ist mitunter völlig überrascht, wenn ganz unerwartet einmal einer der Knotenpunkte bloßgelegt wird, so daß man den Zusammenhang der Systeme und die Druckmaschinen erkennt, durch welche das Ganze in Bewegung erhalten wird. Glücklich genug derjenige, den die Sache, so wie mich, nichts angeht. Man ahnt gar nicht, wie das alles sich untereinander kennt, und was jeden an dem anderen interessiert und ärgert.

21. März. Die Eigenschaften, die für mich in dem Charakter eines Menschen den höchsten Wert haben, sind Wahrhaftigkeit und Treue. In ihnen beruht jene höchste Sittlichkeit, die von sich selbst und von dem Freunde und von der Liebe, die sie sich bewußt erwählt, gar nicht lassen kann — und die Erfahrung, daß man sich im Vertrauen auf diese höchsten Eigenschaften getäuscht, ist ein bitterer Schmerz.

24. März. Ich finde, daß die meisten Leute ihre Wohnungen für andere einrichten und nicht für sich selbst. Weil unsere Wohnung ganz rücksichtslos auf die anderen, ganz ausschließlich auf unser Behagen und Bedürfen eingerichtet wurde, weil sie also uns so vollkommen genügte, daß man fühlte, es war uns wohl in ihr, darum ward und wird es auch anderen gleich behaglich, wenn sie sie zum erstenmal betreten. Es ist eben immer das Alte: allen gefallen ist schwer, mache es wenigen recht! — Denn was wenigen recht ist, hat doch immer einen Kern wirklicher Berechtigung in sich.

17. April. Niemand hat mehr Grund, die Theorie des Darwinismus auf sein Schild zu schreiben, als der Adel. Der Darwinismus ist die Lehre von dem Adel des Blutes und, auf den Menschen angewendet, eine durchaus aristokratische Lehre, deren Freiheit und Größe aber eben in der Annahme von der Verbesserung der Rasse durch Zuchtwahl besteht.

27. Juni. Geradezu unfaßbar ist mir das sentimentale, verlogene Mitleid mit dem Prinzen Ludwig Bonaparte und der Kaiserin Eugenie![131]) Und diese Menschen bilden sich ein, die große historische Tragödie

in der Dichtung in ihrer furchtbaren und folgerechten ethischen Wieder-Vergeltung zu verstehen, von ihr ergriffen zu werden! — Daß das Geschlecht der Bonapartes, welches seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die Brandfackel des Krieges auf die elendesten, erlogenen Anlässe hin, in alle Teile der Welt geschleudert hat, das Millionen von Müttern ihre Söhne aus selbstsüchtigsten Zwecken entrissen und in den Tod gejagt hat — endlich an einem zu ihm gehörenden ganz eiteln und leeren Weibe in ihrem Sohne gestraft wird, darüber empfinde ich nichts als eine sittliche Genugthuung. Ja, es könnte mich, mehr als irgend eine andere Erfahrung an das Walten eines vergeltenden Gottes glauben machen. Tausende von Italienern, Spaniern, Franzosen, Polen und Deutschen sind im Eise von Rußland — sehr gegen ihren Willen — in ihrem Blut verschmachtet und umgekommen, und die Geschichte ist darüber hinweggegangen. Noch vor neun Jahren haben wir selber durch den Ehrgeiz dieser Abenteurer-Familie das Herzblut unserer braven Männer und Jünglinge in unerläßlicher Verteidigung gegen den frechsten Angriffskrieg hinströmen sehen — und jetzt läuft ein einziger junger Bursche aus Müßiggang, und um die Tradition des kriegerischen bonapartistischen Sinnes aufrecht zu erhalten, in den einfältigsten aller Kriege gegen ein Volk von Wilden, und kommt darin um, weil er eine Unvorsichtigkeit begeht — und die Menschen wollen zerfließen vor Mitleid! — Von der Christenliebe sprechen sie, die alle sonst von dem Christentum nichts wissen — die in dem besiegten Feind nur noch den Bruder-Menschen sieht! — Als ob es gälte, den verwundeten Prinzen zu pflegen! — Da fühlte die antike Welt ge-

sünder! — und vor allen Dingen, sie belog sich nicht, um andere belügen zu können! —

Heiligendamm bei Doberan.

9. Juli. Wer nicht an Menschenliebe verarmen will, muß kein Geschichtsbuch in die Hand nehmen; denn die wenigen Züge von großsinniger Selbstverleugnung halten und reichen nicht aus gegen die unruhige, rastlose, grausame Selbstsucht der Wesen, die wir Menschen nennen, und die unbarmherziger als die Tiere sind, die nur morden, um sich zu sättigen. In all der Wehmut um den Prinzen Lulu vergessen sie den Anlaß des Krieges, in dem er unterging. — Gemütskrank kann man werden, wenn man die Geschichte des dreißigjährigen Krieges liest! — und welches Krieges nicht?

19. Juli. Welch eine Welt und welch eine Zeit muß es gewesen sein, die den Reinicke Fuchs erschuf, dies geistreiche Gedicht, das den Sieg der Lüge als das durchgehende Prinzip aussprach! und wie furchtbar wahr erscheint daneben das Goethesche Epigramm: Wornach soll man am Ende trachten? — Die Welt zu kennen, und sie nicht verachten! —

20. Juli. Für mich ist es fraglos, daß die neueste Wendung in der Bismarckschen Politik[132]) und sein Bestreben, mit der Kirche einen Ausgleich zu finden, keinen anderen Grund hat, als zu versuchen, ob es mit der katholischen Kirche gemeinsam möglich ist, gegen den Nihilismus und Socialismus noch eine erhaltende Stellung gewinnen und der Barbarei der mordenden Selbstsucht Herr werden zu können, von deren Beispielen jede Zeitung aus Nord und Süd uns die grauenerregendsten Beweise bringt. — Ob er mit

dem Versuche recht hat? ob er gelingt?? — — Das aber weiß ich, daß mein alter Glaube, oder soll ich es nennen meine alte Hoffnung: es müsse eine neue Religion gefunden werden, die die Menschen über das Tier in ihnen hinaushebt, sie in einem Idealen verbindet, — sich erfüllen muß, wenn wir nicht alle, d. h. die Menschheit, zu Grunde gehen sollen. In der Beziehung war mir Hypathia von Kingsley[133]) ein so merkwürdiges Buch! Und heute und immer wieder frage ich mich: wo wird der neue Heiland auferstehen, der uns vom Materialismus befreit und in entsagender Liebe neu geboren werden läßt? — Es kommt mir oftmals vor, als fühlte ich in den Seelen der Gebildeten und Guten den Hauch eines neuen Geistes, als hätten auch sie, wie ich, erkennen lernen, daß es nichts ist mit dem bloßen Walten der sich selbst erzeugenden und erneuenden Materie. — Aber wer hilft uns zum wirklichen Erkennen? wer hilft uns darüber hinweg, daß die, die wir liebten, auf ewig nicht mehr sind, wenn unser liebendes Erinnern erlischt und ihre kurze Unsterblichkeit mit uns ihr Ende erreicht? — Ja! wer Bedeutendes, Schönes geschaffen hat! — Goethe hatte recht, zu sagen, daß für solche Seelen andere Bedingungen vorhanden sein müßten! — Lebt er doch noch unter uns! —

15. Aug. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß ein gutes Wort herstellt, was böse Worte zerstört haben.

Kiel.

4. Okt. Der Roman ist in seinem eigentlichen Wesen zunächst eine Lebensbeschreibung und nichts anderes. Er schildert das Leben einer oder mehrerer Per-

sonen, wie sie, im Zusammentreffen miteinander, sich aneinander und in ihren gegebenen Verhältnissen entwickeln, während Zeit und Welt auf sie einwirken, und sie, im gegebenen Falle, gestaltend auf ihre Zeit Einfluß gewinnen. — Daran erklärt es sich denn aber auch, wie Biographien und Autobiographien nur dann richtig gearbeitet sind und zu Kunstwerken werden, wenn der Darsteller, mag er sein eigenes oder ein fremdes Leben zum Motive haben, es keinen Augenblick vergißt, daß die Person, deren Leben man darstellt, wie der Held des Romanes behandelt, und ihm alle anderen Personen und Umstände so weit untergeordnet werden müssen, daß eben nur ihre Wirkung auf den Helden und seine Rückwirkung auf sie gekennzeichnet werden. Goethe hat das auch meisterhaft verstanden — ich habe es ihm abgelernt, soviel an mir war. Adolf hat es im Lessing erprobt und mit großem Erfolg. —

Berlin.

15. Okt. Es ist recht gut, daß man allein ist, wenn man sich unglücklich und so schwach fühlt, man macht dann doch mit seinen Klagen keinen anderen leidend — und ich denke dann oft an des armen Großherzog von Weimar Karl Friedrichs Wort gegen Stahr — im Jahre 1850 — „Gefallen kann einem diese Zeit wohl nicht mehr, aber man mag doch nicht gerne klagen!" — Und dabei höre ich immer nur: wie gut mir's gehe, wie wohl ich sei, wie viel Glück ich habe! — und ich lese Hans Hopfens[134]) tief empfundenes Gedicht an seine Frau und denke: Der weiß es! — „Da bleibt kein Rath als grenzenlose Thränen!"[135]) und sie fallen um so heißer, je glatter man nach außen hinzuleben trachtet!!

25. Okt. Heute, während ich im Dämmerlicht allein saß, ruhigeren Gemütes als bei der Heimkehr, hätte ich in mir Platens Worte „wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue" umwenden und sagen können: „wo ich mich zerstreue, wenn ich mich sammle."[136]) Denn für den Menschen, der viel erfahren und erlebt hat, ist, wenn er gesammelten und ruhigen Sinnes ist, die Einsamkeit und das Insichgehen eine fördernde Unterhaltung. Recht ein Genuß ist solch eine Rundschau über sich selbst, seine Vergangenheit, wenn man sich sagen darf, daß man, auch wo man irrte, immer in gutem, redlichem Willen und Glauben gehandelt hat.

26. Okt. Wenn man sich nur alle Jahre einmal mit den Augen der anderen selber sehen, mit ihrer Ansicht und Erkenntnis von uns sich selbst beurteilen könnte, so würde uns das sicher zu größtem Vorteil gereichen. Man müht sich um Selbsterkenntnis für die Selbstvollendung, und bringt in dem guten Glauben an sich selbst doch nicht zustande, was man möchte.

27. Okt. Wenn ich nur die Angst der Leute vor der momentanen Reaktion begreifen könnte! — Nicht diesen Druck fürchte ich, sondern den unter den obwaltenden socialen Verhältnissen ganz unvermeidlichen Gegendruck von unten herauf. Albern ist die Reaktion auf kirchlichem Gebiet, die durch Gesetze etwas erreichen zu können glaubt, was nur durch die „innere Mission", durch die eigentliche häusliche Seelsorge innerhalb der Gemeinden — wie der katholische Klerus sie auf seine Weise treibt — erreicht werden könnte. Statt die Menschen, gerade wie es zu Christus Zeiten geschah, auf das ewig Ethische im

Christentum behutsam hinzuweisen, will man ihnen Glaubenssätze einprägen, mit denen man sich nur lächerlich macht und das Christentum hinopfert. — Wer seit 1830 mit offenen Augen die Historie betrachtet hat, fürchtet sich nicht vor Reaktionen, sondern vor den ihnen unabweislich folgenden Revolutionen.

2. Nov. Es gehörte zu dem Glück von Goethe, daß er seinen ernsten und schwermütigen Gedanken, daß er seinem Schmerz über dies und jenes in Versen Ausdruck geben konnte. Wie anders, wie viel herber würden die Sentenzen und Aussprüche wirken, die uns im „Buch des Unmuts" jetzt entzücken.

Wer sich mit Menschen, die ihn schwer gekränkt haben, nach christlichem Brauche auf dem Todbette aussöhnt, geht meist mit einer Lüge aus der Welt, thut seiner Vergangenheit eine Beleidigung an und giebt einem Menschen Oberwasser und Waffen in die Hand, der beides nicht verdient. Der Mensch soll ganz vom Leben als er selber scheiden — mit seinem Lieben und mit seinem Hassen. Es ist eine elende Schwachherzigkeit, zu sagen: ich habe Haß gegen niemand — und ist auch in der Regel Selbstbeschönigung. Ich halte es mit dem alten Judengotte — Zahn um Zahn — und mit des ewigen Goethes: ich liebe, die mich lieben, und hasse, die mich hassen! — Und ich hoffe, dazu behalte ich die Kraft bis an mein Ende! —

3. Nov. Gute Menschen werden immer brauchbarer mit den Jahren, wenn eigenes Wünschen und Wollen sie nicht mehr verwirrt. Schade nur, daß man dann nicht mehr die rechte Zeit hat, sich des eigenen und des fremden Besserwerdens mit der rechten befriedigten Eitelkeit der

Jugend zu erfreuen. — Aber welch eine Seligkeit müßte es nicht erst sein, in der ewigen Seligkeit zu leben, in der alle befriedigt wären, und in der Neid und Selbstsucht also niemanden veranlaßten, dem anderen ein Leid zu thun. — Ach! all diese holden märchenhaften Träume beruhen auf der tiefsten Erkenntnis der menschlichen Natur.

8. Nov. Jeder Mensch hat für sich, sein Thun, Erleben, Erreichen, Erleiden einen Spiegel in der Seele eines anderen nötig, in dem es sich reflektiert und aus dem heraus es uns erst lebendig wird. Wem der rechte Spiegel fehlt, der genießt sich und sein Thun und Treiben nicht mehr — und mir haben sie den meinen lange schon begraben.

10. Nov. Es ist ein sicheres Zeichen für den Adel einer Natur, wenn sie sich in einem schweren, umwegvollen Leben in ihrer reinen Ursprünglichkeit bewahrt, aber es bewähren sich leider in dieser Rücksicht nur eine kleine Anzahl, zu denen emporsehen zu können und die zu verehren mir dafür ein doppeltes Glück ist.

11. Dez. Man nennt das Alter selbstisch und vergißt, daß all sein Thun schon darum die höchste Entsagung und Selbstlosigkeit in sich schließt, weil es alles, was es thut, ordnet, leistet, erwirbt, nicht mehr für sich und ohne alle Folge für sich selbst thut. Was man in früheren Jahren thut, wird auf die eine oder andere Art zu einem Kapital, dessen Zinsen man eben auch auf die eine oder die andere Art genießt — aber im Alter? Sogar der Besitz erscheint einem nicht mehr als Eigentum, man sieht ihn im Geiste schon in der Anderen Händen! —

und wenn noch immer in den rechten Händen, denen man es gönnte! wie ich meinen Schwestern!

12. Dez. Wie kann die Kunst eigentlich in einem Klima zu ihrer freien Entfaltung kommen, wo man sich durch die Hälfte des Jahres mit allem Aufwand von Kraft gegen Kälte und Hunger zu verteidigen hat, und wo man ein nacktes Menschenwesen nur auf ausdrückliche Bestellung und für Geld zu sehen bekommt? Freie Entfaltung natürlicher Schönheit vor Augen zu haben, ist doch sicher das erste Erfordernis für die Ausbildung zur idealen Schönheit.

16. Dez. „Was er webt, das weiß kein Weber!" Es ist sicherlich höchst zweckmäßig, daß man daran denkt, in der augenblicklichen Hungersnot in Oberschlesien den Kindern in der Schule zu essen zu geben und sie also satt nach Hause zu schicken. Aber wer wird den Arbeitern es nachher klar machen können, daß — was durch teure Zeiten möglich und notwendig war, nicht auch in guten Jahren noch viel leichter möglich und also als Berechtigung zu fordern ist? Wer wird ihnen klar machen, daß zur freien Benutzung der Schule nicht auch freie Beköstigung der auf gut Glück erzeugten Kindermenge gefordert werden darf? — Jede Entlastung der Familie von ihren Pflichten und Uebertragung derselben auf die Kommune ist ein Schritt weiter zum Socialismus und Kommunismus und wird von seinen Anhängern dankbarlichst verwertet und ausgenutzt werden. Die Weihnachtsbescherungen in der Kommune waren der thörichte Anfang, das Speisen in den Schulen ist die Fortsetzung! — Es wäre gewiß schwerer, die Kinder innerhalb der elterlichen

Hütten zu versorgen, richtiger und vorsichtiger wäre es aber doch! Wann, zu welchem Zeitpunkt wollen sie plötzlich die Beköstigung der immerhin knapp zu erhaltenden Kinder einstellen, ohne — statt des Dankes große Unzufriedenheit hervorzurufen? — Es bleibt das alte Axiom von der unsittlichen, maßlosen Kinderproduktion!

18. Dez. Man soll nicht nach dem Erfolg urteilen! Das lehrt man uns von früh auf, und ist wahr und falsch zugleich. Es muß heißen: nicht nur nach dem Erfolg urteilen. Denn wie es sehr wahr ist, daß Fälle eintreten können, in denen an sich lobenswerte und gut geplante Thaten durch das Hinzutreten und Eingreifen von Personen und Ereignissen nicht zu ihrem eigentlich notwendig guten Ende führen können, in denen man also nicht sagen kann: weil der Ausgang schlecht war, war der Anfang schlecht und falsch. — Aber andrerseits: wenn man ein Unternehmen, das uns in sich unberechtigt und gewagt erscheint, glücklich ausgehen und zum Heil gereichen sieht, wird man allen Grund haben, zu sagen, es müssen in solchen Fällen Bedingungen, Kräfte, Notwendigkeiten vorhanden gewesen sein, die zur Zeit von den Unbeteiligten nicht erkannt und übersehen werden konnten, und die doch bedeutend genug waren, den guten Erfolg zu erzeugen. Dies sind dann die Fälle, in denen man gerade nach dem Erfolg urteilen soll und muß, und sie sind nichts weniger als selten.

23. Dez. Es liegt in dem Beruf des Arztes, der es mit demselben Ernst nimmt, eine den Charakter bildende Kraft. Er hat strengste Beherrschung seiner selbst, seiner Mienen nötig. Schreck, Unsicherheit muß er zu ver-

bergen, sich in jedem gegebenen Falle und mit Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit rasch zu entscheiden lernen — und daneben liegt auf ihm das schwere, zu verschweigende Bewußtsein jener Menschen, die man mit dem second sight, mit dem „den Tod sehen" behaftet glaubt. Er sieht und kennt und weiß, wer von den ihm werten und teuren Menschen dem Tode verfallen ist — und hoffnungslos in sich, muß er sie zuversichtlichen Wesens täuschen. Es muß sehr hart sein — und wer rechnet das den Aerzten an!!

26. Dez. Nicht die Selbstsucht, welche sich das Aufhören der Persönlichkeit wegleugnen wollte, hat sich das schöne Traumbild einer Unsterblichkeit und eines Wiedersehens nach dem Tode vorgespiegelt. Die Liebe ist es gewesen, die die Unsterblichkeit und das Wiedersehen erdachte, um nicht verzweifeln zu müssen; denn für die allerdings nur von wenigen gekannte große, das ganze Wesen des Menschen umfassende Liebe ist Franz I. Wort vollkommen wahr: „il y a trop peu d'une vie, pour tant d'amour."

1880.

7. Jan. Man muß wünschen, wollen, an sich glauben, auf das Morgen vertrauen, für das Morgen leben — das heißt leben! — Nichts von dem allen kann, habe, thue ich. Wer hätte mir gesagt, daß solche Stimmung für mich möglich sei? — Nur im Rückerinnern habe ich Freude — aber dann auch ganz hell aufleuchtende Freude!

8. Jan. Wie es eine Zeit in Frankreich gab, in den vierziger Jahren, in denen man keinen Roman lesen konnte, ohne eine heroische Grisette oder eine bewundernswerte

Courtiſane zu finden, ſo daß die Franzoſen ſelbſt dies endlich als l'apothéose de la courtisane bezeichneten, die in Iſidora und Lucrezia Floriani von der Sand[137]) gipfelte, ſo iſt es jetzt ganz unmöglich, auch nur die kleinſte Dorfgeſchichte zu leſen, ohne daß ein durch Habſucht und Wucher ins Verderben gekommener Mann, eine ruinierte Familie und die damit zuſammenhängende Elendigkeit den Kern der Geſchichte bildeten. Wir haben jetzt die Poeſie der habſüchtigen Verlumpung, und ich meine, die Herren alle müſſen in die habſüchtigen üblen Unternehmungen ſelber tiefer als nötig untergetaucht haben, um ſo davon durchtränkt zu ſein, daß gar nichts anderes mehr aus ihnen herauskommt. Und man hat es doch in der Dichtung mit ſolchen Häßlichkeiten nicht gern zu thun. —

11. Jan. Auf nichts verlaſſe ich mich ſo ſicher, als auf die Dummheit des Zufalls, denn das franzöſiſche Wort: il y a pour les sots des hazards qui ont de l'esprit (Scribes Camaraderie) trifft leider für mich nicht zu.

Manchmal überwallt es mich heiß wie ein großes Glück, daß ich ſo ſehr geliebt habe und ſo ſehr geliebt worden bin, und ich meine, davon müſſe etwas zurückbleiben, wie von dem geiſtigen Schaffen eines Dichters oder Künſtlers. Es müſſe zu ſehen ſein, zu vernehmen ſein, nachklingen — weil es ſo ſehr ſchön war und wir ſo unausſprechlich glücklich, ſo glücklich, daß die Entbehrung zu einem ewigen Schmerze wird. Platen ſagt:

Wer die Schönheit angeſchaut mit Augen,
Iſt dem Tode ſchon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienſt auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben![138])

So ist es mit der großen Liebe! Sie ist ja noch viel, viel seltener als die Schönheit. Sie ist Lebensberuf und Lebenserfüllung für den, dem sie zuteil ward, der das Glück hatte, sie als höchste Blüte seines Wesens aus sich erstehen zu sehen — und man kann nichts mehr leisten, was größer wäre als diese Liebe, wenn sie nicht mehr thätig empfunden und bewährt werden kann. „Was wissen sie davon?" sagte Adolf oftmals in unseres Glückes Tagen. Was wissen sie davon?

Abends. Im Alter lebt man eigentlich immer wie an den Packtagen, wenn man von einem Orte fortzugehen hat, der einem lieb geworden ist, und den wiederzusehen man nicht Aussicht hat. So wie einem zu Mute ist, wenn man von Rom fort soll. Man bricht sein Zelt ab, bringt alles in Ordnung — und bliebe doch lieber noch da.

Nach der Heimkehr vom Mittag bei X. Im allgemeinen hört man in der Gesellschaft, auch von guten Menschen, sehr wenig gerechte oder wohlwollende Urteile über andere. Ich wundere mich oft, woran das liegt. Und daneben einen ganz unnötigen Aufwand an Enthusiasmus für gleichgültige oder gar verkehrte Dinge! —

18. Jan. Wir klagen darüber, daß die Jugend nicht mit uns gleich feinfühlig ist! Wie ist das möglich? — In unserer Jugend hatte man Lieblingstäubchen, die man an die Hand gewöhnt, gelegentlich auch sentimental mit rosa Bändern schmückte — die jetzigen jungen Frauenzimmer finden eine angenehme Aufregung in Wetten beim „Taubenschießen!" Wie kann man da Gemeinsamkeit des Empfindens erwarten? — Geradezu er-

schreckend ist die Verrohung in der Ausdrucksweise, wenn und wie man sie im Verkehr zwischen jungen Männern und jungen Frauenzimmern hört. Die bloße Weise des Anrufens statt des höflichen Anredens ist schon roh — und unsere Romane zu lesen ist mir oft eine Pein, weil sie diese Gesellschaft so fürchterlich treu wiedergeben! — Und sie machen sich ein Bewußtsein daraus!

21. Jan. Wenn ich eine Weile Zukunfts-Musik gehört habe — dies dem Verstande abgeklügelte, berechnete, mathematische Musik machen — und die Novellen und Romane gelesen habe, in denen keine Spur von großer Liebe und Leidenschaft zu finden ist — in denen sich betrunkene Lumpe, bankrotte auf Pantoffeln gehende Gutsbesitzer — Offiziersdirnen — und Gott weiß was für Gesindel in Händeln herumtreiben, die in die Gerichtsstube gehören — dann flüchte ich mich zur Erlösung in das Reich des Schönen. Dann nehme ich den Don Juan vor und den Faust und die Goetheschen Romane, und besinne mich auf unsere eigene große Liebe in den Zeiten des Ringens um ihr Ziel, und denke an unsere des Glücks so volle Ehe — und dann finde ich mich in mir und in dem Bereich des ethischen Lebens und Strebens wieder zurecht. — Ich komme mir manchmal wie verstoßen vor — und sehe mit unabweislicher Klarheit, wohin wir steuern, wenn es heißt: „Der Tasso ist eine Deklamation zum Einschlafen!“ — „Der Wallenstein ist schrecklich langweilig anzusehen.“ „Den Werther kann man nicht mehr lesen!“ — Ach nein! Ihr könnt es leider in der That nicht mehr!

9. Mai. Von sogenannten ernsthaften Leuten bare

Thorheit und Unsinn schwatzen und behaupten hören, und dazu eben, weil es ernsthafte Leute sein wollen, schweigen zu müssen — lerne ich nicht als etwas Notwendiges hinzunehmen.

14. Mai. In gar vielen Frauen steckt ein Stück von Titanias Sinnestäuschung. Sie drücken ein Phantom ans Herz und werden den Irrtum nicht gewahr. Auch den Esel apotheosieren sie — weil sie sich sonst als erniedrigt empfinden und erklären müßten.

18. Mai. Im ganzen mag ich die Menschen nicht, die an jedem Dinge, namentlich aber an Dichtungen und Kunstwerken, zuerst die Fehler sehen. Sie kommen sich damit weise, scharfsichtig und kritisch vor, und wissen nicht, wie armselig es ist, ein Ding nicht zuerst im großen ganzen als Ding an sich voll erfassen zu können. Sie sind selbst für das Kleinste noch nicht groß genug — und mir fällt dann immer die scharfe, aber verdiente Zurechtweisung ein, die Adolf mir im Anfang unserer Bekanntschaft von den Dioskuren[139]) gab, als ich einen Tadel dagegen aussprach.

Bergisch-Gladbach.

1. Sept. Bisweilen belohnt uns das Leben wohl für die großen Keulenschläge und die schweren, allen in das Auge fallenden Opfer, die wir bringen — aber wer weiß von den Legionen täglicher Selbstüberwindungen, die wir über uns nehmen, und die wir doch schwerer fast empfinden als eine That, für die wir in uns selbst eine Anerkennung haben. Ach! mein altes: nicht müde werden! hat man im Alter recht nötig, sich täglich zuzurufen — und hier die viel jüngere Frau ist ein glorreiches Beispiel dafür.

3. Sept. Das Vaterunser, das ich in seiner Komposition höchlich bewundere, müßte für das Alter noch den Zusatz haben: „Gieb uns unser täglich Brot und Wünsche und Hoffnungen!“ Denn Wünsche und Hoffnungen sind die Schwingen, die dem Alter fehlen. — Einmal — und das ist ein Wunsch, den ich hege, der aber keiner ist, weil er in sich unerfüllbar ist — einmal, eine Stunde lang, möchte ich es empfinden und denken können, wie Goethe in sich das Alter aufgefaßt hat; obschon sein: „Es ist Kunst, es zu ertragen!“ es klar genug bekundet.

5. Sept. Eine erlittene unverdiente Beleidigung zu verzeihen, ist nicht Größe — sondern Ehrlosigkeit — eine Ehrlosigkeit, die man eben auch den Frauen zumutet, während es keinem Menschen einfällt, derlei von einem Manne zu verlangen. — Wenn ich für ein Unrecht, das mir geschehen ist, die Strafe nicht vollzöge, wo ich es kann, würde mir zu Mute sein, als machte ich einen Schluß gegen alle ethische Gerechtigkeit an einer Dichtung. —

Wer da sagen kann wie ich: ich habe keine empfangene Güte vergessen, ich bin mit Freuden dankbar, der darf sagen: ich vergebe keine Beleidigung und räche sie, wenn ich kann.

Berlin.

22. Sept. Wie sonderbar solche Dinge sich treffen: in den Monographien, die Lord Houghton[140]) mir dieser Tage schenkte, finde ich ein Wort von Lady Ashburton, das ganz und noch viel stärker dasselbe sagt: I forget every thing excepted injuries! — Das ist ehrlich und charakterfest!

23. Sept. Wilms[141]) ist heute mit 58 Jahren gestorben! und ich verlange noch leben zu bleiben und ver-

lange, daß Körte sich darum kümmert und mir dazu hilft, so weit er kann. — Wie dumme Prätensionen macht unsere elende Eigenliebe! Wie gleichgültig ist mein Sein oder Nichtsein für alle anderen! — Der gute, schöne, sanfte, große Mensch!

30. Sept. Die Albanesen haben „Moskau" gespielt und Dulcingo[142]) in Brand gesteckt. Ich wüßte auf der Welt nichts, was mich weniger interessiert als die sogenannte große Politik. Fleischerhunde, die sich um einen Knochen beißen, sind mir unendlich interessanter als die sogenannten Großmächte, die die Welt in Brand stecken und Menschenmorden anzetteln, um — einige Meilen Land und Vorteil für sich und ihre liebe Familie zu erlangen. Philax und Tyras kümmern sich ebenso viel um das Wohl der Menschheit und um die Duldung der Christen oder Gott weiß welche Civilisations-Idee, als Rußland, England, Oesterreich und Konsorten um irgend einen ethischen Gedanken. — An Gott zu glauben, haben sie aufgehört — und glauben — oder thun, als glaubten sie an solche erbärmlichen Lügen — an die sechs, acht Familien, die sich der Herrschaft bemächtigt haben, weil die anderen schwächer waren. Ich zwinge in allen diesen Dingen meine Vernunft oftmals zum Schweigen — aber im Innersten empört sich mein ehrliches Herz dagegen, jetzt wie einst! —

12. Okt. Ein reiches, das Leben erleichterndes Erbe ist für die große Mehrzahl der Menschen das schmerzstillende Pflaster auf die Wunden, welche der Tod ihnen schlägt. Sie heilen dann in der Regel leicht! — Und doch thut es so bitter weh, die Frucht von der Arbeit dessen zu genießen, dem zu dienen unser Glück

war. In dem Falle ist Geben auch seliger als Nehmen. Noch habe ich mir nie mehr gegönnt, als was ich aus meiner Kraft und meiner Arbeit geerntet hatte.

München.

18. Okt. Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn man es so nebenher bei sich zuhause und bei seiner Arbeit abmachen und genießen könnte.

Venedig.

24. Okt. Zu den Dingen, die ich nie habe verstehen können, gehört die Neigung der Menschen, sich und den Anderen etwas über ihre Jahre vorzulügen. Solange Frauen es möglich halten, für jung zu gelten, worüber sie sich freilich gewaltig und bis zum Unglaublichen täuschen, so, als hätten sie keine Augen und keinen Spiegel, hat diese Grille noch eine Art von Sinn. Aber wie alte Frauen und Männer, wie Menschen von 50, 60, 80 Jahren, Lust daran haben können, sich um zehn Jahre oder um ein Jahr jünger auszugeben als sie sind, oder von ihrem Alter nicht gern sprechen zu mögen, das verstehe ich nur, wenn ich mir vorstelle, sie meinen den Tod damit betrügen zu können, damit er sie etwas länger herumlaufen läßt. Am drolligsten war neulich meine alte X. Als ich ihr sagte: Sie sind doch nun im sechsundachtzigsten Jahre! — Ja! ja! gab sie mir zur Antwort, aber ich sage immer, ich werde achtzig! —

Rom.

20. Nov. Wie vor dem roten Löwen, so erschrecken die Menschen vor jedem Ausdruck einer großen Leidenschaft. Als ich gestern sagte: „nachdem Adolf gestorben war, nahm ich es eine Zeitlang allen anderen Menschen übel, daß

sie lebten," graute ihnen vor mir — und ich hatte doch nur einfach mein damaliges unabläſſiges Empfinden ausgeſprochen. Als ob die große ausſchließliche Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann, die Liebe, die nichts anerkennt und nichts anerkennen kann als ſich ſelbſt und ihre Berechtigung, in ihrer heiligen Selbſtſucht anders fühlen könnte, eben weil ſie ſich die Welt iſt! Es iſt gewiß gut, daß ſolche Liebe ſelten iſt! aber ſie kann, wenn ſie iſt, nicht anders ſein, und deshalb beſiegt ſie auch den Widerſtand der Welt — oder ſie geht an ſich zu Grunde. Ein Mittelweg iſt für ſie nicht vorhanden!

21. Nov. Wer wie... in Rom ſein und das Chriſtentum und die Organiſation der Kirche lächelnd als etwas auffaſſen kann, was in ſich zuſammen und bald abfällt, der ſtellt ſich damit ein geiſtiges und hiſtoriſches Armuts-Zeugnis aus — beſonders wenn er ſeine ethiſchen Erfahrungen an unſerem Volksleben in der Heimat und ſein politiſches faktiſches Wiſſen damit zuſammenhält. Großes nicht ermeſſen zu können iſt klein!

24. Nov. Die National-Zeitung vom einundzwanzigſten fragt: woran es liege, daß die deutſche Jugend, die ſich im Kriege und in unſeren gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen männlich geſtählt und bewährt hat, in gewiſſem Sinne reaktionärer ſei als die vorhergehende Generation, als wir und die Männer von 1848; und ſie weiß ſich die Antwort darauf nicht zu geben, die doch auf der Hand liegt. Die jetzige Jugend ſieht ein, eben weil ſie der Praxis gegenüber geſtanden hat, daß Theorie und Praxis ſich nicht immer decken, wie wir es geglaubt, und daß es unmöglich iſt, die ganze Menſchheit gleichmäßig zu bilden

und zu beglücken. Sie bescheidet sich vor den Bedingungen der Wirklichkeit und sucht sich vor ihren, sie selbst bedrohenden Konsequenzen — wie man es z. B. durch das Socialistengesetz gethan hat — so weit es in ihrer Macht liegt, zu schützen.

4. Dez. Bei manchen Frauen setzt sich das mürrische Wesen und die ihnen innewohnende Unzufriedenheit mit den Leistungen der anderen darum so fest, weil sie selber so wenig zu leisten gehabt haben; und wenn ich sie sprechen höre — eben nur den Ton der Stimme — und ihre Mienen sehe, freue ich mich, daß ich nicht bei ihnen zu dienen brauche und beklage ihre Dienstboten, ohne sie zu kennen. Gütige, verständige und gerechte Hausfrauen sind weit seltener, als man glaubt.

7. Dez. Die Eitelkeit wäre gar nicht so schlimm, wenn sie in sich selbst beruhte. Aber sie wird unbequem, sobald sie eine Anerkennung verlangt, die über das hinausgeht, was man ihr zu leisten im stande ist.

1881.

24. Jan. Voraussicht und Vorausbedenken, das ist alles! pflegte mein Vater oft zu sagen, denn dem völlig Unerwarteten gegenüber sind wir fast alle fassungslos, und die Vorausicht, welche sich in alle wahrscheinlichen oder möglichen Lagen und Verhältnisse hineingedacht hat, ist das, was im betreffenden Augenblicke die sogenannte Fassung giebt.

Das ist richtig, hat sich mir bewährt, vielfach bewährt, und hat doch auch sein Falsches, wenn man es im einzelnen betrachtet. Hunderte von Malen hatte ich eine

Sache reiflich durchdacht, mir überlegt und zurechtgelegt, was ich in dem mir dicht bevorstehenden Ereignis, in der oder jener entscheidenden Unterredung sagen müsse — und wenn ich dann der Person oder den Personen gegenüber stand, paßte alles nicht. Ich mußte eine relative Albernheit sagen, und diese war in dem Augenblick richtiger und angemessener als all das Kluge, das ich mir ausgedacht hatte.

3. Febr. Langsame und unentschlossene Menschen können kaum eine Dummheit thun, weil sie eben in ihrer Unentschlossenheit meistens über die Zeit hinwegkommen, in der es noch möglich gewesen wäre, sie zu begehen.

4. Febr. Für Leute, die an sich in der Gesellschaft ihrer Heimat gar nichts vorstellen, ist es sehr vorteilhaft, ins Ausland zu gehen. Sie werden da doch zu etwas: für die einen zu Fremden, für die anderen zu Landsleuten! und gewinnen damit eine Art von Beachtung.

4. Febr. Sehr große Gesellschaften, in denen ein paar hundert Menschen sich durcheinander herumtreiben, sehen, wie der Stern in einem Kaleidoskop, sich hübsch an und mitunter auch nach etwas aus. Betrachtet man die Elemente näher, aus denen sie sich zusammensetzen, so sind kaum ein paar erkennbare Perlchen oder Glasstückchen darunter — und alles andere ist ganz elender, nicht zu bezeichnender Quark. Aber man entbehrt das Spiel mit dem Dinge nicht leicht, wenn man sich und sein Auge an die Tändelei gewöhnt hat.

11. Febr. Ouida (Mlle. de la Ramé), eine englische Schriftstellerin,[143]) besuchte mich heute unaufgefordert. Es

giebt Menſchen, die ſich unbedacht und naiv ſtellen, um ungeſtraft Impertinenzen ſagen zu können, wie dieſe Frau es in Bezug auf Deutſchland wagte. Mit mir aber iſt ein ſolches Wagnis ein gefährlich Spiel. Sie wird es nicht zum zweitenmal riskieren.

20. Febr. Im ganzen haben die Leute es recht gern, wenn man gut und formvoll gebildet iſt, nur ſoll man, wenn es ihnen behagt, in der Geſellſchaft ſich formlos und wüſt zu behaben, ſein Formgefühl und ſeinen Schönheitsſinn zu Hauſe laſſen. Schließlich thäte man es recht gern, wenn man es nur könnte, denn man litte dann weniger durch ihr Gebahren.

3. März. Abwarten iſt zwar oft ſehr weiſe, kann praktiſch oft gute Folgen haben, es iſt aber meiſt eine Tugend der Unentſchloſſenen und der Trägen. Mir iſt warten müſſen ſo gegen die Natur, daß ich glaube, wenn ich, vor der Himmelsthür angelangt, ſtehen und warten müßte, ſo ſpränge ich lieber raſch in den Höllenpfuhl, falls der offen danebenſtände, und ſähe dann zu, wie ich wieder herauskäme, würde mir's zu heiß. Es wäre das doch ein Thun ſtatt des Wartens. (Von der Siſtina kommend.)

19. März. Wenn irgendwo eine Epidemie ausbricht, ſucht man zunächſt ihr Einhalt zu thun und ſie zu bekämpfen, dann fragt man nach ihrer Entſtehungsurſache, und erſt wenn man dieſe erkannt hat, iſt es möglich, ihr zu begegnen und neuen Ausbrüchen derſelben vorzubeugen.

Solch eine Unterſuchung der Urſache verſäumt man, bei der aufs neue ſich förmlich epidemiſch offenbarenden Abneigung gegen die Juden zu veranſtalten — und man

thut Unrecht daran, denn man würde dabei vielleicht zu Einsichten und Erkenntnissen gelangen, durch die es möglich wäre, dem gegenwärtigen Mißstand abzuhelfen, eben so, wie der Wiederholung eines solchen vorzubeugen. Es giebt keine Wirkung ohne Ursache, und es ist ein kindisches Gebahren von seiten der Juden, immer nur zu schreien: das ist empörend! das ist nichtswürdig! — statt sich ernsthaft die Frage vorzulegen: wie und wodurch hat es geschehen können, daß dieser Widerwille gegen die Juden plötzlich von Berlin aus so heftig angefacht und so leidenschaftlich werden konnte, nachdem man sich durch Jahrzehnte eines friedlichen Zusammenlebens erfreut hatte. Der Reichtum der Juden und ihr Emporkommen im Staatsdienst, also der bloße Neid der Germanen, sind nach meiner festen Ueberzeugung nicht die Ursache davon, wenn schon er mitwirkt, nachdem das Feuer brannte. Und ehe die Juden das echt jüdische Zeter- und Weheschreien nicht einstellen und in sich nach den Anlässen zu diesem erneuten Hasse suchen — wird es schwer zu einer Klärung und Beruhigung kommen können. — Aber das Schreien ist eben einer ihrer Fehler — und Fassung nicht ihre Sache — in der großen Mehrzahl.

24. März. Mein siebzigstes Jahr vollendet!! Es ist ein großes Glück, dies Ziel zu erreichen im Besitze aller seiner Sinne und Glieder — nach einem Leben, auf das man ohne schweres Schuldbewußtsein mit gutem Gewissen zurückblicken kann. Was ich mir nie vergeben habe, ist eine im Jahre 1845 gegen meinen geliebten Vater begangene Ungefälligkeit. Er verlangte, daß ich etwas thun sollte, was allerdings in dem Augenblicke nicht leicht — aber doch mit

einiger Ueberwindung von äußeren Schwierigkeiten — möglich gewesen wäre, und ich sagte: „Das kann ich nicht!" — Ich bereute es im nächsten Augenblicke, wollte einlenken. Der Vater sagte: „Laß es gut sein, es ist nicht mehr die Rede davon!" — Das war der einzige Mißklang in meinem ganzen Leben zwischen mir und ihm — und ich habe es nie verschmerzt, denn ich hatte ihn damit gekränkt, das fühlte ich — obschon ich im ersten Augenblicke die Sache wirklich für unausführbar hielt. — Damals habe ich gewußt, was Reue heißt und bin vorsichtiger dadurch geworden. — Gegen Adolf ist Gottlob mein Gewissen völlig frei — ich habe ihm gehört mehr als mir selbst. Er war mein Leben, mein Glück, meine Welt! — Und so oft ich mich auch gefragt: hätte ich mich, als ich ihn kennen und lieben lernen, gewaltsam von ihm losreißen müssen? habe ich mir immer zuletzt die Antwort geben müssen: nein! — Er und ich hätten ohne einander nicht werden können, was wir geworden sind — und wir haben auch beide, obschon wir uns nie darüber getäuscht, daß Marie und was sie durch uns gelitten — nicht bereut, was wir von ihr gefordert. — Einundzwanzig Jahre gemeinsamen Glückes sind uns geworden — nun hätte ich nur noch eine Pflicht gegen den Geliebten — seine von ihm begonnene Lebensgeschichte[144]) fortzusetzen — aber mein Wissen und mein Können reichen dazu nicht aus — so gehe ich als ein Schuldner dessen aus der Welt, dem ich mein ganzes Glück verdankt, dem genug zu thun — mein Ehrgeiz und mein Glück gewesen ist. Wenn ich sonst nichts verstanden hätte — zu lieben habe ich vermocht!

18. April. Es ist unglaublich, wie viel Klugheit man

braucht, um eine Dummheit auszugleichen, und wie eine Dummheit lange Klugheit zu Schanden macht.

20. April. Das Urteil von Unwissenden und ihre Selbstgewißheit machen den Verständigen bescheiden und an sich zweifeln.

Wie schön die Erde ist, das empfindet man vielleicht am lebhaftesten, wenn man weiß, daß man sie bald verlassen muß.

3. Mai. Große Sehnsucht und Entbehren haben oft in der Poesie die gleiche Wirkung wie der Genuß. Man singt „die Rose und die Nachtigall", wenn man sie entbehrt und ersehnt, wie wenn man sie an seine Lippen drückt.

4. Mai. Mit dem Augenblick, in welchem ich fühlte, daß ich für mich fordern, Beistand fordern, die griechische Reise um meinetwillen hindern mußte, weil ich allein mich den Zufällen des Reiselebens nicht mehr gewachsen fühlte, hat meine große Lebenslust, die sich bei Adolfs Tod so sehr verloren und dann doch wieder hergestellt hatte, einen schweren und heilsamen Stoß erlitten. Ich mag nicht abhängig werden von dem guten Willen Anderer — lieber nicht mehr leben. Meine Selbständigkeit war nächst meiner Liebe mein größtes Glück.

5. Mai. Wie Goethe, der herzensfröhlichste der Menschen, dahin kommen konnte, im Alter das „Buch des Unmuts" zusammenzustellen, das begreife ich ebenso, wie sein Wort „Ein alter Mann ist stets ein König Lear — Es wäre thörig, zu verlangen, Komm, ältele du mit mir!" — Die Alten sind den Jungen gegenüber wie eine Poststation, an der die Eisenbahn vorüberfauft,

sie bleibt vergessen liegen — und sehnt sich nach den Zeiten, in denen sie ein vielbeachteter Haltepunkt gewesen war. —

Sorrent.

2. Juni. Es ist ein rührendes Wort „selig sind, die arm an Geist sind, denn ihrer ist das Himmelreich" — aber die geistige Armseligkeit, die dem Größten und Erhabensten gegenüber immer am Kleinlichsten haften bleibt, ist fürchterlich; und wenn man sie in ihrer ganzen, den Hörer mit herabziehenden Gewalt kennen lernen will, muß man solch einen Winter in Italien in zufälligem Gasthausverkehr verleben. Manchmal habe ich mir selbst leid gethan, um der Mühe willen, die ich mir geben mußte, mich wenigstens innerlich davon frei und zu eigenem Denken fähig zu erhalten. — Und doch ist man dabei viel guten und manchen erfreuenden Menschen begegnet; aber ich habe empfunden, daß ich mich nicht sammeln kann in solcher Gesellschaft, daß ich mir „abhanden komme."

24. Juni. Es ist nicht jeder Mensch geboren, frei zu sein; denn es giebt Personen, die vortrefflich sind, wenn sie dienen und gehorchen müssen, und unbrauchbar, wo sie in freier Selbstbestimmung handeln sollen — Männer so wie Frauen.

25. Juni. Unbildung von Personen, die ihrer Lebenslage nach nicht gebildet sein können, verletzt niemals. Sie flößt nur den Wunsch ein, ausgleichen und nachhelfen zu können, und der Verkehr mit gutartigen Personen der niederen Stände ist mir darum immer ganz angenehm gewesen, weil ich wußte, daß ich sie förderte. Aber die leere, dumme, eingebildete Unkultur von Menschen

zu ertragen, die große gesellschaftliche Stellungen einnehmen, also Ansprüche auf rücksichtsvolle Schonung, ja auf Anerkennung machen, die empfinde ich in jedem Augenblicke als eine Beleidigung, gegen die man sich zu wehren hat.

1. Juli. Menschen, welche phlegmatisch genug sind, sich nie ganz zufrieden zu zeigen, für die es nie ein volles, freies Ja! sondern höchstens ein gedämpftes, gedehntes Ohhh ja! giebt, die setzen ihren Willen viel sicherer durch als lebhaftere, freimütigere und energischere Naturen. Das Phlegma und die Trägheit sind Riesenkräfte, und in tausend Fällen meines Lebens ist mir schon das Wort eingefallen, das die Fürstin Handjery von der Hofdame sagte, die alles erreichte und durchsetzte, was sie wollte: Demandez toujours et ne vous montrez jamais contente!

12. Juli. Ein Mensch, der mir zeigt, daß er mit demjenigen zufrieden ist, was ich ihm gutwillig biete, gewährt mir das größte Glück, das einzige Glück eigentlich, das ich noch habe.

Berlin.

6. Sept. Es ist immer übel, wenn man sich in Lagen bringt, bei denen das Lob, wenn das gewagte Unternehmen glückt, nicht halb so sicher und gewiß ist, als der Tadel, wenn es mißlingt.

17. Okt. Niemand ist härter im Tadel gegen andere und unzufriedener mit ihnen, als diejenigen, welche allen Grund hätten, mit sich selber sehr unzufrieden zu sein und sich selbst zu tadeln.

25. Nov. Das Bewußtsein, sehr geliebt zu haben und sehr geliebt worden zu sein, ist das einzige un-

zerstörbare und sich immer gleich bleibende Glück, ist Jugend im Alter, Sonnenlicht im Winter. Alles ist mir nachgerade ziemlich unwesentlich und gleichgültig geworden — aber du und deine Liebe, und daß ich dich geliebt und glücklich gemacht mit aller meiner Kraft, das ist meines Alters Licht, und „läßt mich nicht zu Schanden werden" — wie der alte Ausdruck lautet.

26. Nov. Herrschsüchtige Menschen geben rasch nach, wenn ihnen durch das Nachgeben die Herrschaft gerettet wird.

30. Nov. Hausfrauen-Lehrsätze!!

1. Eine Frau, die als Hausfrau ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist und ihre Schuldigkeit im Hause nicht thut, ist für den Mann schlimmer als ein schlechter Dienstbote, weil er sie nicht wie einen solchen fortschicken kann.

2. Wer das Materielle in seinem Haushalt nicht zu bewältigen vermag und sich von ihm herunterziehen läßt, wie will der sich zu einem Idealen aufschwingen?

3. Der wahre Idealismus beruht zum großen Teile auf dem Einmaleins. Die Frau, welche nicht bedenkt, daß sie drei nicht von zwei abziehen kann, und daß sie mit $3^1/_2$ Pfennig täglich die Jahreszinsen von 300 Mark ausgiebt, bekommt, gleichviel, ob sie arm oder reich ist, soviel Erdensorgen, daß ihr kein Sinn für das Hohe und Himmlische bleiben kann.

4. Wer befehlen soll, muß gehorchen können.

5. Die Frau, welche gehorsam und ehrerbietige Kinder und Dienstboten haben will, muß sich durchweg als die Untergebene des Hausherrn zeigen, und je bedeutender sie sich glaubt oder weiß, um so mehr!

6. Ein unbehagliches Hauswesen und schlechtes Essen können neben großen Mitteln bestehen, während mit kleinsten Mitteln das Stübchen behaglich und das Stück Fleisch befriedigend sein können. Gegen Unbehagen hält des Mannes Geduld auf die Länge mit Recht nicht Stich. Es treibt ihn aus dem Hause. Wer es aber zu Hause gut hat, sehnt sich nicht hinaus ins Wirtshaus oder in das Café und den Klub.

7. Kalte Suppen haben schon manch heiße Liebe abgekühlt.

8. Schöne Gesichtsformen giebt die Natur. Den Ausdruck und die Züge des Gesichtes giebt der Mensch sich selbst.

9. Die Frauen könnten sich viel länger schön erhalten, wenn sie ihren gelegentlichen Verdruß und Aerger still verschluckten, statt ihn im Gesicht zur Schau zu tragen, wo er sich in scharfen, nicht wieder zu verwischenden Zügen festsetzt.

10. Flecken im Kleide sind leichter zu vertilgen als Flecken im Charakter. Es wäre oft zu wünschen, daß die Frauen auf sich so sorgfältig achteten als auf ihre Kleider.

11. Eine Frau, welche nicht daran denkt, ihrem Manne an jedem Tage — wie ihrem Geliebten oder Bräutigam — zu gefallen, wird ihm bald mißfallen.

12. Die Frau, welche in ihrem Vaterhause und in ihres Gatten Hause redlich und nach bester Kraft gedient hat, hat damit auch dem Vaterland gedient. Sie verdient in der Familie ihre Dienstjubiläumsfeier, ebenso wie der Staat sie dem Beamten gewährt.

Ich habe meiner fünfzigjährigen Hausfrauen-Thätigkeit

am 3. Mai 1875 still in mir und vor meinem Mann in freudiger Erinnerung gedacht. Es war meiner jüngsten Schwester fünfzigstes Lebensjahr zu Ende. Am Tage ihrer Geburt übergab der Vater mir den Schlüsselkorb — und ich hatte vorwärts zu gehen, wie es ging und kam.

22. Dez. 13. Eine Frau, die sich ohne höchste Notwendigkeit zu ihrer sogenannten Erholung von ihrem Manne trennt, läßt ihn leicht empfinden, daß sie zu entbehren möglich ist — und doch ist es die schönste Aufgabe und das größte Glück für eine Frau, dem Manne ganz unentbehrlich zu sein.

23. Dez. Erkenntnis gewinnen kann oft recht traurig sein, wenn man liebe Irrtümer und schöne Täuschungen dafür opfern muß. Chi rende alla meschina la sua felicità!

1882.

8. Febr. Eine der ersten Notwendigkeiten für den Menschen ist festes Beruhen in sich selbst, und für den Schriftsteller mehr als für jeden anderen. Wer diese innere Unabhängigkeit nicht hat, sollte niemals eine Feder in die Hand nehmen oder gar eine Zeile drucken lassen. Uns beiden hat sie im Leben und im Schreiben nie gefehlt, und das war unser Glück und gab uns Ruhe und Frieden.

12. Febr. Wie man ungerecht und hart ist im Tadel der Lebenden, so ist man ungerecht im blinden und oft genug bewußt unwahren Lob der Toten — und schließlich lügen wir aus Feigheit einer mit dem Andern mit. Die alberne Redensart: von den Toten nichts als Gutes! hält nur vor, so lange sie noch auf der Erde sind — denn wer versagt sich nachher den Genuß, sie zu

verkleinern? — bis man ihnen dann wieder Statuen errichtet. — Das Lesen zeitgenössischer Briefe aus unserer klassischen Zeit ist eine schmerzliche Beschäftigung, denn eigentlich völlig in sich selbst beruhend, völlig neidlos ist nur Goethe! — Und den ehren sie jetzt damit, daß sie übermütige Bekenntnisse seiner Sinnlichkeit[145]) ans Licht zerren, die sein richtiges Gefühl verbergen zu müssen glaubte.

26. Febr. Edle und große Naturen vergessen das Gute, das sie anderen geleistet haben, leicht und schnell, geringe Naturen vergessen das Gute, das sie empfangen haben, noch leichter.

Sich empfangener Wohlthaten nicht gern zu erinnern, ja sich ihrer zu schämen, ist mir immer als etwas sehr Niedriges erschienen. Dankbar sein zu können, sich an empfangene Güte erinnern zu können, ist solch ein Glück.

13. März. Es ist schlecht um uns bestellt, wenn wir uns nach Zerstreuung sehnen und ihrer zu bedürfen glauben.

31. März. Das ist das Erfreuliche, daß man von allen Richtungen, auch von den anscheinend verschiedensten, so fern man auf den Wegen des Idealismus geht, zu denselben Zielen gelangt, und sich an ihnen im Einverständnis zusammenfindet.

14. April. Von einer Menge von Dingen, die uns für den geistigen Gebrauch so geläufig sind, daß wir die Empfindung haben, sie seien uns angeboren, wissen wir in unserer eingebildeten Allwissenheit oft nicht, woher sie uns kommen. Wie wir auch nicht wissen, welchen

Nahrungsmitteln wir das Blut verdanken, das in unseren Adern rollt. So hat mich's dieser Tage sonderbar überrascht, daß in dem Wust des Hin und Her, in dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer, wie gediegenes Gold die Worte aufleuchteten, von „den Gedanken, die sich entschuldigen und verklagen" — von der Hoffnung, die nicht läßt zu Schanden werden! — und wie dann am Schlusse, in edelster Form, das schöne allgemeine Moral- und Liebesgesetz sich deutlich darstellte und aussprach.

25. Mai. Wer etwas leisten will, muß sich selbst und Wissen von sich selbst besitzen. — Wer an sein Ziel kommen will, muß alles an alles setzen.

Dilettanten sind meist überall unbequem, in Litteratur, in den bildenden Künsten — weniger in der Musik! — Aber unerträglich sind die Menschen, die Dilettanten im Leben bleiben, die immer wollen und möchten, und es nie zu Gutem oder Schlechtem bringen. Sie fassen die Sachen mit den Fingerspitzen an und lecken ein bißchen daran. Das „mich dilettiert's, den Vorhang aufzuziehen" ist wie für sie geschaffen. Weder zur Entsagung, noch zum Sündigen haben sie den Mut und das Geschick. Noch jetzt im Alter macht mich der Hinblick auf sie übel.

10. Juni. Menschen, deren äußere Erfolge zu ihrem Glück genügen, vertrocknen innerlich.

13. Juni. Es ist leichter, sich den äußeren Umständen, als dem berechnenden Willen der anderen zu fügen.

22. Juli. Das Autographensammeln ist in den meisten Fällen ein müßiger Zeitvertreib, bei

welchem die Thorheit auf die Eitelkeit der Schriftsteller rechnet und sich selten darin täuscht. Man sollte nur da Handschriften, und dann gute und ernste Worte geben, wo man mit diesen einem wirklichen Anteil und Verständnis zu begegnen hoffen kann. Ich lehne es deshalb auch immer mehr ab. Man soll sich nicht in leere Redensarten verlieren!

Ragaz.

23. Juli. Wenn ich sehe, wie die Frauen sich in der Masse ihre Männer zu dressieren und zur Hand zu ziehen wissen, wird mir erklärlich, was sie mit Schmeicheln und Schmollen, was sie mit verstellter Nachgiebigkeit auch da zu leisten wissen, wo ihnen das Mittel der Sinnlichkeit auch nicht zu Gebote steht. Löwenbändigerinnen und eine Pauline Cuissant kommen mir dann ganz natürlich vor. Es giebt nicht viele Männer, die, wie Adolf von mir mit Glücksempfindung für uns beide, sagen könnten: ich habe den treuesten, gewissenhaftesten und unermüdlichsten Kammerdiener an dir, mein Herz! —

26. Juli. Wenn man einen Messer dafür erfinden könnte, der es angäbe, wie traurig man sein kann, wenn man heiter mit anderen verkehrt, und wie unwohl man sein kann, wenn man sehr wohl aussieht, würden die Menschen oft besser daran sein und vorsichtiger miteinander umgehen — vorsichtiger und nachsichtiger.

Die Energie des Alters, die noch Reiseunternehmungen macht, besteht darin, daß man von einem Orte, an dem einem nicht recht wohl war, nach einem anderen Orte geht, an welchem einem nicht besser ist, um danach

mit Genugthuung an den ersten Ort zurückzukehren, an dem einem nicht wohl gewesen ist! — Und doch ist es eine so süße Gewohnheit das Dasein, und eine solche Lust das Schaffen — diese wahre Selbstherrlichkeit, in der man immer neu die Jugend besitzt, welche man aus sich hervorzaubert, daß man denkt, das müsse immer so sein, und nach Goethes „mit Grazie in infinitum" fortgehen! — Abwarten! — pflegte Therese Bacharacht zu sagen!

15. Aug. So schwach und so gering ist kein Mensch, daß er nicht einem Stärkeren und Besseren wehe thun und das Herz brechen könnte.

Gladbach.

10. Sept. Mit Unwissenden kann man einen sehr befriedigenden Verkehr haben, mit Unerzogenen niemals; und daß die Musik keine erziehende Kraft in sich hat, das ist mir hier an einer Virtuosin wieder überzeugend klar geworden. Ludwig Crelinger[146]) pflegte zu sagen: Spiel, Musik und Jagd sind gefährliche Liebhabereien, denn sie machen diejenigen, welche sie üben, zu nachsichtig gegen die Leute, welche die gleichen Ziele verfolgen.

12. Sept. Ganz schlecht kann einem dabei werden, wenn man hören muß, daß diese und jene Musik den oder jenen konkreten Gedanken ausdrückt. Als ob sie je auf der Welt etwas anderes gekonnt hätte, als Empfindungen anregen und sich, wie in der Oper, dem durch das Wort ausgedrückten Gedanken begleitend anpassen. Die Ueberschätzung der Musik fordert zu einer ihr nicht günstigen Rechtstellung dessen heraus, was sie ist und kann.

Berlin.

18. Nov. Die Natur ist grausam, warum sollte es der Mensch nicht sein? Und grausam ist es gewiß, einem alten Menschen, der sich über Leiden und Schmerzen beklagt, es immer ins Gesicht zu schleudern, daß ihm das Leiden zukommt, und daß er gar kein Recht mehr an das Leben hat. Und das thun selbst die Besten! — Als ob man es sich nicht auch in jedem Augenblicke sagte!

19. Nov. Als ich die Walküre von Wagner gehört, hat mich neben der Langenweile der Gedanke beschäftigt, wie der Menschheit die Neigung zum Glauben innewohnt, und wie wahr Goethes Ausspruch ist: Und wenn ihr euch nur selbst vertraut — vertraun euch auch die andern Seelen! — Daß ein Religionsstifter mit dem nötigen Fanatismus des Selbstvertrauens für die abgeschmackteste Religion unter unserer müßigen Gesellschaft Anhänger werben könnte und eine Sekte stiften könnte, ist mir zweifellos geworden. Und wieder würden es die hysterischen Weiber sein, die die ersten fanatischen Jünger werden. — So zum Spott und zur Satire wie dies Werk hat mich seit Jahren nichts gereizt! — Wie wird man dieses unmusikalische Ringen nach Melodien — diese wahnsinnige Sprache einmal nach zehn, nach fünfzig Jahren beurteilen! — Man möchte jung sein, um das zu erleben!

20. Nov. Wer nie nötig gehabt hat, im Leben mit seinem warmen Herzen barfuß zu gehen, der weiß nicht, wie hart und rauh seine Wege oft sein können und was man auf ihnen einzusetzen hat!

24. Nov. (Aus dem Figaro kommend.) Man kann, rückwärts blickend, oft seinem Wissen von den Dingen und von der Entwicklung dessen nicht glauben, was wir die

Menschheit und die Geschichte der Menschheit nennen. Daß das Herrenrecht der ersten Nacht wirklich einmal bestanden hat, kommt uns jetzt unfaßbar vor. Was wird von unseren zu Recht bestehenden Einrichtungen der Nachwelt einst wohl ebenso unfaßbar scheinen? — Und was ist es mit all der sogenannten Entwicklung, während elektrische Strömungen unerwartet die Erde durchziehen und die Meteorsteine auf sie niederfallen? —

26. Nov. Kein Gedicht von Platen ist erschütternder als der Pilgrim von St. Just. Geahnt habe ich von Jugend an, daß die Müdigkeit des Alters also sein müßte — jetzt weiß ich es! Seit ich zu Hause bin, habe ich nur den einen Gedanken, mich des einst mit soviel Mühe, Arbeit, Liebe zusammengebrachten und so geliebten Besitzes zu entäußern — frei. davon zu sein — anderen nicht Last damit zu machen. Das:

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

kommt mir nicht aus dem Sinn. — In jedem Augenblicke danke ich dem Geschick dafür, daß du diese Stimmung nie haben konntest — oder sie richtiger nur ein einziges Mal gehabt hast — denn du wußtest, daß dein Sein mein Glück war! — Wenn ich dich einmal, einmal wiedersähe! Wenn ich dir schreiben könnte! — Diese Herzenseinsamkeit wird mich, wenn ich noch weiterlebe, von Sinnen bringen! —

5. Dez. Es ist ein gefährlich Ding mit dem Aussprechen der letzten Folgerungen gewisser Theo-

rien und Erkenntnisse, wo sie mit bestehenden Meinungen und Gesetzen in grellem Gegensatz stehen, besonders wenn man sich selbst kein Bild zu machen vermag von den Zuständen, welche damit heraufbeschworen werden würden. Man soll sich hüten, ihnen das Wort zu geben, denn das Wort ist festigend und gewinnt, indem es sich eben auch dem Sprechenden gefestigt gegenüberstellt, eine ihn bannende und zwingende Gewalt. Was er bis zum Augenblick des Aussprechens als Theorie in sich trug, was eine Blase war, die das Gehirn in rascher Aufwallung erzeugte, und sich bei einem anderen Anlasse verflüchtigen und auflösen konnte, das ist man zunächst, nachdem man es ausgesprochen, vor denen zu vertreten und aufrecht zu erhalten genötigt, vor denen man geredet, wenn man ihnen nicht als Thor erscheinen will. Damit denkt man sich tiefer und fester in die Theorie hinein, scheut es, eben weil man sich mit ihr und ihren Folgen vertraut macht, bald nicht mehr, sich auch im täglichen Gespräch mit anderen für sie zu erklären — und wohin das führen kann, ist nicht abzusehen — nachdem die Zusammenfassung des Alls in einem Mittelpunkt — in Gott — zur Unmöglichkeit für Millionen von Menschen geworden ist, ohne daß der Punkt gefunden wäre, in welchem sie sich, zusammenkommend, vereinigen könnten. — Unterordnung unter das All! oder schrankenlose Willkür jedes einzelnen! — aber dies auszusprechen vor den Massen, ist die Zerstörung der Gesamtheit.

5. Dez. Prokesch Osten[147]) behauptete einmal allen Ernstes gegen mich, daß die Frau besser beschützt und gestellt sei in den Ländern, in welchen Vielweiberei

gestattet sei, als in den christlichen Ländern, wo trotz der Monogamie die Männer sich der Vielweiberei nicht entschlügen, und mit Ausnahme der einen von den Gesetzen beschützten Frau, ihre übrigen Frauen „dem Elend und dem Polizeibüttel" überließen. Ein Kern von Wahrheit ist darin, denn das Elend der Frauen ist und bleibt haarsträubend, und Goethes Wort „Der Frauen Schicksal ist beklagenswert" ist noch in ganz anderem Sinne wahr als in dem, in welchem er es Iphigenie sprechen läßt.

8. Dez. Die Erwartung eines großen Vergnügens oder einer großen Freude ist bei einer Menge von Menschen lebhafter und genußreicher, als die Erinnerung an eine solche.

10. Dez. Ich habe nicht allzuviel Männer gekannt, die Herren in ihrem Hause gewesen wären. Ihre Herrschaft hält vor der beharrlichen kleinen Selbstsucht der meisten Frauen nicht Stich, und sie lassen sich aus Ruhebedürfnis unterjochen. Daß ich in meinem Vater und in meinem Manne meine Herren willig verehrt, macht mich in der Erinnerung glücklich.

14. Dez. Verstehe ich den Geist der Zeit in den neuesten naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften, soweit sie mir zugänglich sind, so gehen sie auf dem Wege der Biologie und Socialpsychologie — mit dem durchgeisteten Positivismus entschieden in den Deismus zurück, wie ich das schon vor Jahren zu Anton Dohrn sagte — und was wollen sie denn auch machen, um eben mit ihrem Wissen von der ungeheuren Regelmäßigkeit des Bestehenden, des Werdens und Vergehens und verwandelten Fortbestehens, ihren Geist nicht im

Wahnſinn umherirren zu laſſen! Mr. Hoods[148]) Wort kommt zur Geltung: there must be a last reason for every thing, Miss Lewald, and we called it God.

27. Dez. Abends. Krank, wie ich bin, und des Glaubens, daß meine Tage bald zu Ende ſind, habe ich meinen Roman „Von Geſchlecht zu Geſchlecht" geleſen und beendet mit dem Bewußtſein, daß ich ein Dichter war, und mich mit feſtem Bewußtſein ſtellen kann neben unſere Beſten! — Und doch! was will das ſagen in einer Welt, deren ganzes Leben ein Rätſel, deren Bedingnis das „Alles fließt!" iſt. — Der Glücksmoment in bewußter Liebe, wie wir ſie genoſſen — das iſt es, was das Leben zum Leben macht. Meine Sehnſucht nach dir iſt grenzenlos! — Das iſt alles!

1883.

2. Jan. Abends. Was die Lage der Kronprinzen und ihr Verhältnis zu ihren regierenden Vätern ſo fürchterlich macht, iſt, daß ſie von Kindheit an dazu erzogen werden, ſie dereinſt zu erſetzen. Ihr ganzes Leben iſt eine Anwartſchaft auf ihrer Väter Tod. Sie ſind nichts für ſich — bis ſie ihres Vaters Nachfolger werden. Das iſt etwas ganz Entſittlichendes und muß ein gutes Verhältnis, ein wahrhaft würdiges, je länger der Vater lebt, je unmöglicher machen.

10. Jan. Mittags. Die Philoſophie ſpricht von: dem verſtändigen Willen, zu leben! — Dieſer Wille iſt verſtändig, ſo lange der Menſch ſein Leben in voller Kraft und mit dem Glauben an ſeine nützliche Wirkſamkeit, oder an ſeine Notwendigkeit für einen geliebten anderen lebt. Hört dies erfreuliche Wohlgefühl des Daſeins und der

Glaube an die Nützlichkeit desselben auf, so wird der Wunsch des Fortlebens unvernünftig und der Wunsch, ein unvollständiges Dasein nicht fortzuführen, der allein vernünftige.

15. Jan. Mittags. Das Alter ist die eigentliche Verarmung! Man verarmt an Kraft, an Mut, an Selbstvertrauen, an Liebe — im Geben und Empfangen von Liebe — weil man die Zuversicht verliert, daß unser liebevolles Herz und unser guter Wille für andere noch etwas wert sind, daß wir selber ihnen noch etwas wert sind. Und weil man sich doch wieder all dieses Kleinmuts und dieser Zweifel schämt, gerät man in den Zustand der verschämten Armen, der erst recht elend ist.

Diese Blätter sind jetzt recht eigentlich das Buch des Unmuts, wie Goethe es nennt; aber Unmut ist nicht Verdrießlichkeit — es ist Mangel an Mut — und wo nimmt man den her, wenn man nicht Herr ist über seine Nerven?

Abends. Die jetzigen jüngeren Aerzte, die sich soviel wissen als „Spezialist", stellen sich damit auf den niedrigen Standpunkt der Polizeisoldaten im Gesundheitsfach. Sie schlagen auf den augenblicklichen Aufstand, auf den Krawall im Organismus los, überwinden ihn vielleicht im Augenblick, aber für den ganzen Zustand des Menschen ist damit so wenig geholfen, wie mit dem Niederwerfen eines Aufstandes, ohne daß der Gesamtzustand dabei geändert wird. Ein Arzt, der des Kranken ganzes Wesen und Sein nicht im Zusammenhang erfaßt, ist ein klingendes Erz und eine tönende Schelle! — und die Jungen sind es fast alle!

25. Febr. Jeder zimmert sich selber sein Lebenshaus, wenn auch nicht immer in voller Freiheit des Thuns, und muß es dann bewohnen, wie er es gemacht hat. Es ist ein Glück, wenn man sich in seinen geistigen vier Wänden wohl befindet — so wie ich. Alles, was ich in der Jugend für mich erstrebt, ohne die Aussicht, es erlangen zu können, habe ich ganz und voll besessen und erreicht — weit über all mein Erwarten. Aber gerade darum bin ich so zornig, wenn ich nicht genießen kann, was ich habe; und auch traurig, wenn mir der Gedanke sich aufdrängt, daß ich das nicht immer weiter genießen soll, daß ich es aufgeben muß, ohne daß es einem anderen wesentlich zu gute kommt. Daß dies thöricht, kindisch, unvernünftig ist — das weiß ich — es ist aber so in mir — und doch beruht darin auch wieder ein Teil meiner Kraft. Man ist eben korinthisch Erz!

27. Febr. Keine Marktfrau würde die Anstrengung aushalten, welche die Frauen der Gesellschaft über sich nehmen, die ihre Töchter auf den Heiratsmarkt führen.

28. Febr. Es ist rührend und tröstlich, ja es liegt eine Art von Ausgleich darin, wie jeder sich eigentlich als den Mittelpunkt seiner Welt betrachtet und das Beste von sich glaubt. Seit ich das wahrgenommen, habe ich den Glauben an mich selbst verloren, und man büßt mit diesem Glauben, weil man ohne ihn zu strenger Selbstkritik verleitet wird, einen großen Teil seiner Kraft ein.

24. März. Das zweiundsiebzigste Jahr vollendet! was ich mir noch wünsche? — Den nächsten Ge-

burtstag nicht mehr zu erleben, wenn meine Kräfte mir nicht wiederkehren können — und mit leichtem Tod zu enden!

17. April. Schwermut, Mißmut, Unmut, Unluſt, Lebensüberdruß! Das waren bis zu deinem Tode Worte für mich. Dann wurden ſie mir zu Begriffen, als ich es kennen lernte, wie man Genuß haben kann, ohne Freude an demſelben; und das iſt fortgeſchritten durch alle dieſe Jahre, bis der Gehalt dieſer Worte der Inhalt meines ganzen Seins geworden iſt. Wer hat Freude davon, daß ich bin? — wer Nachteil, wenn ich nicht mehr bin? —

19. April. Sie haben etwas ſo Strahlendes! ſagten ſonſt die Leute oft zu mir, und ich ließ mir das gefallen, denn was mir das täglich neue Siegesbewußtſein gab, das war die Redlichkeit des Wollens und die Wahrheit, in der ich lebte. Jetzt belügen die Menſchen mich mit dem, was ſie von mir ſagen und mir möglich glauben; und ich belüge ſie mit allem, was ich thue. Ich thue nichts gern, nichts mit Luſt, alles mit Ueberwindung und zum Schein! — Wozu das?

14. Mai. Pfingſten! Es liegen lange, lange, böſe Monate hinter mir! Möchten ſie das wenigſtens mit aller Vergangenheit teilen, daß ſie nicht wiederkehren können!

Bodenbach.

20. Juli. „Und wenn das Dort nun hier wird, iſt alles nach wie vor, und das Herz ſehnt ſich nach entſchwundenem Labſal!“ — (Goethe.) Tauſendmal denke ich an das Wort von Frau von Maintenon: quel horreur d'amuser quelqu'un qui n'est plus amusable! — und das Stück Arbeit ſoll ich an mir ſelbſt vollbringen! —

Wenn ich nur einmal wieder mit dem Gefühl der Luſt zu irgend etwas am Morgen erwachte. — Habe ich eine Arbeit, eine dichteriſche, an die ich glaube, ſo geht es noch! obſchon ich auch dann mir ſage: ein Roman mehr oder weniger, was iſt daran gelegen? — aber ohne das! — Schlafen! und von dir träumen! — Mir kann niemand und nichts mehr helfen!

Ragaz.

18. Aug. Wohin ich höre und ſehe, im Verkehr mit den Menſchen und beim Leſen der verſchiedenſten Schriften, treffe ich auf den Gedanken von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zuſtände; und in dieſem Sinne hat es mich neulich überraſcht, in einer von Döllinger gehaltenen Rede „über die Religionsſtifter“[149]) der Erwartung zu begegnen, daß wir an dem Vorabende einer Epoche ſtehen, die eine neue allgemeine Anſchauungsweiſe, eine neue Religion erzeugen wird — weil — ſie erzeugt werden muß. Das hat Rahel ausgeſprochen, das habe ich wie oft gedacht und geſagt — und nach Fröbels ſocialpolitiſchem Grundſatz: daß ſich für jede Notwendigkeit eine Möglichkeit finden müſſe, müßte ſie gefunden werden. Aber wo und wie? — Novalis in ſeiner tiefſinnig geiſtreichen Myſtik hat mit ſeinem Ausſpruch den Punkt bezeichnet, nach deſſen Ueberſchreitung es mit allen Religionsſtiften ein mißlich Ding bleiben muß. Er ſagt in ſeiner Abhandlung: Die Chriſtenheit oder Europa im Jahre 1799. „Der Papſt wehrte den kühnen Denkern, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelſtern ſei, denn er wußte wohl, daß die Menſchen mit der Achtung für ihren Wohnſitz und ihr irdiſches Vaterland

auch die Achtung vor der himmlischen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren, und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorziehen würden" u. s. w. — Das ist's! — Aber das eingeschränkte Wissen fängt auch an, den Forschern nicht mehr zu genügen, und um so weniger, je mehr sie sich der Schranke nähern, über die sie fühlen, nicht hinauszukönnen. Sie suchen also nach einem neuen Prinzip für die schaffende Bewegung. Wo werden sie das finden? Wie es sich so vorstellen und gestalten, daß die anderen ihnen und dem Prinzip sich in entsagendem Glauben und gläubigem Entsagen unterwerfen — denn auf dies Entsagen und sich Bescheiden kommt es an — auf das Thun des Rechten in Entsagung und — Glauben!! — Und wenn sie dies Prinzip nicht finden? — Was bleibt dann, als das: erhebe dich, gehe, damit ich mich setze! — der rücksichtslose, kannibalische Kampf um das Dasein! — Und wer vermag auf sein Denken zu verzichten — und zu glauben, was er denkend — nicht verstehen kann! — Mir fehlt der Blick für die Möglichkeit des Auswegs!

10. Sept. Wer ist unbequemer, Menschen, die zudringlich fragen, oder solche, die in berechnetem Schweigen horchen? — Gefährlicher sind fraglos die letzteren!

12. Sept. Man hat es wirklich dem Geschick zu danken, wenn es uns in gemessene Lebensverhältnisse bringt, in denen uns die Freiheit für verständiges Thun gelassen, und die Möglichkeit, augenblicklichen, thörichten Einfällen rücksichtslos nachzugeben, versagt ist. Denn etwas Unzweckmäßiges, Unheilvolles für uns und andere zu thun, ist sehr viel leichter, als Fesseln

zu brechen, die wir uns ſelber angelegt, und Schranken niederzuwerfen, die wir uns in den Weg geſtellt haben.

28. Sept. Errichtung des Germania-Denkmals auf dem Niederwald! Und nicht Adolf, nicht Heinrich Simon, nicht Otto! erleben das mit mir, daß die öſterreichiſchen Zeitungen unſer Deutſchland offen und unumwunden als das erſte Land, uns als das erſte Volk Europas und der Zeit bezeichnen! daß ſie in Deutſchland das Volk erblicken, das in wahrer Civiliſation an der Spitze der Bewegung ſteht und in der Erhaltung des Friedens die große Aufgabe unſeres deutſchen Strebens ſieht. Segne und erhalte der Himmel den tapferen, edeln Bismarck, den Kaiſer, der ſich dieſem Größeren erhaben unterzuordnen verſteht! — Wie glücklich würdeſt du, mein Geliebter! heute geweſen ſein! — und ich? — „ich denk' der Guten, die um ſchöne Stunden vom Glück getäuſcht, vor uns dahingeſchwunden!" —

5. Okt. Harte, ſchwere Arbeit macht harte Hände — und ein allzuſchweres Leben macht leicht ein hartes Herz, wenn nicht ein weiter, idealiſtiſcher Blick den Einzelnen mit dem Daſein ausſöhnt. Ich erſchrecke manchmal über den kühlen Gleichmut, mit welchem die Frauen und Kinder in manchen Ehen — die einen von dem Gatten — die anderen von dem Vater ſprechen — und ſegne unſere Kindheit, in welcher unſer ganzes Sein ſo in den Eltern beſchloſſen war, daß ſich die Wirkung davon bis in unſer reifſtes Alter erſtreckte. Ich hatte oft an meines Vaters Tod gedacht, oft gedacht, was werden könne nach demſelben — eigentlich vorſtellen aber, daß mein Vater ſterben könne — habe ich mir nie können. Das klingt wie ein

Widerſpruch in ſich, und iſt tiefſte Gefühlswahrheit in mir — und in uns allen geweſen. Er war eben unſere Welt und unſer Schöpfer.

Man braucht gar nicht über den Ocean zu reiſen, um in eine neue Welt zu kommen — man braucht nur alt zu werden, um ſich in einer neuen, fremden Welt zu empfinden.

Wie einſam und wie überflüſſig ich mich fühle, weiß nur ich allein. Sie lieben mich alle, wenn ſie eben nichts Beſſeres vorhaben. Ein Herzensbedürfnis bin ich keinem Menſchen mehr — und niemand wird mich vermiſſen.

11. Okt. Man hat ſein Leben lang ſoviel Geduld mit anderen nötig gehabt und verbraucht, daß man nun, wo man ihrer für ſich ſelbſt immer bedürftiger wird, gar keine mehr für ſich übrig hat.

11. Okt. Man ſpricht immer von der Gleichheit der Menſchen und ſagt daneben: Für die Maſſen muß es poſitive Religionen geben! Wir bedürfen derſelben nicht. Daß man damit den ſchärfſten Schnitt zwiſchen den Maſſen und den Bevorzugten macht, ſagt man ſich nicht. Und doch hält die Menſchheit als Geſellſchaft nur dadurch noch einigermaßen zuſammen, daß ſie ſich in der herkömmlichen, auf den Gott- und Unſterblichkeitsglauben gegründeten Moral bewegt, ſelbſt da, wo die Menſchen den Glauben an einen perſönlichen Gott und an eine Fortdauer nach dem Tode verloren haben. Käme der Geſamtheit die Erkenntnis deutlich zum Bewußtſein, daß ſie ſich auf einem Boden bewegt, von deſſen Anfang und Ende ſie nichts weiß, daß ſie überhaupt gar nichts weiß, ſondern in dem unſeligen Gefühl dieſes

Nichtswiſſens von einer Hypotheſe zur anderen taumelt, um ſich an ſie wie an Rettungsanker zu halten, bis ſie zu der neuen Erkenntnis gelangt, daß von Plato bis Darwin alle dieſe Rettungsanker nur Strohhalme waren — ſo bräche das Chaos des ſtürmiſchen, rückſichtsloſen Genießen-Wollens herein — und dahin kann, dahin wird und muß es kommen, wenn nicht bald wieder ein neuer Rettungsanker gefunden wird — für wie lange? — Das Goetheſche: Weh! weh! Du haſt ſie zerſtört! — iſt zu einer furchtbaren Wahrheit geworden — und „wir klagen über die verlorene Schöne!“ ohne es ändern zu können!

4. Nov. Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag! Den letzten Reſt von Glück habe ich heute verloren mit der Erfahrung, daß ich plötzlich auf dem linken Auge nicht mehr frei ſehe. — „Seine Augen!“ hätteſt du geſagt. — Als ich jung war, las ich mit Schaudern „les derniers jours d'un condamné“ — jetzt im Alter erlebe ich ſie! — und im Grunde erlebt ſie im Alter ein jeder. Vieles, was mir obgelegen, die Reviſion und Redaktion unſerer Briefe, ſchob ich auf, auf die Zeit, in der ich nicht mehr ſchaffen würde — nun iſt ſie da — und es iſt zu ſpät! — Das habe ich gegen dich verfehlt — denn du haſt es thun wollen, und ich hätte es thun müſſen, da du es nicht gekonnt. —

28. Nov. Wer den Glauben an eine noch wirkſame Zukunft für ſich verloren hat, für den iſt die Gegenwart nichts mehr wert, und er kann das Fauſtſche Wort auf ſich anwenden:

Und ſo iſt mir das Leben eine Laſt!
Der Tod erwünſcht!
Das Daſein mir verhaßt! —

und wie tief, wie heiß habe ich's geliebt mit dir! — wie wollte ich's unter Leiden noch heute mit dir lieben.

18. Dez. Goethe schreibt in den Maximen (sechste Abteilung): „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel, als von dem seinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in Dem, der da ist, der da war und der da sein wird!" — Das ist das erste Mal, daß ich Goethe auf der Phrase ertappe, daß ich ihn mutlos vor dem sonst so erhabenen, entsagenden Zustand des „und sehe, daß wir nichts wissen können" betreffe. — Stahr sagte einmal: „Goethe hat ausgesprochen, jeder müsse eigentlich ein Christusbild malen können, damit es sich herausstelle, welch eine Vorstellung die Menschheit sich von ihrem Ideale mache, und so," setzte Stahr hinzu, „müsse vielleicht jeder denkende Mensch vor seinem Ende sein religiöses Glaubensbekenntnis ablegen, um dadurch die Er-

kenntnis der zumeist verbreiteten und als Trost über die Endlichkeit betrachteten Anschauung zu gewinnen." — Ich für mein Teil habe nie an etwas geglaubt, was ich nicht verstehen konnte: nicht an den persönlichen Gott, nicht an den Urbrei, nicht an die persönliche Fortdauer des Menschen — obschon ich das Wunder der Menschenschöpfung und der Tier- und Pflanzenschöpfung durch den Menschen, das Tier und die Pflanze täglich vor Augen hatte — und obschon ich es mit blutendem Herzen erlebt, wie der Geist und die Lippen, die in diesem Augenblicke noch voll Liebe meinen Namen nannten, im nächsten Augenblick erloschen und erstarrten. — Und ich werde aus der Welt gehen mit dem Gedanken Goethes: „In Wundern ist der arme Mensch geboren — in Wundern ist der arme Mensch verloren" — sich ein Rätsel, wie alles um ihn. Und wenn er, Goethe, dem so Unvergleichliches gelungen, bei dem Tode seiner Christiane singen konnte: Der ganze Gewinn meines Lebens ist, ihren Verlust zu beweinen! — so darf ich mit unendlich größerem Rechte sagen: daß ich solcher Liebe fähig und wert wurde, wie sie Stahr und mich verbunden, ist der Gehalt meines Lebens und an mir Arbeitens gewesen — und der Gewinn meines Lebens ist es: seinen Verlust zu beweinen.

1884.

1. Jan. Was uns treu bleibt, wenn wir selber uns verloren gehen, sind die guten Gewohnheiten guter Erziehung und Selbsterziehung. Sie allein sind es, die mir durch diese letzten drei Monate durchgeholfen haben, wie seine Krücke dem Lahmen.

12. Jan. Man hat in seiner Liebe für einen anderen weit mehr Kraft, als für sich selbst — und diese Liebeskraft für einen anderen, für den Geliebten — wo soll ich die jetzt für mich finden. — Ach! selig sind die Toten!

14. Jan. Wie eine Glückseligkeit kommt es über mich, wenn ich denke, mit welchem Vertrauen, mit welcher felsenfesten Zuversicht ich an die Unwandelbarkeit von Stahrs Liebe, an seine unbestechliche Geradheit und Rechtlichkeit glauben durfte. Zuverlässigkeit ist die höchste Eigenschaft in einem Menschen.

15. Febr. Vatkes Lebensbeschreibung[150]) gelesen und eine Kritik von Kuno Fischers neuer Arbeit über Kant[151]), und bei beiden Arbeiten immer daran gedacht, wie die Menschen sich, seit sie vorhanden sind, damit abmühten, sich mit der Unbegreiflichkeit ihres Daseins in einem ebenso unbegreiflichen Weltall in das Gleiche zu setzen, und sich über ihr eigenes Vergehen zu beruhigen. Zuletzt ist für Menschen meiner Geistesart der Ormuz der Aegypter, und der Jehovah der Juden und das Absolute und der Urbrei mit der Urzelle, alles dasselbe — Bilder und Worte für selbstgeschaffene Vorstellungen, d. h. Einbildungen. Wer davon satt und glückselig werden kann, ist zu beneiden. Aber die Masse der Menschheit vermag mit den abstrakten Gedanken noch weniger etwas anzufangen, als mit Gebilden; und es wäre ihr zu gönnen, daß wieder einmal ein Jesus erstände, der sich ans Kreuz schlagen ließe, um ihr die Wahrheit seiner Vorstellungen damit zu beweisen, und sie für ein anderthalb tausend Jahre durch Glauben selig zu machen

und zu beſchwichtigen. Denn mit dem Denken iſt für die großen Maſſen nichts zu ſchaffen, als die Selbſtſucht, die in Vernichtung alles ihr im Wege Stehenden und oft genug in Verzweiflung endet. Nur die höchſte Bildung vermag ſich vor dem Unabweislichen mit Schmerz zu beſcheiden und das Schöne zu lieben, das Gute zu thun, ſich ſelbſt zu opfern, aus der Fülle der Liebe, oder um des Schönen, Großen, Guten willen. Aber wie will man eine ganze Menſchheit dahin bringen? —

Man wäre beneidenswert im Alter, wenn man ſeine Erfahrungen vergeſſend, den ſchönen blinden oder ſeheriſchen Idealismus ſeiner Jugend noch beſäße. Aber man kann mit dem Mädchen aus Silvio Pellicos Memoiren ſagen und ſingen: chi rende alla meschina la sua felicità.

26. Febr. Die wüſte Geſellſchaftshetze, in welche die jetzigen Großſtädte hineingeraten, ſind eine Abfindung für die förderſame Geſelligkeit, deren man ſich früher erfreute, während man ſich jetzt über ſeine Vergnügungen beklagt — die Gaſtgeber wie die Gäſte! — Es wird dahin kommen, wenn es ſo fortgeht, daß man „die Geſelligkeit“ den Kommunen überantwortet, wie jetzt die Sorge für die Landſtreicher. Der wachſende Reichtum, die ihm gegenüberſtehende zunehmende Armut, die immer ſteigende Uebervölkerung drängen uns aus allen gewohnten Lebensformen hinaus und in neue Zuſtände hinein, von deren Geſtaltung wir uns noch kein Bild zu machen vermögen. Ob ſie gut — ob ſie ſchön ſein werden? — Wer will das ſagen! Die Notwendigkeit wird ſie erſchaffen, und man wird ſie ertragen zu lernen haben.

29. Febr. Um mit Behagen müßig zu gehen, muß man zu Zweien sein, und womöglich einander lieben. Für einen allein, auch wenn man viel zu denken und Geist genug hat, ist der Müßiggang ein ermüdendes Stück Arbeit.

6. März. Wenn die Monarchen sich in die „Gesellschaft" begeben, sich volkstümlich machen durch ihren Verkehr mit anderen Leuten, handeln sie, wie der Zimmermann oben auf dem Gipfel des Gerüstes, der das Brett hinter sich absägt, auf dem er sitzt. Sie arbeiten am Untergang der Monarchien. Wer den Glauben erhalten will, daß er mehr ist und höher steht, als die übrige Menschheit, darf sich nicht unter sie mischen. Wären die Götter und Göttinnen nicht herniedergestiegen, menschlicher Liebe zu genießen, so thronten sie vielleicht noch heute angebetet auf des Olympos Höhen; und selbst der christliche Gott, der liebende Vater der Menschheit, der sich der irdischen Jungfrau nahte und mit ihr den eingeborenen Sohn erzeugte, hat weniger Dauer, wie es scheint, als der abstrakte, harte, rächende Gott der Juden, der „keine anderen Götter neben sich dulden wollte" und der Menschheit keine Unsterblichkeit und nichts versprach, als ihre Sünden zu rächen bis ins vierte Glied. Höchste Erhabenheit und annähernde Gleichstellung schließen einander aus.

25. März. Das vierundsiebzigste Jahr angetreten, wie leicht schreibt sich das hin — wie schwer wiegt es! — Von Kindheit an habe ich einen Zug zu alten Leuten gehabt, gern mit ihnen verkehrt, weil sie so viel mehr wußten als die anderen; und das ist so geblieben, bis ich empfunden und erkannt habe, was sie vor uns voraus

hatten und was sie uns beneiden mußten. Ein gemeinsames Empfinden zwischen jung und alt ist sehr selten. Denn die Form des Empfindens und Denkens wird mit der Zeit und durch die Zeit umgeprägt wie Münzen. Jedes Jahrhundert prägt ihnen seinen Stempel auf, ja! in unserer rasch lebenden Zeit schon jedes Jahrzehnt; und der Gehalt wird dabei oft angetastet. Die jetzige Jugend empfindet nicht mehr gleich mit unseren Klassikern, und — in tausend Fällen ist es zu erkennen, daß der Richter in der eigenen Brust jetzt weniger gilt als das Urteil der anderen und das Staatsgesetz. Das macht unfreier, als wir es waren, und bricht der großen Liebe, der großen Leidenschaft die Blüte ab, ehe sie sich voll entwickeln können. Das Erhabene, das Tragische, das Tiefgedachte nennt man langweilig, das Niedrige und Freche ist „pikant, amüsant und schneidig!" — Aber selbst besonnene und lebenserfahrene Männer fragen mich jetzt oftmals: wo steuern wir hin? So gestern der Großherzog von Sachsen — heute der vielbeschäftigte, feine Arzt — Doktor B.

26. März. Treue gegen sich selbst darf nicht Beharren in seinen Urteilen sein, sobald man sich überzeugt hat, daß sie voreilig oder unreif waren. — Aber Treue gegen sich selbst — im guten Sinne — Treue in der Liebe, in der Freundschaft, ist eine der schönsten Eigenschaften des Menschen, ist der Adel der Natur, mit dem sie über das Niedrige ein- für allemal hinweggehoben wird. Sie adelt nicht nur den, der sie bewährt, sondern auch jenen anderen, dem sie bewährt wird. Daß wir einander in der Treue so sicher waren, Adolf und ich, das hat uns die

innere Ruhe und das Beharren gegeben, als unſer Verhältnis zu einander gegen Sitte und Geſetz verſtieß und wir ſelbſt die Nächſten wider uns hatten. Wie oft haben wir zu einander geſagt: Biſt du für mich — wer kann wider mich ſein? — Oder, was thut es uns, wenn man's iſt? — Und danach der Friede! dies Ausruhen in Liebe und Glück!! — Ach! — ſo kommt man, ohne es zu wollen, dazu — Monologe zu ſchreiben! —

28. März. Freude iſt auch die wahre Eigenſchaft der Jugend, denn ſie hat die Vollkraft, ſie ohne Ermüdung und im höchſten Maße zu genießen! und ſie iſt ſo ſchön in ihrer Freude!

31. März. Die Jugend verlangt nach Wechſel, das Alter nach dem Beſtehenden, nach Ruhe; und das iſt es, was ſelbſt ausharren macht in unerwünſchten Zuſtänden. Sie mögen über das Alter ſchreiben, was ſie wollen, ſchärfer und richtiger als Ariſtoteles hat es niemand charakteriſiert.

3. April. Es heißt: das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind! — es müßte ebenſo heißen: der Glaube iſt des ſehnſuchtsvollen Wünſchens Kind! — Die Menſchen wünſchen ſo ſehnſüchtig zu wiſſen, woher ſie kommen, wohin ſie gehen — daß ſie ſich Einbildungen machen, an die ſie glauben — weil ſie ſich nicht anders helfen können! — Das iſt mir auch heute wieder klar geworden bei dem Leſen einer Abhandlung von Kaliſcher über das „Was uns in der Religion not thut" — und in einer Abhandlung von Hausrath über den Entwicklungsgang von David Strauß.[152]) — Wie richtig habe ich geurteilt, als ich dem einen meiner Romane den Titel

„Wandlungen“ gab. Alles wandelt sich am Menschen und in der Menschheit, nur die Schranken, in die sie gestellt sind, sind unwandelbar. —

10. April. Der geringe wissenschaftliche Unterricht, welchen die Frauen erhalten, bringt sie dahin, das, was ihnen eigentlich zusammenhanglos gelehrt wird, bald zu vergessen und sich danach ganz in die Teilnahme an dem Persönlichen zu verlieren. Das aber gerade ist es, was den Verkehr mit der Mehrzahl von ihnen mir so schwer und unerquicklich macht. „Der und Die“, in Liebe oder in Uebelwollen, in Fürsorge oder in Klatsch, darüber kommt es nicht hinaus — und selbst wo sie Kunstwerke oder Dichtungen beurteilen, tritt das hervor. Schon Goethe sagte von ihnen, sie lieben oder hassen die Personen in der Dichtung, und damit sei es abgethan. So wird auch, wo es sich um Zeitgeschichtliches, um Politik handelt, ihr Urteil ein- für allemal bestimmt durch die Wirkung oder den Zusammenhang, welchen die Ereignisse mit irgend einer ihnen bekannten oder werten Person haben — zu einem reinen unparteiischen Urteil über die Dinge und die Ereignisse, zu dem Urteil über den Sachverhalt an sich, bringt es unter zehn Frauen kaum eine — ach, noch lange nicht! unter Hunderten kaum eine!

10. April. Ein englisches Parlamentsmitglied hat eben jetzt, wie ich in der Zeitung lese, den Antrag gestellt: „Die Frauen unter das Tierschutz-Gesetz zu stellen,“ da es nicht gelungen war, ein Gesetz gegen die rohe Behandlung der Frauen durch die Männer durchzubringen. Und das in dem Staate, an dessen Spitze eine Frau steht! — Welch ein Zeichen für die Civilisation des Landes!

12. April. Um etwas gebeten werden, was man gewähren kann, ist ein großes Vergnügen, und eins, das auch im Alter vorhält.

12. April. Meine Natur ist so auf Beharrlichkeit und Regelmäßigkeit gestellt, daß alles, was ich täglich thue, mir lieb wird, wie: Blumen begießen, einen Vogel füttern, für jemanden Zeitungen schicken, Postmarken sammeln. Ich gehe mit Vergnügen täglich denselben Weg, und je genauer ich die Einzelheiten kenne, um so lieber. Erziehung und Notwendigkeit haben das in mir entwickelt und bestärkt, und nun wird's wohl bis ans Ende dabei bleiben.

30. April. Das französische Wort, das: il y a dans le malheur de nos amis toujours quelque chose qui nous plaît — ist ein furchtbarer Ausspruch; aber es ist wahr, daß man nicht zu viel Erfolge erringen muß, wenn man viel Freunde haben will; denn nur die besten Menschen sind neidlos, und nichts fällt den meisten Menschen schwerer, als freudiges Anerkennen, zu dem Adolf so sehr geneigt war. Einen neidloseren Menschen habe ich nie gekannt.

9. Juni. Eigentlich müßte man in der Jugend einmal eine kurze Zeit alt sein, damit man wüßte, wie es thut, und sich nicht nachher so dumm darüber verwundert wie ich.

16. Juni. Entsagung ist eine Eigenschaft, die man sich nicht geben kann. Ich glaube, sie liegt im Blut, in der Naturanlage. Ich kann sie in mir nicht erzeugen und hab' es nie gekonnt. Wo ich mich mit dem Verstand zur Entsagung habe zwingen wollen, ist es immer auf eine Lüge hinausgekommen, die vor meiner angeborenen Wahrhaftigkeit bald in das Nichts zerfallen ist; und so geht es

mir auch jetzt. Ich kann nicht sagen, daß ich mich darin finde, dies oder jenes nicht mehr wie sonst zu können. Es ist ein großer Unterschied zwischen Entbehren können und Entsagen können. Das erstere habe ich, wo es äußere Güter und Bequemlichkeiten galt, mit Leichtigkeit vermocht, und ich glaube, ich könnte das noch heute — das andere lerne ich nie!

Bergisch-Gladbach.

24. Juli. Die arme Solmar, die nun seit Jahren so elend, taub und blind daliegt, schreibt mir: „Die Zeit geht hin, wie man sie auch verbringt!" welch ein Wort ist das! — Sie ist im 91. Jahre und so groß in allem Denken.

Berlin.

23. Sept. Es fällt mir an den Deutschen immer auf, daß sie den Menschen es nicht hoch anrechnen, wenn diese sich aus Niedrigkeit mit eigener Kraft emporgearbeitet haben und zu Ehren und Reichtum gekommen sind. Das Außergewöhnliche stößt sie eher ab, als daß es sie zur Bewunderung reizt. Als in diesen Tagen Geheimrat Ohse starb, und die Zeitungen in seinem Nekrolog erwähnten, daß er sich vom gewöhnlichen Handlungsgehilfen zum Direktor der Reichsbank heraufgearbeitet — nahm die große Masse der Menschen, die Gewerbetreibenden voran, ihm das fast übel, und sprach halbweg geringschätzig von dem hochgebildeten Manne, dem feinen Kunstkenner. Sollte wirklich der Neid zu den Urfehlern der Deutschen gehören? wie Niemeyer[153]) es behauptet.

6. Okt. Dein Begräbnistag! und heute erfahre ich, daß ich das Haus verlassen muß, dessen erste Bewohner

wir vor 25 Jahren, vor einem Vierteljahrhundert, gewesen sind, in dem wir so viel geliebte Stunden, so viel Sorgen geteilt, so viel Gutes, Edles genossen und gedacht, durch das soviel Hunderte von Menschen in schönem Verkehr mit uns gelebt. Ach, es ist nicht wahr, des Dichters: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!“ Man reißt sie nieder — und das allgemeine trostlose: Nicht mehr! — schwebt über ihr dahin. — Ich sah einmal ein Schwalbennest mit frevler Hand abreißen von einer Mauer — die Jungen fielen zerschmettert zu Boden, die Alten flogen mit jammerndem Geschrei angstvoll über ihnen hin — und der Maurer kratzte die Stelle erbarmungslos sauber. — So würde dir es sein, wenn du wüßtest, daß ich aus unserem Neste, selbst dem Grabe nahe, vertrieben werde.

22. Nov. Das Ziel alles wissenschaftlichen Strebens läuft darauf hinaus, an den Punkt zu kommen, an welchem man erkennt, daß man nichts wissen kann, daß man sich selbst ein geheimnisvolles, unheimliches Rätsel und damit alles Thun ein ebenso kindischer Zeitvertreib ist, als das Spielen der Kinder mit abgerissenen Blumen, die in den Sand gesteckt werden, für eine Stunde ein Gärtchen vorzustellen. Die Sache des Glaubens ist es, sich eine Welt, einen Gott, eine Zukunft aufzustellen, hinter der man sich, wie hinter einer Coulisse, die Rosenlauben darstellt, vor seinem Nichts-wissen-können und vor seiner Verzweiflung darüber versteckt. Und dazwischen leben und lieben wir, und die Liebe erfüllt uns mit solchem Glück, daß heute in der Nacht ein Traum von derselben, in dem Heinrich Simons und meines Geliebtesten Bilder immer

ineinander floſſen, mich jung ſein ließ und mir noch jetzt das Herz mit Rührung füllt. Welch ein Verſtand denkt ſich da hinein — — welche Anſtrengung koſtet es, ſich dabei nicht untergehen zu laſſen! ſich des noch dauernden Daſeins zu freuen — und zu thun, als wäre man nicht endlich, ſondern ewig!

6. Dez. In der Jugend hat man es mit der Welt und dem Leben zu thun, und das Ringen iſt erfreulich, denn man möchte ſeinen Platz gewinnen und behaupten. Im Alter hat man weit ſchwerer gegen ſich ſelbſt zu kämpfen, um den Platz zu behaupten — den man im Gefühl ſeiner zunehmenden Unzulänglichkeit, ſo herzlich gern verließe — und doch möchte man noch die Menſchen lieben, die man hat und leiſten, was man kann. Es iſt nur ſo ſchwer — und ſie nehmen's falſch auf, wenn man ausſpricht, was man denkt und wie es iſt.

31. Dez. Das Jahr iſt zu Ende — das erſte ſeit 44 Jahren ohne ordentliche Arbeit! — und Arbeit iſt Leben! — Soll ich noch leben — nun, ſo muß es ſein. Aber mit dem ſtolzen Wahlſpruch: nicht müde werden! mit dem ich mich und andere ſo oft ermutigt, iſt's vorbei.

1885.

24. Jan. Geſegneter Tag des glückſeligſten Gedenkens! — „Ach! wo ſind geblieben alle meine Jahre? Sind ſie mir geträumet oder ſind ſie wahr?" Und niemand weiß um das trunkene Glück — nun du nicht mehr biſt!

1. Febr. Etwas wünſchen, hoffen und ſorgen muß der Menſch für den kommenden Morgen! — Das Sorgen, das

findet sich wohl noch, und oftmals trüb genug — aber das Wünschen und Hoffen schrumpfen zusammen und schmelzen fort wie Eis im Wasser. Könnte ich die lähmende Traurigkeit nur überwinden! Könnte ich mich nur zu den Phrasen emporschwingen, wie sie z. B. selbst Jacoby zu brauchen pflegte, wenn er das Alter „die Krone des Lebens" nannte. — Krone des Lebens? — ohne das stolz fortstrebende Selbstgefühl der Kraft — ohne die Menschen, die unser eigentliches Leben machten! — ohne den Glauben an die Erreichbarkeit der Ideale, und ohne — und das ist nicht das Wenigstschlimme — ohne den alten Glauben und das felsenfeste Zutrauen zu sich selbst! — Und doch arbeitet, doch schafft man — und weiß nicht, ob man es beendet!

3. Juni. Vier Monate sind hin — mein altes Heim verlassen! — Ich dachte, ich überlebte es nicht! Und nun bin ich hier, mit Freude an den hellen, luftigen Räumen — und mit Schmerz, daß wir sie nicht so hell und hoch gehabt, als du es hättest mitgenießen können! Aber mich tröstet, daß wir beide so vollkommen zufrieden gewesen sind in dem geliebten Hause, daß wir es immer mit Entzücken betraten, wenn wir eine Weile davon entfernt gewesen waren. Und dein Geist ist mit mir — dein Name schützt mich an der Thüre — er ist und bleibt das J. H. S. V.[154]) meines Lebens bis zu meiner letzten Stunde! — Und so will ich versuchen, hier wieder festzuhalten, was ich dir sonst gesagt.

6. Juni. Die Gesellschaft, wie wir sie jetzt haben, ist durchaus nivellierend mit ihrer Art der obenhin weggleitenden Unterhaltung. Der tiefste Denker und der leerste

Kopf bedeuten faſt gleichviel in dem Spiel von Redensarten, mit dem man aneinander vorübergeht.

17. Juni. Scheinen iſt mir immer etwas Unerträgliches geweſen! und nun zwingt man mich dazu. Ich ſoll geſund ſein! ſoll heiter ſein! mich meines Daſeins freuen! — Und wenn ich mich den Menſchen nicht läſtig machen will, muß ich das alles zu thun ſcheinen, während das Gefühl des Krankſeins und der Müdigkeit mich Tag und Nacht nicht verläßt! — Selig ſind die Toten!

Der Menſch hat in und an ſich immer mehr zu lernen, und was er lernt, macht ihn beſcheidener! Wer mir geſagt hätte, daß ich nicht können würde, was ich will — daß ich mir zuſehen würde, wie ich es muß! — Wem hätte ich das geglaubt?

20. Juni. Es giebt Fälle, in welchen das Geſetz ſtraft und die Moral der Geſellſchaft freiſpricht, andere Fälle, in welchen das Geſetz freiſpricht, und in denen die Geſellſchaft das Schuldig auszuſprechen und dem Verbrecher gegenüber aufrecht zu erhalten hat, wenn ſie nicht in ſich zu Grunde gehen ſoll.

Nagaz.

12. Aug. Gewiſſe Eigenſchaften gehen mit der Entwicklung der Menſchheit ihr — und nicht zum Vorteil des einzelnen oder der Geſamtheit — verloren, z. B. die Entſagung und die Einſicht, daß man ſich zu beſcheiden hat. Als einſt die Gräfin Hahn-Hahn in einer ihrer Dichtungen das „ſublime Wort“ ausſprach: „Ich will aber nicht mehr leiden!“ fanden wir das alle ſublim! — Wenn ich hier ſehe, wie alle, Elende, Kranke

ſich in hoffnungsloſen Zuſtänden in der weiten Welt herumſchleppen, „um nicht mehr zu leiden", was ſie doch erleiden müſſen, den Niedergang und das Ende, ſo finde ich das von mir ſtets bewunderte Verhalten der verſtorbenen Fürſtin Handjery erſt recht weiſe: rester chez soi, et attendre patiemment la mort! — Und im Vergleich zu anderen habe ich mich nicht zu beklagen. Daß ich dies hier einſehe und empfinde, iſt das Beſte an der ſogenannten Kur für mich!

13. Aug. Leute, die mit den Augen ſehen und mit den Lippen wiedergeben, was ſie geſehen, ohne daß Herz und Geiſt an dem Sehen und Erzählen den belebenden und verklärenden Anteil haben, können die Welt umreiſen — und langweilig bleiben, als hätten ſie ihr Leben in einem finſteren Raume in Einſamkeit verbracht.

Der Aufenthalt unter fremden uns gleichgültigen Menſchen macht ſpottluſtig, wenn wir zu ihm für längere Zeit gezwungen ſind; und beſſer werden die Menſchen überhaupt nicht durch das auf gut Glück zuſammengewürfelte Gaſthausleben der Reiſezeit.

Das Alter iſt eine hoffnungsloſe Krankheit! — man lebt am Tage den Tag und bedarf eines großen Idealismus und ſtarker Liebe, um nicht zu dem egoiſtiſchen Schluß zu gelangen: après moi le déluge! — Ich habe viele Menſchen von Herzen geliebt, vielen mit Luſt und Freude gedient, viel Liebe genoſſen — neben großer Bitternis, die ich erfahren von Menſchen, denen ich nur Gutes zu erweiſen beſtrebt war — und doch! frage ich mich, was das Reſultat meines Lebens, was mein Glück geweſen iſt, ſo iſt's deine Liebe geweſen, und daß wir von uns wie

Goethe ſagen konnten: hab' doch auch im ſonnenhellen Land gelebt, geliebt!!

Berlin. **1886.**

9. März. Lange Wochen ſind verſtrichen — in Sorge, in hoffnungsloſem Hoffen — nun iſt's vorbei: Geſtern in der Morgenfrühe iſt Henriette, die Jüngſte von uns Schweſtern, dem Tode verfallen. Man hält die geliebte kalte Hand, man lehnt ſein Geſicht an die zu Eiſeskälte erſtarrte Wange — und wundert ſich und faßt es nicht, als hätt' man's noch nie zuvor erlebt. Wo iſt die Liebe hin, die uns ſo oft erquickt? Im All? Welch ſinnloſes Wort! — Alles, alles wird zur leeren Phraſe, wenn man den Tod vor Augen hat! Und meine alte Behauptung fühle ich auch heute wieder: „Die Erfindung von allen Religionen, von allen philoſophiſchen Syſtemen iſt das Werk der Schwäche in der menſchlichen Natur, die ſich mit Phantasmen vor dem Wahnſinn der Verzweiflung retten will." Anton Dohrn hat recht mit ſeinem Worte: ich arbeite, weil es in der Natur des Menſchen liegt, zu arbeiten — ſonſt würde ich mich vielleicht erſchießen, weil ich nicht wüßte, was mit mir und mit dem Leben machen! — Ich hatte ſie ſo ſehr geliebt.

24. März. Mein Geburtstag ohne ſie! und ich habe drei Viertel eines Jahrhunderts gelebt! Mit einer Familie, mit einem Menſchenkreiſe iſt es, wie mit einer Roſe! Sie hält eine Weile zuſammen, dann blättert ſie ſich auf, ſieht prächtig aus, bis das erſte Blatt ſich löſt und abfällt! Die anderen folgen dann bald

nach, und die Herrlichkeit hat ihr Ende, und es bleibt unter den Ueberlebenden höchstens noch ein flüchtiges Erinnern daran! So war's, so ist's, so wird es sein!

5. April. Meinen Roman „Die Familie Darner“[155]) beendet und zufrieden, daß mir das noch geglückt ist. Der erste Gedanke daran stammt aus dem Jahre 1866, wie ich in meinem „Arbeitsstoff-Buch“ finde. Was ich gewollt, weiß ich wohl und genau; was ich erreicht, übersehe ich weniger klar, und es ist ein eigenartig geteiltes Empfinden, wenn man den letzten Strich einer Arbeit schreibt, mit der man sich jahrelang getragen. Man nimmt Abschied von einer selbstgeschaffenen Welt, deren Gestalten uns Mitlebende gewesen sind. Mir ist heute so zu Mute, als schiede ich von einem Lande und von Freunden, an die ich mein Herz gehängt, auf Nimmerwiedersehen! Und die Träume von Ruhm, von Glück, von Fortdauer in dem Gedächtnis der Nachwelt verblassen auch, so sehr viel Gutes, Ehrendes, Anteilvolles mir gerade jetzt wieder zuteil geworden. —

20. April. Herrschsüchtige Menschen kann man nur durch ein Mittel zu treuen, aufopfernden Freunden machen: man muß sich von ihnen beherrschen lassen.

26. April. Wenn ich gutwillige Menschen im Alter ihr Herz gegen andere verschließen sehe, sage ich mir: wie leidensfähig müssen sie gewesen sein, und was muß man ihnen angethan haben! —

20. Juni. Totentänze im Sinne der alten Maler sind nicht mehr zu malen. Jetzt müßte man Schnellzüge malen, die der Tod in der Tracht eines Zugführers durch die Welt jagt, und zwar in offenen Wagen: alle die Alten,

die sich nicht darein ergeben wollen, daß ihr Leben ausgelebt ist; die Schlagrührigen, die Verschrumpften und die verlebten Männer, die hysterischen Frauen, die Bleichsüchtigen — es wäre auch ein entsetzliches und widriges Bild! — Man darf das nicht aussprechen, denn die jetzige Verrohung wäre im stande, es zu malen. Und wir alle leben mit in diesen Schnellzügen und bilden uns ein, sie könnten uns vorüberführen an dem Ziele und an dem Ende, das unsere Kraft uns setzt. — Welch ein thörichter Wahn!

Seit die Menschheit den kindlichen Gottglauben nicht mehr vor ihrem Verstande erhalten kann, ist ihr Verstand in den Fehler verfallen, sich nicht in die Bedingungen der Natur finden zu wollen. Wir sind alle samt und sonders erschreckt und empört darüber, daß wir altern müssen, und weil dem Menschen viel gelungen ist, weil er viel Gewalt gewonnen hat über die Elemente, in denen er lebt, weil er sie sich vielfach unterthan gemacht hat, meint er, auch sein Leben hänge von ihm ab, und er habe darüber zu bestimmen. Auch ich fasse es nicht, daß ich so alt, daß ich eine hochbetagte Greisin bin.

Ragaz.

5. Aug. Ranke schreibt in sein Tagebuch[156]): „Ich finde, daß der Geist einen großen Einfluß auf das allgemeine, selbst das leibliche Leben ausübt! Nichts ist dafür wichtiger, als die Gedanken in den Studien, die zugleich produktiv oder regenerativ sein müssen, zu fixieren.“ — Was er sich dabei gedacht hat, mag Gott wissen! Ich kann mir gar nichts dabei denken; und wenn es möglich wäre — wozu? — Um täglich neue, schmerzliche Verluste an Freunden, an sich selbst zu erleben? — Das Wort:

Selig ſind die Toten! kommt mir oft in den Sinn — denn ſie brauchen nicht mehr zu trauern um die Geliebten und die Freunde, die von uns ſcheiden — wie jetzt eben wieder Liſzt![157])

7. Aug. Wenn jeder das Kleinſte, das ihm obliegt, gewiſſenhaft und mit Liebe thut, fördert er das große Ganze am ſicherſten!

Bergiſch-Gladbach.

16. Sept. Wenn man ſich des: morgen! nicht ſicher fühlt, iſt einem das „heute!“ nicht mehr viel wert, und man wird arbeitsunluſtig bei der ewigen Frage: wozu erſt anfangen?

Berlin.

16. Dez. Man bezahlt das Leben mit dem Alter ſchwer! ſo reich und ſchön es geweſen ſein mag. Und was iſt der „Hauch des Lebens“, der uns leben — und uns vergehen macht, wenn er uns verläßt! — Wer das verſtände! —

1887.

7. Jan. Abends. Der größte Dichter aller Zeiten iſt Jeſus von Nazareth, und das größte Lehrgedicht, das die Menſchheit bisher beſeſſen hat, iſt das von ihm verfaßte Chriſtentum — an dem ſich die Menſchheit gebildet, in Entſagung erhoben, in poetiſchem Glauben über die Verzweiflung ihres Nichtswiſſenkönnens getröſtet, und „noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzend“, das Gedicht fortgeſetzt hat, wo das Leben aufhört. Wohl denen, die die Dichtung in ſich als Wahrheit empfinden. — Denn das Nichts wiſſend Wiſſen iſt der Tod! — und ohne die Sonne der großen Liebe wäre das Leben nicht des

Anfangens wert! — „All mein Schaffen war Plunder! Alles Schaffen ist Plunder!“ sagte Adolf in dem halbwachen Hinträumen seiner letzten Lebensnacht! — Aber der Kuß *seiner Liebe* war sein *letzter* bewußter Atemzug! — Heilig sei sein Andenken!

9. Febr. Wenn sie es ahnten, wie der Lebensüberdruß in mir zunimmt mit der abnehmenden Kraft! Wenn sie meine stumpfe Verzweiflung über diesen unwürdigen Zustand kennten, in dem ich, mich selbst verachtend, es fühle, daß mich alle übersehen, alle wie ich das Ende für mich ersehnen, weil ich ja, trotz des Zwanges und der Selbstüberwindung, die ich mir anthue, in *Allem*, was ich thue, ihnen doch lästig werden muß. — Machtlos dasitzen, das Schwächerwerden zu sehen und sich „erheitern, zerstreuen, sich seines guten Alters, seines bevorzugten Lebens freuen!“ — Spott! Redensarten ohne Ende! und — Wahnsinn! — Ich wußte, was ich that, wenn ich Jacobys Phrase: Das Alter ist die Krone des Lebens — Laskers Lob des Alters — als Phrase von mir wies! — Da war Adolfs: „Meine Natur ist nicht für das Alter gemacht, ich bin auf Jugend angelegt!“ doch wahrer und so unendlich größer! — *Lieber Verzweiflung als Redensarten im Selbstbetrug und in Heuchelei vor den die Seelengröße anstaunenden anderen!* —

3. Juni. Kinder sind sonderbare Geschöpfe in Bezug auf ihr Geistesleben. Und wenn ich von korinthischem Erz reden höre, habe ich oftmals an das Geistesleben der Kinder gedacht; denn wie in jenem die verschiedenen Metalle sich in eines verschmelzen, so liegen in dem Kinde ein weit vorausſehendes Grübeln, ein forschendes Zweifeln

und der blindeste Glaube dicht bei einander und verbinden und vermischen sich gelegentlich so eigentümlich, daß es kaum zu sagen ist, wo das eine aufhört, wo das andere anfängt. — Ich entsinne mich, daß ich mir bereits den Kopf darüber zerbrochen habe, wo Gott denn hergekommen und wo er gewesen sein könne, ehe er die Welt geschaffen, während ich noch an alle Märchenwunder und an Feen und an Gespenster glaubte, und wie ich daneben ganz verwundert zuhörte, wenn die Eltern oder andere Personen von der Zeit sprachen, in der sie Kinder also klein gewesen waren, wie wir. Sie waren mir so unbedingt: der Vater, die Mutter, der Onkel Doktor u. s. w., daß ich, obschon mit lebhafter Phantasie begabt, mir die Personen, in deren Dasein ich wurzelte, in gar keiner anderen Gestalt zu denken vermochte. Ich glaube, ich war 6, 7 Jahre alt, ehe sich das geändert hat!

5. Juni. Wenn man den Kindern das Lernen, so weit dies möglich, zum Spiel macht, macht man ihnen ihr späteres Leben zur Last.

10. Juni. In der engsten Enge wissen Kinder sich eine sie beglückende Welt hervorzuzaubern, von deren Schönheit sie oft noch spät im Leben träumen und sprechen. Sie sind schöpferisch und Dichter, bis die unausgesetzte Berührung mit der Wirklichkeit die Schwingen ihrer Phantasie erlahmen macht! — Laßt sie träumen! denn sie sind selbstherrlich im Traume — weckt sie nicht zu früh! (Für die Zeitung des Ferienkolonie-Festes.)

12. Juni. Was für Menschen von starkem Willen den Selbstmord verlockend machen kann, ist die Möglichkeit, das Leben mit einer That des freien Willens ab-

zuſchließen, ſtatt einem langen, peinigenden Erleiden widerſtrebend und ungeduldig zu erliegen. Und ſie kommen ſich ſo groß vor in ihrer Geduld, die Ergebenen, und wiſſen nicht, wie viel größer die Geduld der Ungeduldigen iſt! — Aber wer will ein ſchönes Lebensbild entſtellen für die, die es geliebt! geehrt! — Es bleibt mein altes Wort: man bezahlt ſein Leben mit dem Alter ſchwer! —

Nagaz.

5. Aug. Pfarrer Pfleiderer aus Ulm[158]) ſagte im Geſpräch zu mir: Der Glaube iſt ein Akt des freien Willens! — Der Ausſpruch hatte etwas Ueberraſchendes und kann für viele etwas Verführeriſches haben, denn allerdings hat zuerſt für alle Neubekehrten, für die erſten Chriſten, ihr Entſchluß, d. h. ihr Wille, an Jeſus zu glauben, ſie glauben machen; namentlich die nicht urſprünglichen, ſondern die durch die Schule des Denkens gegangenen Männer. Für uns aber würde dieſe That des freien Willens darin beſtehen, daß wir uns entſchlöſſen, unſere Vernunft der Phantaſie aufzuopfern, um uns in einen fadenſcheinigen Gemütszuſtand zu verſetzen, der uns des troſtloſen „Wir wiſſen nichts" entrückt, das Goethe, das Du Bois-Reymond, das ein bißchen Nachdenken uns als unſer Schickſal hinſtellen. — Und ſo groß iſt anderſeits die Schwere dieſes Nichtswiſſens, daß ein Voltaire ſich zu dem Worte hinreißen läßt: s'il n'y avait pas de Dieu, il aurait fallu l'inventer! — Man hat ihn und den Unſterblichkeitsglauben erfunden; zu allen Zeiten! unter allen Völkern! als eine Art von Notwendigkeit! — Aber wenn der Menſch aufhört, ſein eigenes Thun als etwas Fortdauerndes, Wichtiges zu betrachten — wenn er, von ſich abſehend, das

rätſelhafte All um ſich her in ſeiner Regelmäßigkeit betrachtet, die doch von ſo ungeheuren gewaltſamen Unregelmäßigkeiten unterbrochen wird, ſo hört das Intereſſe für alles andere auf, und nur die Frage: woher und wohin? bleibt die Beſchäftigung des denkenden Geiſtes, der dabei ſelbſt nicht weiß, was er iſt und wie er denkt. — Welch ein Zuſtand! welch ein Rätſel iſt das! — Und wie gering — ſich aus Verzagen einen Glauben zu erfinden! — Ich bringe das nicht zurecht! auch Adolf konnte es nicht! Er glaubte an mich — ich an ihn — und er ſtarb mit meinem Namen auf den Lippen!

8. Aug. Die Mehrzahl der Leute behandeln ihre Freunde und Umgangsgenoſſen wie ihre Pelze und eingemachte Gemüſe und Früchte. Sie ſtellen ſie im Sommer kalt und heben ſie ſich für den Winter auf. Man könnte oft viel lernen aus dem Verfahren — wenn man wollte!

Berlin.

12. Okt. Das iſt das Göttliche in der Kraft des Dichters, daß er aus dem Nichts eine Welt und Menſchen erſchafft, an welche die lebenden Menſchen, ſeine Zeitgenoſſen, und oft die Nachwelt glauben, wie an ſich und ihr Daſein und ihr Leben!

22. Okt. Wenn ich, wie geſtern, mit einem Menſchen zu verkehren habe, der alles beſſer weiß als ich und ganz unfehlbar iſt, denke ich immer, wie ſchrecklich es ſein müßte, in den Himmel zu kommen und mit dem Allgegenwärtigen, Allwiſſenden und ganz Unfehlbaren verkehren zu müſſen. Es iſt Vernichtung des eigenen Ichs.

15. Dez. Am 10. Dezember in der Morgenfrühe zum erstenmal in meinem Leben, drei Stunden in einem Odem zwischen Leben und Tod!! und dabei immerfort an Adolfs „all mein Schaffen war Plunder! alles Schaffen ist Plunder!“ gedacht, und die Worte Michel Angelos immer im Sinne gehabt: „non veder! non sentir m'è gran ventura!“ — Die Aufregung durch das Rasseln des Wassers in der Brust war so entsetzlich, daß ich nur das eine Verlangen hegte, der Qual ledig zu sein — nicht mehr zu sein, um es nicht mehr zu hören; und bei all meinem Grauen vor dem Tode dachte ich mir in dem Augenblicke das Sterben süß! — Und da ich in meinem Alter auf völlige Herstellung, auf rüstiges Schaffen auf lange Zeit doch keinen Anspruch mehr habe, wäre es wahrscheinlich auch ein Glück für mich gewesen. Denn was sollen mir und anderen noch eine Reihe nicht befriedigender Tage? — Man nennt es Religion, Philosophie, Entsagung — wenn man zuletzt sich stillschweigend hinleben läßt, in der unabweislichen Gewalt, die man nicht kennt und der man unterliegt! — Ich lerne es nicht, mit dieser Heuchelei mich aufzuputzen, und schämte mich vor mir selber, wenn ich's thäte!!

1888.

3. Jan. Das alte Jahr ohne Mut und Hoffnung beschlossen, das neue ebenso begonnen! Aber voll Dank für all die von den Meinen, von meiner Schwester, von Helene, von den Freunden nah und fern, erfahrene Liebe, Treue, Hingebung — und mit Freude meinen ganzen Lebenslauf überblickend, mein Los mit dem Lose der Armen,

Mittelloſen vergleichend, die kränker und alt wie ich — ſich auch zu Tode leben müſſen unter ſoviel härteren Bedingungen! —

22. Jan. Geſtern ſagte Frau von Hülſen, ſie wäre bei der Gräfin York geweſen, und die 88jährige Frau von Olfers hätte mit ſoviel Liebe und Verehrung von mir geſprochen und geſagt: „Was ich an der Lewald am meiſten bewundere, iſt die Einfachheit, mit der ſie durch ihr ruhmvolles Leben geht, in allem ihrem Thun und Behaben!“ — Das iſt mir ein großes Lob! Aber dieſe Einfachheit iſt nur der Ausdruck des völligen Inſichberuhens! Stahr war gerade ſo einfach. Seit wir im Februar 1846 uns einander zugeſagt für alle Fälle; ſeit jeder von uns wußte, was er an ſich und an dem anderen hatte, hatten wir nur noch zu ſein, was wir waren — und gar nichts mehr zu ſcheinen als das! — So, wie ich bin, fühle ich mich in meinem Recht und bin ich mir recht! — Gefällt es den anderen, um ſo erfreulicher für mich — können ſie mich ſo nicht brauchen — ſo laſſen ſie mich eben gehen — und ich gehe weiter — hoffentlich den kurzen Weg noch unentwegt, mir ſelbſt getreu in meiner Entwicklung bis zuletzt.

23. Febr. Wenn ich es mir beikommen laſſe, mich einmal an dem Verſtehen eines philoſophiſchen Syſtems zu verſuchen, finde ich immer, daß es mir unmöglich iſt, mir bei dieſen Annahmen und Vorſtellungen irgend etwas Poſitives zu denken. Es iſt mir alles ſo willkürlich, ſo ſchattenhaft, ſo phantaſtiſch, daß mir dagegen der chriſtliche Mythus noch feſt und faßbar erſcheint. Und mit dem Forſchen in den Naturwiſſenſchaften, bei welchem die Ge-

lehrteſten und Tiefſinnigſten eingeſtehen, daß ſie auf den Urgrund nicht kommen können, iſt es auch nicht anders. Wie Dachſe kommen ſie mir vor, die ſich abarbeiten in einer Höhle, die von einer Granitwand an ihrem Ende abgeſchloſſen wird. Nur daß man auf dem Wege zu der undurchdringlichen Granitwand allerlei guten Dingen begegnet, mit denen die krabbelnden Dachſe ſich die Spanne Zeit ihres Daſeins bequemer und mitunter auch luſtiger machen. Für die durſtende Sehnſucht der Seele — bleibt das alles dasſelbe.

14. April. Bedürfniſſe wachzurufen und Hoffnungen zu erregen, die man nicht ſicher iſt, in den beabſichtigten Schranken halten und dauernd in ihrer Steigerung befriedigen zu können, iſt ſicherlich ein bedenkliches Thun — und es wird jetzt von den beſtwilligen Menſchen, den großen Maſſen gegenüber, in ſehr unvorſichtiger Weiſe geübt. — Man könnte oft das böſe Talleyrandſche Wort anwenden: Méfiez-vous toujours de vos bones intentions! Man muß ſo wie ich an alle volksbeglückenden Theorien geglaubt haben, um ſich mit dem berechtigten Mißtrauen gegen ihre Möglichkeit in den unerläßlichen Schranken zu halten.

20. April. Hilfe zu leiſten iſt eine der Freuden, die ſich niemals abſtumpfen, und doch hat man in dem Genuß, den man ſich damit gewährt, es nicht zu vergeſſen, daß es leichter iſt, Bedürfniſſe zu erwecken, Anſprüche hervorzurufen, als die Grenze feſtzuſetzen, bis zu welcher ſie ſich ausdehnen, ſich ſteigern dürfen, und bis zu der man die Hoffnung hegen darf, ihnen fortdauernd begegnen zu können. Unzufriedene zu ſchaffen,

ist leicht; zufrieden zu stellen schwer — ja in nur zu vielen Fällen eine Unmöglichkeit.

26. April. Man nennt die Kindheit hilflos und sagt, daß die Jugend der Aufmunterung bedürfe! Das sind Redensarten geworden, die man braucht, ohne zu bedenken, daß man beide weit besser auf das Alter anwenden könnte. Die Kindheit ist nur insofern hilflos und hilfsbedürftig, als sie sich nicht selber helfen kann — aber die anderen können ihr helfen, ihr leisten, was sie bedarf, bis sie sich selber helfen kann — während dem Alter und seinem unerläßlichen Vergehen eben nicht zu wehren, nicht zu helfen ist. Das Alter ist hilflos! Und das Alter hat Ermutigung nötig, weil es zum Zweifel durch langes Leben gewöhnt, zunächst an sich und seinen Leistungen zweifelt, wenn es eben verständig ist. Vorwärtsblicken darf man im Alter nicht — und das Rückwärtsblicken, je mehr man Anlaß hat, auf früheres tüchtiges Leisten zu schauen, ist neben dieser Genugthuung doch auch schmerzlich! — Es ist ein Zirkel, aus dem man nicht hinauskommt, ohne eine Selbstverleugnung und Selbstbescheidung, die mir fehlen — und die man sich nicht anzaubern kann.

Zur Erkenntnis fremder Charaktere, zur richtigen Beurteilung fremder Leistungen gehört nicht nur Geist, sondern ebenso Herz; nicht nur Urteilskraft, sondern auch die Liebe, die im Anerkennen des Guten und Schönen sich selbst befriedigt.

7. Juni. Jede Erfindung, welche dem Menschen die Mühe einer mechanischen Arbeit abnimmt, erweitert für ihn die Möglichkeit seines geistigen freien Schaffens

und Wirkens und gestattet ihm damit eine Ausnutzung seines Lebens, welche einer Verlängerung desselben gleichkommt. (Für den deutschen Gabelsberger Stenographenverein.)

15. Juni. Ganze Systeme bauen sie sich auf, jeder auf seine Weise und nach seinem Bedürfen, und glauben nicht an sie, und sprechen von einer letzten Ursache, die doch „da sein muß", weil sie eine harmonische Wirkung vor sich haben. Die Gläubigen verstehe ich. Sie phantasieren sich dasjenige vor, was sie haben möchten. Die Philosophen, die das Unbegreifliche ergründen zu können glauben, sind mir lächerlich; denn sie wissen sich etwas damit, wenn sie das Wort, den Namen „Gott" umgehend, von einer Kraft sprechen, die sie xx bezeichnen, während doch auch ihnen gar nichts übrig bleibt, als in schweigendem Erwarten der eigenen Vernichtung entgegenzuleben, die unser aller Los ist.

15. Juni. Der Schritt des Fordernden ist schneller, als der des Dankenden. Nehmt die Liebe aus der Welt, und sie wäre unertragbar. Wer möchte leben, hätte er der Liebe nicht! nicht in seinem Leben?

16. Juni. Uebelnehmige Menschen haben es sehr gut, mit denen geht man behutsam um.

25. Juni. Manchmal, wenn der große Strom der Liebe mir durch das Herz zieht, mit dem ich dich umfangen, und ich mich der großen Liebe erinnere, mit der ich der Menschen im allgemeinen gedachte — so fühle ich, daß all die Liebe noch lebendig in mir ist, und frage mich immer nur: ist denn niemand da, der sie noch brauchen, dem ich noch etwas nützen kann? — ich thäte es ja so

herzlich gern — und ich lebte auf, hätte ich einen Zweck für mein Daſein.

8. Okt. Den ganzen Sommer kein Wort in dies Buch geſchrieben! — Wie bezeichnend iſt das! und doch waren die elf Wochen in Gladbach, Ragaz für meinen Zuſtand gut genug. Am 17. September mutiger als ſeit lange heimgekehrt — am achtundzwanzigſten in der Frühe ein neuer Anfall des Herzübels. Ihn noch einmal überwunden. — Es heißt ſich „zu Tode ſiegen!" — Und mir iſt zu Mute, wie einem, dem ſeine Wohnung gekündigt wird. Es lohnt alles nicht mehr. Unnütze Arbeit, falſche Ausgaben habe ich immer verabſcheut. Ich habe keine Lebenshoffnung mehr — und die Lügen der Schonung, mit denen man mich liebevoll umgiebt, ſind mir quälend wie Stickluft. Ich kann in der Lüge nicht leben, — bin dieſes Halbleben ſatt und habe doch nicht den Mut, mit dem jeder Rekrut im Felde gegen den Tod angeht.

Heute vormittag war Eduard Simſon — der Reichsgerichtspräſident — mein älteſter Lebensgenoſſe — mein Spielkamerad von der Geburt an — bei mir. Er wird 78 Jahre am 10. November.[159]) Unangemeldet kam er die drei Treppen hinauf — friſch, mutig, zuverſichtlich wie ein Jüngling — und herzlich wie ein Bruder. Unſere Kinderfrauen hatten uns zu einander getragen, als wir noch nicht gehen konnten — unſere Jugend hatten wir miteinander gelebt. Mein Stiefſohn Adolf und ſeine Frau waren bei mir. — Goethes Bild hing uns gegenüber an der Wand. Er hat unſerem Leben das Gepräge gegeben. Eine Stunde verging uns im tiefſten Geſpräch. Viel-

leicht — ein letztes Begegnen! Wie weit, wie ehrlich blickten wir zurück! wie freuten wir uns des Erstrebten, des Gethanen, des Errungenen! — Und dazwischen klangen mir im Herzen Adolfs hingesummte Worte am Tage vor seinem Tode: „All mein Schaffen war Plunder! Alles Schaffen ist Plunder!“ — Sei dem edeln Manne, dem Jugendfreunde, das Leben lang noch hold — und kann es sein, uns noch ein Stück Leben gegönnt. Ich hoffe es für mich nicht! und wünsche: nur kein Siechtum!! sondern kurz und gut!! — Ich habe geliebt und Liebe genossen — ich habe mein Teil gehabt — und muß es lernen, zu begreifen, daß ich sterben muß! — so jung und frisch ich mich fühle! — Basta!

13. Okt. Damit ein Mensch geboren wird, muß ein anderer für ihn leiden! Damit er stirbt, muß er leiden, und meist noch andere mit ihm! So ist das fröhliche Dasein zwischen Schmerz gestellt — und doch oft so unerfaßbar groß, schön, glücklich!

21. Oktober.

Ich hab' ihn geliebt, wie sehr! wie sehr!
Mein Leben war sein! ihm verschrieben!
Ich hab' ihn geliebt — es kann gar nicht mehr
Der Cherub den Höchsten lieben! —

und morgen ist es das dreizehnte Mal, daß ich den gesegneten Tag, der ihn für mich geboren — ohne ihn in der Welt verlebe. Es denkt kein Mensch die Liebe und die Trauer aus! und während alles in mir zur Rüste geht, wächst die Erinnerung an ihn und unser Glück in meiner Seele fort. — Er und seine und meine Liebe — das war mein Leben! Dafür bin ich geworden, was ich war —

dafür habe ich mein Geschick zu segnen, solange ein Funken von Bewußtsein in mir ist!

15. Dez. Mit voller Geisteskraft unter Leiden und Schmerzen auf seinen letzten Herzschlag warten und sich dabei sagen: dann ist alles vorbei, all das Lieben, all das Glück — das ist ein trauriges Stück Arbeit — und ich betreibe diese Arbeit schon so lange. Jeder erlebt den Weltuntergang in sich!

Anmerkungen.

[1] (S. 1.) Heinrich Simon, geb. 29. Okt. 1805, gest. 16. Aug. 1860, politischer Schriftsteller, besonders berühmt geworden durch seine Schrift „Annehmen und Ablehnen" 1847. In den 30er Jahren stand er seiner Cousine F. L. freundschaftlich nahe, ohne die leidenschaftliche Neigung, die diese ihm entgegenbrachte, zu erwidern. Die Stelle Goethes vermag ich nicht nachzuweisen.

[2] (S. 4.) Zur Beurteilung dieser und ähnlicher resignierter Stellen ist an das Verhältnis mit Heinrich Simon zu denken. Vergl. A. 1. und Einleitung.

[3] (S. 6.) H. B. Oppenheim, Publizist, 1819—1880. Er war ursprünglich Dozent in Heidelberg, dann als unabhängiger Schriftsteller auf politischem und national-ökonomischem Gebiete thätig. Schon vor 1848 und dauernd seit 1862 lebte er in Berlin.

[4] (S. 6.) Karl Beck, Dichter, 1817—1879. Er stammte aus Ungarn, lebte aber von 1844 bis 1849 großenteils in Berlin.

[5] (S. 7.) Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Charlottenburg 1844.

[6] (S. 10.) Silvio Pellico's (1788—1854) Buch: „Le mie prigioni", in dem er seine zehnjährige Gefangenschaft auf dem Spielberg beschrieb, war schon 1833 im italienischen Original und in deutscher Uebersetzung erschienen.

[7] (S. 10.) Ob wirklich Buffon (1707—1788), der große französische Naturforscher, geschrieben ist, läßt sich nicht genau feststellen; es könnte auch Lesson heißen, der seit 1829 bändereiche Fortsetzungen zu B.'s naturwissenschaftlichen Werken herausgab.

[8] (S. 11.) L. Tieck, der Romantiker (1773—1853) war 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden, besonders mit dem Auftrag, dem Generalintendanten des Theaters bei Einstudieren griechischer und Shakespeareſcher Stücke zur Seite zu stehen. Die Aufführung

der „Antigone" von Sophokles mit der Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy erfolgte im Winter 1841/42.

[6] (S. 12.) Der Landsitz W. von Humbolds bei Berlin, durch das vielverbreitete Buch über seine Tochter „Gabriele von Bülow" neuerdings in weitesten Kreisen bekannt geworden, erbaut von Schinkel.

[10] (S. 14.) Das Wort „natürliches" Kind für uneheliches Kind ist nach Lessing im 17. Jahrhundert aus dem Französischen ins Deutsche gekommen; doch findet sich der Ausdruck schon im 16. Jahrhundert und stammt möglicherweise aus dem römischen jus naturale.

[11] (S. 15.) Jaggernauth, verderbt aus Dschagannath, eigentlich „Herr der Welt", Beiname des Gottes Krischna; hier für das Heiligtum des Gottes in Puri gebraucht.

[12] (S. 15.) Die Anregung zu dieser Bemerkung kam vielleicht von der Lektüre des 1848/49 von K. Hase herausgegebenen Werkes: Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, in dem, außer Niederschriften der Genannten, besonders Briefe Schillers und Goethes abgedruckt waren. Die Nähe Weimars mochte aber zur Lektüre anderer Briefwechsel aus der klassischen Epoche anregen, namentlich des gerade 1851 erschienenen Goethe-Knebelschen. Körner ist natürlich der Vater des Dichters, Ch. G. K., Schillers Freund, 1756—1831; beider Briefwechsel war 1847 zum erstenmale erschienen.

[13] (S. 16.) Von Karl Gutzkow, der bisher als Dramatiker die größten Erfolge errungen hatte, erschien seit 1850 der 9bändige Roman „Die Ritter vom Geist".

[14] (S. 16, vergl. auch S. 20 und 29.) Richard Georg Spiller von Hauenschild, 1822—1855, schrieb unter dem Pseudonym Max Waldau seit 1847 Gedichte, Romane, Skizzen und war eine Zeitlang Liebling der Lesewelt.

[15] (S. 20.) Hahn ist die Gräfin Ida Hahn-Hahn 1805—1880, die vor ihrem Uebergang zum Katholizismus (1850) in zahlreichen Romanen die verschiedenen Strömungen des damaligen Lebens geschildert hatte.

[16] (S. 20.) Bulwer, eig. Edw. G. E. Bulwer Lytton, 1803—1873, hatte gerade damals den 4bändigen Roman „My novel" veröffentlicht, nachdem er früher hauptsächlich historisch-philosophische Romane geschrieben hatte.

[17] (S. 20.) „Des Meisters" nicht = Goethes, sondern des Romans „Wilhelm Meister". Hier ist zunächst dessen erster Teil, die „Lehrjahre", gemeint.

[18] (S. 21.) Peter von Cornelius 1783—1867. Er lebte seit 1841 in Berlin, von 1853—1861 in Rom. Er war grade während der genannten Zeit mit den Zeichnungen zu den großen Bildern für den beabsichtigten Campo Santo in Berlin beschäftigt.

[19] (S. 23.) Herm. Hettner, der bekannte Litterar- und Kunsthistoriker, der mit F. L. 1845 in Rom zusammen gewesen und ihr nahegetreten war, hatte 1852 ästhetische Untersuchungen unter dem Titel „Das moderne Drama" veröffentlicht, worauf sich unsere Bemerkungen beziehen.

[20] (S. 26.) Edmund Höfer, 1819—1882, hatte seine lange und erfolgreiche novellistische Thätigkeit 1852 mit den Erzählungen „Aus dem Volke" eröffnet.

[21] (S. 28.) H. Heine, mit dem F. L. in Paris viel verkehrte, den sie 1844/45 so bewunderte, daß ihr Stahr darüber Vorwürfe machte, und über den sie später Erinnerungen veröffentlichte, die sie 1888 in ein Buch aufnahm, war damals noch am Leben; er starb erst 17. Febr. 1856. Gemeint könnten seine 1854 erschienenen „Geständnisse" sein, die freilich keine Biographie sind, oder ein 1852 veröffentlichter biographischer Artikel von St. René Taillandier.

[22] (S. 28.) Der Maler Karl Begas, Stammvater einer weitverzweigten Künstlerfamilie 1794—1854, der auch mit Goethe in Beziehung stand, vergl. Goethe-Jahrbuch 19, 64 ff., 99 ff.

[23] (S. 33.) Die Autobiographie von George Sand (eig. Amantine Lucile Aurore Baronin von Dudevant), der fruchtbaren Romanschriftstellerin 1804—1876, war 1854 in der Zeitung „La Presse" dann als Buch veröffentlicht, und wurde alsbald von Claire v. Glümer übersetzt. Die S. 37 erwähnten Jules Sandeau und Alfred de Musset gehören zu den bekanntesten unter ihren Liebhabern. (Vergl. L. Geiger, Dichter und Frauen, N. S. Berlin 1899.)

[24] (S. 33.) Bohlen, Peter v., vielseitiger Orientalist, der sich mit Sanskrit und orientalischen Sprachen beschäftigte, 1796—1840. Seine Autobiographie gab J. Voigt, Königsberg 1841, heraus.

[25] (S. 37.) Dore ist das langjährige treue Dienstmädchen von

Varnhagens, das in Rahels Briefen wie in Varnhagens Selbstbiographie eine Rolle spielt.

[26] (S. 40.) Der in den Zeiten der Reaktion durch sein energisches Auftreten bekannt gewordene Berliner Polizeipräsident (Generalpolizeidirektor) K. L. F. v. Hinckeldey (geb. 1805) wurde am 10. März 1856 von einem Herrn v. Rochow-Plessow im Duell erschossen.

[27] (S. 44.) Fräulein Henriette Solmar, in den Varnhagenschen Denkwürdigkeiten und in andern, Berlins Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. schildernden Memoiren viel genannt, gehörte mit Marianne Saaling zu den Berliner Frauen jüdischen Ursprungs, die Bildung, Anmut, Reichtum besaßen und ihre Gaben benutzten, edelste Geselligkeit zu pflegen und zu beleben.

[28] (S. 44.) Theremin (über dessen Liebeshändel Varnhagen, Denkwürdigk. II. 38 fg. ausführlich plaudert) 1780—1846, Prediger, als geistlicher Redner und Erbauungsschriftsteller sehr geschätzt.

[29] (S. 44.) Sophie Sander, Frau des Buchhändlers J. D. S., die sich auch an Goethe heranzudrängen wußte und in der Skandalchronik der ältern Romantik eine bedeutende Rolle spielt.

[30] (S. 44.) General von Helwig, schwedischer Oberstleutnant, später Generalleutnant in Berlin, der Gatte der bekannten Dichterin Amalie, die als Mädchen, dem Weimarischen Kreise angehörig, zu den Lieblingen Schillers und Goethes gehört hatte; die Frau starb 17. Dez. 1831.

[31] (S. 45.) Der Roman von Gust. Freytag „Soll und Haben" war zuerst 1855 erschienen. Das obige Urteil wird in einzelnen späteren Aeußerungen berichtigt.

[32] (S. 48.) Die anziehende Biographie Goldsmiths, dessen „Vicar of Wakefield" in Deutschland so allgemeine Berühmtheit erlangte durch Washington Irving (1783—1859) war englisch 1849 erschienen; in deutscher Uebersetzung wurde sie erst 1858 veröffentlicht.

[33] (S. 48.) Paalzow, Henriette, geb. Wach, 1788—1847, 1816 mit dem Major P. verheiratet, aber nach einigen Jahren von ihm getrennt, lebte seitdem in Berlin und gestaltete ihr Haus zu einem Mittelpunkt der besten Gesellschaft. Sie wurde durch ihre Familienromane, die meist in der Vergangenheit spielen, berühmt und übte namentlich durch die sittliche Tendenz ihrer Schriften eine große Wirkung auf die Frauenwelt aus.

[34] (S. 49.) Luise Mühlbach, eig. Clara Müller, 1814—1873, seit 1839 mit dem bekannten Schriftsteller Theodor Mundt verheiratet und seitdem ständig in Berlin, wenn sie auch seit dem Tode ihres Gatten, 1861, viele größere Reisen unternahm, eine Schriftstellerin von unheimlicher Fruchtbarkeit. Sie schrieb in noch nicht 40 Jahren mehr als 200 Bände und wählte sich im wesentlichen die deutsche Geschichte vom 16. Jahrhundert an bis auf die neueste Zeit zu ihrem Arbeitsgebiet. Sie war nicht ohne Talent, verdarb aber durch ihre grenzenlose Vielschreiberei ihre Begabung und verschaffte durch unkünstlerische Mischung des Geschichtlichen und Erfundenen dem hungrigen Publikum ein leicht genießbares Lesefutter. Ihre Werke sind heute verdienter gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen.

[35] (S. 51.) Der in den Anmerkungen schon mehrfach genannte Varnhagen von Ense, 1785—1858, durch seine Tagebücher, besonders durch seine historischen und biographischen Arbeiten bekannt und geschätzt, war wohl ein Klätscher als Gesellschafter und Schriftsteller, doch ein Mann, der sowohl als Schriftsteller wegen seiner lichtvollen Prosa, dann als Politiker wegen seines Freimuts und als Mensch wegen seiner oft bewährten Güte in anderer Weise fortlebt, als es in einzelnen bösen Urteilen unseres Buches geschieht. Seine Nichte Ludmilla Assing, Tochter von Varnhagens Schwester, 1827—1880, gab ohne Wahl die von dem Onkel aufgehäuften Briefmassen heraus. In dem gedruckten Briefwechsel, zwischen Varnhagen und A. v. Humboldt, dessen Vorrede wirklich vom Januar 1860 datiert ist, ist unter dem angeführten Datum jene Stelle nicht zu finden; sollte sie im Manuskript des Werkes, das F. L. zugänglich war, gestanden haben?

[36] (S. 52.) Der „Geisterseher" erschien zuerst Leipzig 1789. Ueber F. L.'s Urteil vergl. die Vorrede.

[37] (S. 62.) Herzensche Memoiren sind die von Alexander Herzen (1812—1870), dem bedeutenden russischen Roman- und politischen Schriftsteller, der seit 1847 außerhalb Rußlands leben mußte, geschriebenen „Aus den Memoiren eines Russen". 1.—4. Folge, Hamburg 1855 bis 1859. Von seiner Persönlichkeit und seinen Schicksalen hat jüngst L. Bamberger in seinen „Erinnerungen" anziehende Mitteilungen gemacht.

[38] (S. 63.) Leopold Schefers, 1784—1862, Laienbrevier ist eine

Sammlung von 366 Sprüchen, je einer für jeden Tag des Jahres. Sie entstammen den Jahren 1807—1822, erschienen vollständig erst 1834 und erfreuten sich lange großer Beliebtheit. Sie verdienen diese, teils wegen ihrer sinnigen Sprache, teils wegen ihrer freien religiösen Auffassung, eignen sich aber, gerade infolge ihrer Bestimmung, nicht dazu, hinter einander gelesen zu werden.

[39] (S. 64.) Syren ist, wie es scheint, litterarisch nicht hervorgetreten, wenigstens in den zugänglichen biographischen Nachschlagewerken nicht zu finden.

[40] (S. 68.) Karl Ludwig Stahr, geb. 1812, gest. 1863, dessen Andenken der ältere Bruder Adolf seine „Lebenserinnerungen aus der Jugendzeit" widmete. K. Stahr studierte Philologie und Geschichte, löste eine Preisaufgabe über die Fragmente des Aristotelischen Politieen, wurde wegen Beteiligung an der Burschenschaft zu 5jähriger Gefängnisstrafe verurteilt, nach einem Jahr begnadigt. Er entwickelte als Philologe eine geachtete Thätigkeit.

[41] (S. 69.) Gemeint ist die Anfang 1864 ausgegebene Schrift: „Herr Bastiat-Schulze oder Kapital und Arbeit", in der Ferd. Lassalle außer der Polemik gegen Schulze-Delitzsch seinen Feldzug für eine neue Association und Organisation der Arbeiter fortsetzte.

[42] (S. 73.) Die Bemerkungen sind hervorgerufen durch Fr. Dingelstedts, des damaligen Weimarer Generalintendanten, Experiment, die Shakespeareschen Königsdramen hinter einander zur Aufführung zu bringen.

[43] (S. 77.) Paul Louis Courier, 1777—1825, französischer Gelehrter und Publizist, hauptsächlich durch seine politischen Flugschriften berühmt, die er nach der Restaurationszeit gegen die Regierung seines Heimatlandes richtete.

[44] (S. 77.) Armand Carrel, 1800—1836, Republikaner, politischer Schriftsteller, schrieb 1829 eine längere Einleitung zu der von Sautelet veranstalteten Sammlung der Schriften Couriers; C. war von H. B. Oppenheim in einer eingehenden Studie behandelt worden.

[45] (S. 78.) Die große Arbeit, mit der F. L. damals beschäftigt war, ist der 3bändige Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht", das erste mehrbändige belletristische Werk, das sie 1849 unternommen hatte.

[46] (S. 81.) Der bekannte Politiker Joh. Jacoby, der von Königsberg her zu F. L.'s Vertrauten gehörte, war durch sie auch Stahr nahe getreten. An dessen Lessing-Buch hatte er den philosophischen Teil gearbeitet und die Widmung erhalten, bis er Bismarck weichen mußte. Sobald er in Berlin war, verkehrte er im St.schen Hause. Seinen Ausspruch hat er, wie F. L. dazu geschrieben hat, selbst in diese Fassung gebracht; ursprünglich hatte er, in F. L.'s Niederschrift, weniger präzise gelautet.

[47] (S. 82.) Der berühmte Jenenser Naturforscher. Das Urteil ist um so merkwürdiger, als damals noch keines der epochemachenden, in der wissenschaftlichen Welt wie bei dem allgemein gebildeten Publikum vielgelesenen Werke Haeckels erschienen war. Die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" erschien erst 1868. Nur von den „Radiolarien" war der erste Band veröffentlicht.

[48] (S. 85.) Simons Briefe. Gemeint ist das „Gedenkbuch", das J. Jacoby dem Freunde widmete, 2 Bände, Berlin 1865. Doch ist nicht er, sondern Frau Gärtner die Sammlerin und Ordnerin der in dem Werke zusammengestellten Briefe.

[49] (S. 86.) Niemann, einer der berühmtesten Tenöre, geb. 1831, einer der hervorragendsten Wagnersänger, der gerade damals der Berliner Hofbühne anzugehören begann. „Rienzi" ist eine der ältesten Opern Wagners; ihr, wie der Wagnerschen Musik überhaupt, begegnete F. L. mit schroffer Ablehnung.

[50] (S. 87.) Virchows Forderung durch den preuß. Ministerpräsidenten v. Bismarck erfolgte wegen Aeußerungen des Erstern im Abgeordnetenhause, wurde aber von dem Geforderten abgelehnt.

[51] (S. 88.) Die Erinnerung an Béranger ist wohl nur eine zufällige. Denn der berühmte Liederdichter (1790—1857) war schon 9 Jahre vorher gestorben, und gerade damals war weder eine neue Ausgabe noch Uebersetzung der Werke erschienen. Vielleicht regte die im vorhergehenden Jahre veröffentlichte Biographie Arnoulds (1864) zu dieser Betrachtung an.

[52] (S. 88.) Nach dem Inhalt des Gesprächs sollte man an den Theologen Albrecht Ritschl denken, dieser war indes schon 1864 von Bonn nach Göttingen berufen; es muß daher der Philologe Friedr.

Wilh. R. gemeint sein, der freilich im Herbst 1865 auch Bonn verließ und es mit Leipzig vertauschte.

53 (S. 88.) August Döring: Shakespeares Hamlet, seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert. Hamm 1865. (In neuer Bearbeitung, Berlin 1898.)

54 (S. 93.) Alfred Woltmann, Kunsthistoriker, 1841—1880, war seit 1863 Dozent der Kunstgeschichte in Berlin, und trug durch seine Universitäts- und öffentlichen Vorlesungen (die hier genannte gewiß eine in der „Singakademie" zum Besten der Volksbibliotheken) viel zur Erweckung und Verbreitung des kunsthistorischen Interesses bei. Sein Vortrag über den damals noch, freilich in hohem Alter lebenden christlichen Maler Overbeck, 1789—1869, ist schwerlich gedruckt.

55 (S. 93.) Cornelius, Peter v., vgl. oben Anmerkung 18. Er gehörte zu den Künstlern, die von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurden, fühlte sich aber dort nicht recht heimisch. Gerade „das erneute und selbständige Studium der Natur" geht, wie ein neuerer Forscher sagt, seinen Werken ab. In diesem Sinne ist auch seine hier mitgeteilte Aeußerung zu verstehen.

56 (S. 95.) Hildebrandt, Eduard, 1818—1868, Maler, besonders Aquarellist, hauptsächlich bekannt, wenn auch sehr verschieden beurteilt, durch die 400 Aquarelle, die er von seiner 1862—1864 unternommenen Reise um die Erde mitbrachte. Ihre Ausstellung war für das Berliner Kunstleben ein wichtiges Ereignis.

57 (S. 97.) Rahl, Karl, Maler, 1812—1865, in seinem Wirken hauptsächlich Oesterreich angehörig, wenn er auch einige Zeit in München und längere Zeit in Rom lebte. An letzterem Orte lernte ihn F. L. kennen. Sei neuester Biograph rühmt an ihm „begeisterte Hingabe an das Altertum, Formvollendung in der Zeichnung, Schönheit in der Anordnung, Durchdachtheit der Komposition, außerdem den Linienfluß der bewegten Figuren und die Kraft und Gewalt seines Kolorits."

58 (S. 98.) F. L. hat am Rande bemerkt: „Adolf citiert beim Lesen dieser Passage Briefe an Merck S. 137, 138." Das Citat stimmt nicht; in keiner der drei Briefsammlungen an M. findet sich auf der angeführten Seite eine solche Stelle. Gemeint ist das Richtige, daß G. nämlich ursprünglich einen Theaterroman zu schreiben gedachte und erst allmählich dazu kam, ihn zu einem Bildungsroman umzugestalten.

[59] (S. 107.) Dr. F. Körte, Geh. San.-Rat, hochangesehener Mediziner, gegenwärtig einer der ältesten Aerzte Berlins, der wie vielen seiner Patienten auch dem Stahrschen Hause menschlich nahe stand. (Vergl. bes. S. 148.)

[60] (S. 110.) A. Bernstein (Rebenstein) 1812—1884, als Dichter, Sprachforscher und populärer naturwissenschaftlicher Schriftsteller reich begabt, war seit 1849 auch politisch thätig und schrieb drei Jahrzehnte und länger täglich einen, meist politischen Leitartikel. B. gehörte nicht zu denen, die sich der Sympathie F. L.'s erfreuten; bei dieser Abneigung sprachen wohl persönliche Gründe mit.

[61] (S. 110.) Pellico, s. oben A. 6. Maroncelli (vergl. Alfr. Stern, Geschichte Europas II, 172, 180) war ein Leidensgefährte des Ebengenannten auf dem Spielberg, wo ihm ein Bein amputiert werden mußte. Graf Antonio Oroboni (statt Ott., wie F. L. schrieb), saß gleichfalls auf dem Spielberg und starb daselbst 13. Juni 1823. Ueber beide handelt S. Pellicos obenerwähntes Buch, das jedenfalls für unsere Berichterstatterin die Quelle gewesen ist.

[62] (S. 112.) Das ausgezeichnete Werk (ital. Titel S. 119) des noch jetzt thätigen ital. Historikers war 1859—1861 in erster Ausgabe erschienen (zweite Bearbeitung 1887/88); 1868 war eine deutsche Uebersetzung erfolgt.

[63] (S. 121.) Gemeint ist doch wohl, obgleich im Manuskript Ferraris steht, der italienische Philosoph Giuseppe Ferrari, 1812—1876. Er lebte von 1839—1859 in Frankreich und gab viele historische, politische und philosophische Schriften in französischer Sprache heraus.

[64] (S. 122.) Mémoires d'exil (Bruxelles-Oberland) par Mme. Edgar Quinet, Paris 1868. Das Buch ist ein deutlicher Beweis, wie ausschließlich Interesse und Sympathie des Quinetschen Ehepaars dem Heimatlande Frankreich galten.

[65] (S. 123.) Leider kann ich das Buch nicht nachweisen; Riel steht deutlich da, für den Titel des Buches ist ein leerer Raum gelassen. Sollte sich F. L. verschrieben und Rose: Beschreibung und Einteilung der Meteoriten, Berlin 1864 gemeint haben?

[66] (S. 126.) A. Hausrath, Professor in Heidelberg, geb. 1837. Die Neutestamentliche Zeitgeschichte, die in 3 Teilen zuerst 1868 erschien, ist jetzt in 3. Aufl. veröffentlicht.

[67] (S. 128.) K. E. A. Schmidt, geb. 1798, seit 1822 Conrector am Gymnasium zu Prenzlau, dann Professor in Stettin, in Halle gebildet, Grammatiker, Sprachforscher, Pädagoge. Er wird von Stahr in den Lebenserinnerungen „Aus der Jugendzeit", Schwerin 1877, II. 29 ff. eingehend und liebevoll geschildert.

[68] (S. 129.) In der Ausgabe 1876, I., 181. Gemeint ist das Gespräch vom 13. Dez. 1826, in dem das Wort vorkommt: „Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch alles übertrifft."

[69] (S. 132.) Gemeint ist doch wohl der Physiologe, nicht der Maler dieses Namens, Joh. Nep. Cz. 1828—1873, besonders bekannt durch die Anwendung des Kehlkopfspiegels zu physiologischen Zwecken.

[70] (S. 132.) W. Lübke, Kunsthistoriker, 1826—1893. Er war damals Professor in Stuttgart und schon durch eine Reihe geschichtlicher Werke über Baukunst, Plastik, Malerei bekannt. Er mag schon durch seinen Berliner Aufenthalt dem Stahrschen Hause nahe getreten sein.

[71] (S. 133.) Marianne Jung, 1784—1860, seit 1800 Tänzerin in Frankfurt a. M., seit 1814 mit J.J. Willemer verheiratet, in dessen Haus sie seit längerer Zeit aufgenommen war. Daß sie Empfängerin vieler Divangedichte und Verfasserin einiger der schönsten ist, teilte H. Grimm zuerst in einem 1869 erschienenen Aufsatze mit.

[72] (S. 134.) „Die Unzertrennlichen" erschienen zusammen mit „Pflegeeltern" als zwei Erzählungen, Berlin 1871.

[73] (S. 142.) Gemeint sind: Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Aktenstücke aus den Papieren der herz. Bibl. und den Akten des herz. Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel, hgg. von O. v. Heinemann, Leipzig 1870. — Briefwechsel Lessings mit seiner Braut Eva König, hgg. von Alfr. Schöne. Leipzig 1870.

[74] (S. 144.) Fr. Spielhagen, der berühmte Romanschriftsteller, geb. 1829. — Sp. hatte seine Ansichten in dem Buche „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" 1882, n. Ausg. 1896, weiter ausgeführt und seine Stellung zu Goethes Romanen in der Abhandlung: „Die epische Poesie und Goethe." (Goethe-Jahrbuch Bd. 16) dargelegt.

[75] (S. 147.) Der Roman Madame Bovary v. G. Flaubert erschien 1857 (2 Bde.). Er gilt als Beginn des französischen Naturalismus und damit des Naturalismus überhaupt durch die rücksichtslose Darstellung

kleinstädtischer Zustände und männlicher, besonders weiblicher Typen aus ihnen.

[76] (S. 148.) Das Buch „Meine Lebensgeschichte" erschien in sechs Bänden 1861—1862. Die Erinnerung an dieses Buch ist an unserer Stelle nicht durch einen Neudruck hervorgerufen, sondern Niederschlag eines damals geführten Gesprächs.

[77] (S. 148.) Léon Gambetta, Politiker, geb. 1838, gest. 1882. Er war Franzose, jüdischen Glaubens und stammte aus einer genuesischen Familie. G. hatte schon vor 1870 in der innern Politik Frankreichs eine Rolle gespielt, entfaltete im Kriege eine bewundernswerte Thätigkeit und wurde für die Folgezeit als Abgeordneter, Minister, Redner einer der bedeutendsten Politiker Frankreichs.

[78] (S. 151.) Der damals glücklich gewählte Titel wurde später von Spielhagen nochmals bei seiner Autobiographie gebraucht: Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben, 2 Bde. 1890.

[79] (S. 153.) Der Roman „Clementine" erschien 1842, „Jenny" 1846, „Von Geschlecht zu Geschlecht", schon oben erwähnt, 3 Bde. 1864, „Mädchen von Hela", 2 Bde. 1860, „Graf Joachim" ist der dritte der „Neuen Romane", die in Buchform 1859—1864 erschienen, „Jasch", die letzte der Erzählungen, die in der dreibändigen Sammlung „Erzählung" 1866—1868 enthalten waren. „Der Seehof" wurde 1860 veröffentlicht, „Villa Riunione, Aus den Erzählungen eines Tanzmeisters", 2 Bde. 1868, „Dünen- und Berggeschichten", ein älteres Buch, 2 Bde. 1851.

[80] (S. 156.) Die beiden Stellen stehen in den Gesprächen mit Eckermann, 11. Juni 1825 und 29. Juni 1826.

[81] (S. 162.) Die sechs Vorträge von Strauß über Voltaire, vor der Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt gehalten, — aus dieser Entstehung erklärt sich manches, was F. L. als Fehler des Buches hervorhebt — erschienen zuerst in Buchform 1870; seitdem in mehreren Auflagen. Dem großen künstlerischen Wert des Buches wird die Kritikerin nicht gerecht.

[82] (S. 163.) Adrienne Lecouvreur (Le Couvreur), die schöne und talentvolle Schauspielerin, die am 20. März 1730 starb, wurde, nicht etwa wegen des Vorurteils, das man gegen die Schauspielerin hegte, sondern wegen Prozeßgeschichten, die hier nicht im einzelnen erörtert

werden können, eiligst bei Nacht von Freunden auf einsamem Wege eingescharrt.

[83] (S. 170.) Herm. Althof, einer der intimen Freunde F. L.'s, Schriftsteller und Arzt, der lange in Amerika lebte; von seinen Lebensdaten vermag ich nichts anzugeben. Nur sein Tod (Jan. 1876) ist mir bekannt. Vgl. oben S. 237.

[84] (S. 171.) B. Auerbach, bekannter Schriftsteller, der berühmte Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", 1812—1882. Seit 1859 lebte er dauernd in Berlin und traf öfters mit F. L. zusammen, ohne daß sich zwischen beiden eine dauernde Freundschaft entwickelte. Ich habe die Stelle beibehalten, trotz des spöttischen Anfangs, der übrigens eine Schwäche des Dichters richtig bezeichnet, weil der Schluß dem guten und würdigen Manne gerecht zu werden sucht.

[85] (S. 172.) Frhr. Alex. von Ungern-Sternberg, genannt A. v. Sternberg, 1806—1868, ein früher sehr beliebter Erzähler. Er lebte in den 40er Jahren in Berlin und stand dem Kreise nahe, in dem auch F. L. verkehrte. Seine Novelle „Die Zerrissenen" ist sein erstes Buch, das schon 1832 erschien. In seinen „Erinnerungsblättern" Berlin 1856, II, S. 146 ff. spricht er sich über seine Bekanntschaft mit F. L. aus (Anfang der 40er Jahre); die ihr dort in den Mund gelegten Aeußerungen über Christentum, die sie in Gegenwart „einer alten Dame, die blind und taub war", vielleicht Frl. Solmar (oben A. 27) gethan haben soll, sind sehr stark.

[86] (S. 175.) K. Büchsel, Generalsuperintendent in Berlin (1803 bis 1884), lange Zeit, namentlich in den 70er Jahren einer der Hauptvertreter der strengsten protestantischen Richtung.

[87] (S. 179.) Calisto da Lodi, richtig Callisto Piazza, der aus Lodi stammte, gest. 1563. Von seinen Bildern befinden sich in der Brera zu Mailand eine Madonna und die Hochzeit zu Cana.

[88] (S. 181.) Die Kunsturteile sollen nicht im einzelnen wiederholt oder bestätigt werden. Die zuletzt genannten, hauptsächlich Berliner Maler, sind, obwohl der Letztere nicht mehr am Leben ist, dem modernen Leser zu bekannt, als daß über sie Notizen gegeben zu werden brauchten. Ingres J. Aug. Dom., 1780—1867, französ. Maler, dessen Hauptthätigkeit freilich dem historischen, zumeist klassischen Gebiete, nicht dem Porträt zugewendet war. Der von ihm gemalte Bertin ist jedenfalls

einer aus der Dynastie der Leiter des Journal des Débats. — Elisabeth Baumann, bekannter unter dem Namen ihres Gatten Jerichau, 1819 bis 1881, hauptsächlich durch Landschaftsbilder bekannt, zu denen sie die Motive aus den vielen von ihr bereisten Gegenden entnahm. Ausführlich über sie handelt F. L. in ihrer Schilderung des ersten römischen Aufenthalts.

[89] (S. 182.) Muchlichkeit, wahrscheinlich Provinzialismus, von mucheln abgeleitet, Grimm VI., 2604 = Verderbtheit, schimmlig, dumpf Gewordenes.

[90] (S. 187.) Die Deutung ist gewiß mehr geistreich als richtig. Der Sinn kann nur der sein, daß, während um den Geist, d. h. dessen Träger alles sich bewegt und sich ändert, er selbst unverändert beharrt.

[91] (S. 189.) Karl Frenzel, geb. 6. Dez. 1827, einer der Nestoren der Berliner Schriftsteller, als Romanschreiber und Essayist von gleicher Bedeutung, vor anderen ganz besonders ausgezeichnet durch seine umfassende Belesenheit und sein unbestechliches Urteil. Unsere Stelle bezieht sich, wie K. F. selbst mich freundlich belehrt, auf die Anzeige von Zellers Straußbiographie, in welcher sein Gegensatz gegen Strauß: „Der alte und der neue Glaube" noch einmal energisch ausgesprochen war. — Eine zweite Stelle über Frenzel (unten S. 203, vergl. A. 100) bezieht sich auf dessen italienische Feuilletons in der Nat.-Ztg. (Mai und Juni 1875), behandelt auch den Gegensatz, „den ich (Worte des Autors) in meinem Artikel „Die römische Landschaft" zwischen unserer und der italienischen Natur, unserm und italienischem Wesen zu schildern suchte."

[92] (S. 190.) Die vier Genannten nebst Mundt sind die Vertreter der bes. seit 1833 auf dem Gebiete des Romans und der Kritik unter dem Gesamtnamen des „jungen Deutschland" thätigen Schriftstellerschule. Ganz gerecht ist das Urteil nicht. Uebrig geblieben ist von Laube und Gutzkow noch heute Manches, und das frühere Geschlecht wußte von Gutzkow und Laube recht viel. Auch daß die jungen Männer zu ihrer Zeit an die von Frankreich her importierten Ideen nicht glaubten, dürfte sich schwerlich beweisen lassen.

[93] (S. 190.) Dagegen ist gewiß richtig, daß Immermann, eben weil er ein größerer Dichter war als jene („Oberhof, Tulifäntchen, Epigonen") auch bei der Nation einen andern Namen erworben und einen größeren Einfluß ausgeübt hat.

[93] (S. 191.) Frl. Solmar vergl. oben S. 44 und Anm. 27. Die Aeußerung ist hervorgerufen durch den damals erschienenen Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, 6 Bde., Leipzig 1874. Hedwig v. Olfers, eine geborene von Stägemann, geb. 1800, verheiratet 1823, verwitwet 1872, lebte bis 11. Dez. 1891. Als Schriftstellerin trat sie wenig hervor; die nach ihrem Tode erschienenen Gedichte (Berlin 1892) legen von ihrem Innenleben Zeugnis ab.

[95] (S. 193.) Das zweibändige Buch Düntzers über Frau v. Stein erschien 1874. — Die an unserer Stelle genannten „berühmten Liebespaare", die vier ersten aus dem 18., die folgenden aus dem 19. Jahrhundert, sind Litterarkundigen bekannt genug, hier auch nur so kurz des Beispiels halber gestreift, daß ein näheres Eingehen auf sie unnötig ist.

[96] (S. 194.) Das Urteil ist herb, aber gerecht; die Vulpius, Goethes Gattin, wurde namentlich durch Charlotte v. Stein und Charlotte v. Schiller in häßlichster Weise verunglimpft; Minna Stock, die Gattin Ch. G. Körners, war eine zurückhaltendere Natur und beteiligte sich weniger an solchem Klatsch. Karoline v. Wolzogen, Schwester der Charl. v. Schiller, schon oben erwähnt, war zweifellos die Bedeutendste aus jenem Kreise.

[97] (S. 194.) Citat aus Goethes Gedicht „Das Veilchen".

[98] (S. 196.) Aus Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands".

[99] (S. 199.) Nesper, jetzt Schauspieler am Kgl. Schauspielhaus in Berlin, geb. 1844, seit 1867 Schauspieler, damals mit den „Meiningern", die ihren ersten Ausflug machten, in Berlin.

[100] (S. 203.) Vergl. oben A. 91.

[101] (S. 204.) Der Historiker K. Ludw. Peter, 1808—1893, der, nachdem er in den verschiedensten Städten Gymnasialdirektor gewesen war, seit 1873 in Jena im Ruhestand lebte. Er hatte eine römische Geschichte geschrieben und dadurch wohl die schon seit der Jugend bestehenden Beziehungen zu St. befestigt, der sich in einzelnen, freilich verunglückten Arbeiten der römischen Geschichte zugewendet hatte.

[102] (S. 207.) Gemeint ist der Briefwechsel zwischen Schiller und seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, hgg. von W. v. Maltzahn, Leipzig 1875. Besondere Bedeutung besitzt der Briefwechsel für Schillers Frühzeit, später wird er seltener und unwichtiger.

[103] (S. 216.) Gattin eines dortigen Arztes, Tochter des Professors Dirichlet und seiner Gattin Rebekka, einer Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

[104] (S. 218.) Die Schilderung dieses ersten römischen Aufenthalts findet sich in der Fortsetzung von F. L.'s sechsbändiger Lebensgeschichte, Westermanns Monatshefte Nr. 490—492, Juli bis Sept. 1897.

[105] (S. 219.) Jak. Burckhardts (gest. 1896) Geschichte der Renaissance in Italien erschien zuerst als Fortsetzung von Franz Kuglers Geschichte der Baukunst 1867; eine zweite, vom Autor selbst bearbeitete Auflage 1878. Ein besonderer Anlaß, warum F. L. gerade 1876 das ältere Buch wieder vornahm, ist nicht bekannt.

[106] (S. 229.) Herm. Grimm: Goethe-Vorlesungen, gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin, 2 Bde., Berlin 1876. Seitdem mehrfach wiederholt, zuletzt (1899) in 6. Auflage erschienen.

[107] (S. 233.) Die ganze Stelle bedürfte eines großen Kommentars. Ich habe sie stehen lassen als Protest der Dichterin gegen den Kritiker, ohne die vorgetragenen Ansichten zu billigen. Ueber das Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein wird man anderer Ansicht sein dürfen, ohne Philister gescholten zu werden. Nur das Eine ist ganz unmöglich, daß Luise Rudorff, die Sängerin, die Jan. 1798 Knebels Frau wurde, das Urbild zu Philine ist. Denn die Zeichnung dieses liebenswürdigen, leichtsinnigen Geschöpfs gehört gewiß der ersten Fassung an, diese aber erfolgte zu einer Zeit, da Luise, geb. 1776 oder 1777 im zartesten Kindesalter sich befand.

[108] (S. 233.) Das Buch P. Lindaus über Alfred de Musset ist Anfang 1877, eine 2. Auflage in demselben Jahre, eine dritte 1879 erschienen. Daraus schon erklärt sich die Teilnahme des deutschen Publikums an dem französischen Autor; die des französischen war, nach den von Lindau gegebenen Daten, um vieles größer.

[109] (S. 236.) Monolog der Camilla, 12. Scene des 3. Aktes in Houwalds „Bild". F. L. citiert sehr frei; ich habe den Wortlaut richtig gestellt. Die angeführten Worte bilden nicht den Anfang des Monologs; dieser lautet vielmehr: „Des Tages Fackel seh' ich nicht verglimmen."

[110] (S. 237.) Die meisten der genannten Maler, mögen sie einer entschwundenen Periode, wie Ostade, oder den verschiedenen Richtungen der Neueren angehören, sind bekannt genug. Hervorhebung verdienen: Philipp Veit, 1793—1877, als einer der Hauptvertreter der christlichen

Richtung in der deutschen Malerei, in Rom, später seit 1830 in Frankfurt thätig. Der Maler August Fr. Schenk aus Holstein war besonders in den 60er Jahren sehr beliebt, hauptsächlich Tiermaler.

[111] (S. 239.) Pückler-Muskau, Fürst von, 1785—1871. Aus seinem Nachlaß sind „Briefwechsel und Tagebücher" von Ludmilla Assing in 9 Bänden 1873—1876 herausgegeben.

[112] (S. 244.) Die Lesung ist nicht ganz über allen Zweifel erhaben, da in dem Worte von der Schreiberin herumkorrigiert ist. Ichor = Lebenssaft, „die ätherische Flüssigkeit, welche den Göttern statt des Blutes zugeschrieben wurde." Hier würde zugleich eine Anspielung auf die „Ichheit" versucht sein; das Ganze ist eine Spötterei gegen die übertriebene Hochhaltung des Familiensinns.

[113] (S. 250.) G. v. Loepers ausgezeichnete Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit" bildet den 20.—23. Band der sogenannten Hempelschen Ausgabe (Berlin), deren Bände leider ohne Jahresangabe erschienen; die Einleitung ist datiert 15. Sept. 1876.

[114] (S. 252.) Harry v. Arnim, 1824—1881, der bekannte preußische Diplomat, der 1874 seines Amtes entlassen und wegen Beiseiteschaffung amtlicher Urkunden mit Gefängnis bestraft wurde. 1866/67 lebte A. als preußischer Gesandter in Rom, seit seiner Verurteilung als Flüchtling in der Schweiz und in Italien.

[115] (S. 254.) Von Max Müller, dem berühmten Sprachforscher, geb. 1823, war damals eine neue Auflage der Uebersetzung der Lectures on the science of language erschienen, ferner der 4. Bd. der Chips from a German workshop, die in deutscher Uebersetzung als „Essays" veröffentlicht sind, vollendet worden.

[116] (S. 256.) Das Dienstmädchen, das auch bei St.'s letzter Krankheit sich treu erwiesen hatte.

[117] (S. 270.) Platens, Romanzen und Jugendlieder (5. Sept. 1823) nach dem richtigen Text hergestellt; F. L. citierte sehr ungenau. Viele Stellen Goethes und Schillers sind daher stillschweigend richtiggestellt worden.

[118] (S. 274.) Der 6. Febr. 1846 ist der Erklärungstag Stahrs, der, den F. L. als den eigentlichen Anfang ihrer Verbindung zu betrachten pflegte, etwa der von ihr in der Fortsetzung der Selbstbiographie, Westermanns Monatsh. Bd. 82 S. 725 fg. geschilderte.

[119] (S. 280.) Etwa der auch als Schriftsteller und Diplomat bekannte Joh. Aug. Graf von Gobineau, 1816—1882? Er mag, da er 1882 in Turin starb und 1877 seinen diplomatischen Dienst quittierte, damals in Italien gelebt haben.

[120] (S. 281.) Karuben sind die Früchte des Johannisbrotbaums.

[121] (S. 284.) Hippolyte Taine, 1828—1893, hauptsächlich bekannt durch seine geschichtlichen Werke über das alte Frankreich und die englische Litteratur, in denen eine neue philosophisch-naturwissenschaftliche Methode Anwendung fand. An unserer Stelle ist ein älteres, weniger bedeutendes Buch gemeint: Voyage en Italie, Paris 1866.

[122] (S. 285.) Die ersten Romane Benjamin D'Israelis (Lord Beaconsfield), der übrigens schon in seinem 12. oder 13. Lebensjahr getauft wurde, sind „Vivian Grey" und „Contarini Fleming". Ob einer dieser Romane an unserer Stelle gemeint ist, wird nicht völlig klar; denn so ganz paßt die hier gegebene Charakteristik nicht.

[123] (S. 286.) Theodor Döring, eig. Hering (1803—1878), in Berlin gebildet, Schauspieler seit 1825, seit 1845 Mitglied des Schauspielhauses, unvergleichlich in komischen Rollen. F.L. hat sich ausführlich über Dörings Persönlichkeit und Spiel ausgesprochen in „Zwölf Bilder nach dem Leben", Berlin 1888. Dort (S. 120) auch die Stelle über Kahle.

[124] (S. 286.) Ein schwäbischer Ausdruck, den der berühmte Bildhauer Dannecker, 1758—1841, mit Bezug auf seine Schillerbüste that, die er, wie bekannt, mehrfach ausführte.

[125] (S. 287.) Minona Frieb-Blumauer, 1816—1886, seit 1853 in Berlin als Darstellerin älterer humoristischer und Charakterrollen hoch bedeutend, fast stets Dörings Partnerin. — Rich. Kahle, geb. 1842, seit 1871 in Berlin, Darsteller von Charakter- und Intriguantenrollen.

[126] (S. 287.) Ein Klempnergeselle aus Leipzig, der ein nichtswürdiges Attentat auf Kaiser Wilhelm I. begangen hatte.

[127] (S. 291.) Eduard Jerrmann, deutscher Schauspieler, 1795 bis 1859. Derselbe Spruch wird in etwas veränderter Form von Max Ring, Erinnerungen II, S. 20 citiert, der eine anziehende Schilderung des auch als Schriftsteller thätigen Schauspielers giebt.

[128] (S. 292.) Moritz v. Strachwitz, 1822—1847. Die Gedichte des Frühvollendeten sind auch in der Reclamschen Universalbibliothek er-

schienen. Die erste Stelle ist aus dem Gedicht „An die Frauen", die zweite aus dem „Adel der Frauen".

[129] (S. 297.) Paul Heyses Roman „Im Paradiese" (3 Bde.) erschien zuerst 1876 und erregte durch einzelne Scenen, sowie durch die ganze Tendenz bei den Sittlichkeitsrichtern starken Anstoß.

[130] (S. 297.) Anton Dohrn, Zoologe, geb. 1840, Begründer der zoologischen Station in Neapel, der er seit 1870 vorsteht.

[131] (S. 302.) Witwe und Sohn (Lulu) Napoleons III. Der Letztere war in Afrika am 2. Juni 1879 von den Zulus in schrecklicher Weise getötet worden, und ein rein menschliches Mitgefühl ward der Mutter zu teil, die, mochte sie als Kaiserin noch so viele sittliche und politische Fehler begangen haben, wegen ihres schmählichen Sturzes und des tiefen Mutterschmerzes, die sie würdig trug, Mitleid verdiente.

[132] (S. 304.) Es handelt sich um Bismarcks Annäherung an das Centrum, die, nach dem Tode Pius IX. und der Thronbesteigung Leo XIII. begonnen, zu milderen Gesetzen führte, die seit 1880 dem Landtage vorgelegt wurden.

[133] (S. 305.) Charles Kingsley's (1819—1875) Roman: Hypatia, or new foes with an old face erschien zuerst 1853/54 und ist auch in Deutschland sehr verbreitet, ein kulturhistorischer Roman, der Berührungen des Heidentums und Christentums im 5. Jahrhundert schildert.

[134] (S. 306.) Hans Hopfen, Schriftsteller, geb. 1835, seit 1866 in Berlin, hatte im Frühjahr 1879 seine Gattin verloren, der er viele Gedichte widmete. Sie sind zusammengestellt in „Gedichte", Berlin 1883. Unsere Stelle bezieht sich höchst wahrscheinlich auf die Widmungsverse zu den „Geschichten des Majors" (16. Juli 1879), abgedruckt in den „Gedichten" S. 277—279.

[135] (S. 306.) Die Stelle ist nicht etwa aus dem eben angeführten Gedichte, sondern aus Goethes Marienbader Elegie.

[136] (S. 307.) Ich kann die Stelle nicht finden. Obgleich F. L. oft sehr ungenau citiert, so ist nicht denkbar, daß sie an Platens einen völlig anderen Sinn gebende Verse: (ed. Redlich I. 530) „Mögt ihr, was ich hier gesammelt, wieder unter euch zerstreue" gedacht hat.

[137] (S. 313.) Der Roman der George Sand „Lucrezia Floriani" erschien 1847; doch dürfte die Bezeichnung dieser Schriftstellerin als Lobpreiserin des Lorettentums zu weit gehen.

138 (S. 313.) So stehen die Verse in dem Gedicht „Tristan" (Gedichte ed. Redlich S. 55). In dieser Form passen sie eigentlich nicht in den Zusammenhang. In der That hatte F. L. die beiden letzten Verse so citiert:

Wird für keinen andern Dienst der Erde taugen,
Und doch wird er nach der Schönheit streben!

139 (S. 316.) Bezieht sich auf die Zurechtweisung im Urteilen über antike Kunstwerke, die F. L. von Stahr erfuhr und die sie in der Schilderung ihres römischen Aufenthalts ausführlich erzählt. Westermanns Monatshefte a. a. O. S. 719.

140 (S. 317.) Lord Houghton, 1809—1885, Dichter und Politiker, hatte 1873 Monographs, personal and political, herausgeg., in denen ein ausführlicher Aufsatz über Lady Ashburton steht.

141 (S. 317.) Friedr. Rob. Wilms, Berliner Chirurg, 1824 bis 1880, seit 1848 am Krankenhaus Bethanien, dort, in Privatpraxis und in den großen Kriegen als einer der ersten Operateure thätig, auch wegen seiner Humanität allgemein beliebt. Vergl. F. L. „Zwölf Bilder nach dem Leben", Berlin 1888, S. 220—225.

142 (S. 318.) Es handelt sich um den Aufstand der Nordalbanesen, nachdem durch den Berliner Vertrag 1879 Dulcigno und Antivari an Montenegro abgetreten wurden.

143 (S. 322.) Louise de la Ramée (Ouida), englische Romanschriftstellerin, geb. 1840, seit 1860 namentlich auf dem Gebiete des Sensationsromans thätig, auch in Deutschland sehr viel gelesen.

144 (S. 325.) Die in früheren Anmerkungen mehrfach angezogenen „Lebenserinnerungen" Adolf Stahrs erschienen in 2 Bänden. „Aus der Jugendzeit", Schwerin 1870, 1872. Der zweite Band ward durch ein Nachwort F. L.'s geschlossen; er geht nur bis zum Jahre 1829.

145 (S. 332.) Anspielung auf das schöne, aber wegen seines stark erotischen Inhalts durch Goethe von seinen Gesamtausgaben ausgeschlossene Gedicht „Das Tagebuch", das damals 1882 in Separatdrucken, im Umschlag, nach Art der gewöhnlichsten Schmutzlitteratur, veröffentlicht und verkauft wurde.

146 (S. 335.) Gemeint ist (vergl. M. Ring, Erinnerungen II, 117 fg. und F. L., Aus meinem Leben, Band 1) der Justizrat L. Crelinger, der durch seine Verteidigung in dem Polenprozesse bekannte

Jurist, eine in der Berliner Gesellschaft vielgenannte und beliebte Persönlichkeit.

147 (S. 338.) Anton Graf v. Prokesch-Osten, 1795—1876, Militär und Diplomat, besonders bekannt als Reisender, der, durch seine Reisen im Orient veranlaßt, manche geographischen und geschichtlichen Werke veröffentlichte. Seine Briefwechsel mit Metternich, Gentz, dem Erzherzog Johann sind neuerdings veröffentlicht.

148 (S. 340.) Vermutlich einer der beiden Schriftsteller: Thomas Hood, 1799—1845, als Humorist bekannt, oder sein Sohn, 1835—1874. Eine Begegnung mit dem Letzteren etwa in Rom ist wahrscheinlicher.

149 (S. 344.) Die Rede, in der Münchener Akademie gehalten, findet sich in den von Reuß herausgegebenen „Kleinen Schriften", Stuttgart 1890.

150 (S. 351.) J. K. W. Vatke, Theologe Hegelscher Richtung, 1806 bis 1882, Professor in Berlin, ein eigenartiger Geist, der, da er mit der herrschenden Gesinnung in Widerspruch stand, äußere Anerkennung niemals fand, durch Lehre und Schrift aber anregend wirkte. Das über ihn handelnde Buch: W. Vatke, in seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von H. Benecke, erschien Bonn 1883.

151 (S. 351.) Kuno Fischers Buch über Kant bildet den 3. und 4. Bd. seiner groß angelegten „Geschichte der neueren Philosophie".

152 (S. 355.) A. Hausrath, der oben A. 66 schon erwähnt ist, veröffentlichte nach seinem großen Buche über D. F. Strauß (2 Bde., München 1876, 1878) über Strauß eine Studie, die in seinen „Kleinen Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts", Leipzig 1883 abgedruckt ist.

153 (S. 358.) Vermutlich der Pädagoge Aug. Herm. Niemeyer, 1754—1828, ein klarblickender und freisinniger Mann, von dem einzelne Schriften noch in den 70er und 80er Jahren neu aufgelegt wurden.

154 (S. 361.) I. H. S. V. = In hoc signo vinces = in diesem Zeichen wirst du siegen; Inschrift, die dem Kaiser Konstantin am Himmel erschienen sein soll. Hier im Sinne von: Symbol, Lebensmotto; die Erinnerung an ihren Gatten ist ihr die stärkende Kraft ihres Lebens.

155 (S. 365.) Der letzte große dreibändige Roman von F. L., der in gewisser Weise an die eigene Jugendgeschichte anknüpfte und in echt humaner Art die Duldung verfocht.

156 (S. 366.) Leopold v. Ranke, 1795—1886, der berühmte Histo-

riker. Von seinem „Tagebuch“ wurden bald nach seinem Ableben in Zeitschriften Proben gegeben, die F. L. kennen gelernt haben muß; im Zusammenhang ist unsere Stelle erst gedruckt in L. R.'s „Zur eigenen Lebensgeschichte“, hgg. von A. Dove, Leipzig 1890, S. 604. F. L. citiert auch hier nicht ganz genau, statt „leibliche Leben“ hatte sie geschrieben „leibliche Alter“. Die Stelle Rankes ist im Zusammenhang sehr wohl zu verstehen. Sie soll, was bei dem arbeitsfrohen und bis zuletzt rüstigen Greise nicht Wunder nimmt, die Herrschaft des Geistes über den Körper und selbst über das Gemüt verkünden.

157 (S. 367.) Franz v. Liszt, der berühmte Musiker, starb 31. Juli 1886. Auch ihm hat F. L. in ihrem Buche „Zwölf Bilder nach dem Leben“, Berlin 1888 ein Erinnerungsblatt gewidmet.

158 (S. 370.) Vielleicht Edmund Pfleiderer, Theologe und Philosoph, geb. 1842. Er stammte aus Schwaben, freilich nicht aus Ulm, und war damals Professor der Theologie in Tübingen.

159 (S. 377.) Eduard Simson, geb. 10. Nov. 1810, gest. 2. Mai 1899 (vergl. Goethe-Jahrbuch Bd. 20). Er lebte in Berlin erst seit dem 1. Febr. 1891, da er sein Amt als Präsident des Reichsgerichts in Leipzig, das er seit 1879 bekleidete, aufgegeben hatte. Des Jugendgenossen hat F. L. in ihrer Lebensgeschichte mit inniger Freundschaft gedacht.

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter, Leipzig.

3 2044 021 180 849

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
FEB 14 1988
WIDENER
APR 08 2003
CANCELLED
WIDENER
APR 08 2003
CANCELLED
WIDENER
APR 08 2003
CANCELLED
SEP 11 1995
NOV 29 1982
7640007
6676650

E.STECHERT
NEW YORK